Stal.
199 rd

Gregorovius

Corsica.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Zweite durchgesehene Auflage.

Zweiter Band.

BIBLIOTHEK
DER
ALLG. ZEITUNG

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1869.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Autorrecht reservirt.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Durch das Land Nebbio nach Isola Rossa.

Wenn man von Bastia aus die Serra übersteigt, welche vom Cap Corso herauf kommt, so gelangt man auf die andere Seite des Meers in das Land Nebbio. Der treffliche Weg steigt zuerst eine Stunde den Monte Bello an. Man blickt zur Linken in die Ebne von Biguglia und von Furiani und in den großen Teich, in welchen der Fluß Bevinco mündet. Sobald man die Höhe erreicht hat, sieht man das Meer zu beiden Seiten. Nun fällt die Straße nach dem westlichen Gestade ab, das östliche ist verschwunden, und vor den Augen entfaltet sich das zauberische Gemälde des Golfes von San Fiorenzo. Rötliche Felsenufer, fast ohne Vegetation und niedrig sich absenkend, wunderlich ausgezackt, umschließen die tiefblaue Meeresbucht. Der Anblick ist groß, fremd und südlich.

Am Abhange des Bergrückens liegt das finstre Dorf Barbignano; die Straße führt an ihm vorbei durch Haine von Castanien und von Oelbäumen. Diese Straße ist vom Grafen Marbeuf gebaut, und hier war es, wo Bernadotte am Wege arbeitete. In gewaltigen Krümmungen beschreibt sie ein M, worauf mich der Conducteur der Post aufmerksam machte.

Wir näherten uns dem herrlichen Golf, der aus dem Kranz der monotonen und roten Ufer hervorlachte. Es ist ein altes

und sehr treffendes Bild, daß man vom stralenden Meereswasser sagt, es lache. Ich erinnerte mich an eine Stelle des Aeschylus: „O du im Wellenspiel des Meers unzählig Lachen!“ — Dieser Golf lachte aber nun gar aus unzähligen purpurblauen Wellen, und es lachte dazu ein Tal, durch welches ein Bach sich schlängelte, aus tausend und aber tausend Lorbeerrosen, welche mit ihren roten Blüten bedeckt weit und breit umherwucherten. In unsrem Vaterlande ist der Bach froh, wenn er sich mit Erlengebüsch und Weiden behängen kann, hier im schönen Süden prangt er in graziösem Oleander.

Die Gegend ist wenig oder fast gar nicht cultivirt. Ich sah oft verlassene oder halb zerfallene Häuser. Der Epheu hatte sie ganz umzogen und in seinen Ranken, welche Thüre und Fenster überspinnen, begraben. In solchem Epheuhäuschen wohnen jetzt wol die Elfen und kichern, wenn ein Sonnenstral oder das Mondlicht durch die grünen Rankengitter sich stielt, um zu sehn, was die Wichtchen drinnen für Schelmereien vorhaben. Die Geschichte der Menschen, die einst dort wohnten, mag blutig und grausig sein. Vielleicht vertrieb sie der Barbareske, oder der mörderische Krieg gegen Genua oder die Blutrache.

Am Ufer steht hie und da ein alter Genuesenturm.

Immer malerischer wird die Gegend in der Nähe von S. Fiorenzo. Zur Rechten breitet sich der Golf in seiner ganzen Größe aus, zur Linken weit im Hintergrunde überschaut der Blick das Amphitheater der Berge, welche gegen das Meeresbecken sich neigen. Es sind die stolzen Berge des Col di Tenda, an deren Fuße einst die Römer von den Corsen geschlagen wurden. Sie umstellen das Land, welches Nebbio genannt wird. Denn dieß ist das Gebiet um den Golf von S. Fiorenzo, wohinaus allein das Bergamphitheater sich öffnet. Es ist eine bergige Provinz von großer Dürre, aber reich an Wein, an Früchten, Oliven und Castanien. Seit den ältesten Zeiten galt

das Nebbio für eine natürliche Festung, weshalb alle Eroberer von den Römern bis auf die Franzosen hier einzudringen strebten, und unzählige Schlachten hier geschlagen wurden.

Vier Cantons oder Pievè enthält heute das Nebbio, S. Fiorenzo, Oletta, Murato und Santo Pietro di Tenda. S. Fiorenzo ist der Hauptort.

Wir erreichten das Städtchen von 580 Einwohnern um die heiße Mittagszeit. Es ist ein Hafenort von überaus herrlicher Lage an einem der schönsten Golfe Corsica's. Das einzige größere Tal des Nebbio, das Tal Aliso, welches vom Flusse gleichen Namens durchschnitten wird, liegt vor dem Ort. Der Fluß schleicht durch den Sumpf, der die ganze Gegend verpestet. An seinem Rande sah ich eine einzelne Fächerpalme stehn; sie gab der ganzen Landschaft in der flimmernden Mittagsluft einen tropischen Charakter. Weiber und Kinder lagen um eine Cisterne und schwatzten, die ehernen Wassergefässe neben sich — ein Genrebild, das zu der Fächerpalme reizend stimmte. Durchgehend ist der Charakter des corsischen Strandes an den Golfen halb homerisch und halb alttestamentlich.

Eine Viertelstunde reicht hin, das Oertchen zu durchschreiten. Ein kleines Fort mit einem bekuppelten Turm, der eher nach einer Capelle von Mekka als nach einem Castell aussieht, schützt den Hafen. Wenige Fischerkähne ankerten in ihm. Die Lage von San Fiorenzo ist so herrlich, der Golf, einer der schönsten des Mittelmeers, so lockend zu einer großen Hafenansiedlung, daß man über seine Oede staunen muß. Napoleon gedenkt in den Memoiren des Antommarchi des Ortes mit diesen Worten: „S. Fiorenzo ist eine der glücklichsten Situationen die ich kenne. Sie ist die günstigste für den Handel. Sie berührt Frankreich, sie grenzt an Italien; ihre Landungspunkte sind sicher, bequem, ihre Rheden können große Flotten aufnehmen. Ich hätte dort eine große, schöne Stadt gebaut, welche eine Hauptstadt hätte sein sollen."

Nach Ptolemäus muß in der Gegend am Golf das alte Cersunum gestanden haben. Im Mittelalter lag hier die ansehnliche Stadt Nebbio, deren Ruinen eine halbe Millie von San Fiorenzo entfernt sind. Auf einem Hügel erhebt sich noch die alte Kathedrale der Bischöfe von Nebbio, verfallen, doch noch ansehnlich. Sie zeigt den Basilikenstil der Pisaner und läßt auf das zwölfte oder elfte Jahrhundert schließen. Die Kirche war der Santa Maria dell' Assunta geweiht. Daneben sieht man die Ruinen des bischöflichen Hauses. Die Bischöfe, welche dort gewohnt haben, waren nicht minder kriegerisch als die trotzigsten der Signoren Corsica's. Sie nannten sich Grafen von Nebbio, und man erzählt, daß sie in der Volksversammlung der Terra del Commune mit dem Schwert an der Seite erschienen, und daß sie bei der Messe zwei geladene Pistolen auf dem Altar liegen hatten. Die Stadt verfiel, wie die andern Bistümer Corsica's Accia und Sagone. Heute findet man dort viele römische Münzen, und viele Graburnen wurden dort ausgegraben.

Das spätere San Fiorenzo war einer der ersten corsischen Orte, welche sich an die Bank von Genua gaben, im Jahre 1483. Deshalb hatte die Stadt viele Freiheiten und Gerechtsame. Jährlich schickte die Bank einen Castellan und Podestà, welcher das Recht mit vier Consuln verwaltete. In späteren Kriegen ist das Castell oft von Bedeutung gewesen.

Vortreffliche Fische gab's in dem Ort, frisch aus dem Golf gekommen und geröstet. Kaum waren sie verzehrt, so ging es auch weiter. Auf einige Zeit verläßt nun die Straße die Meeresküste und steigt eine Bergkette an. Bis in die Provinz Balagna und nach Isola Rossa hinein ist's ein unfruchtbares Uferbergland. Die plutonischen Gewalten haben große Felsenstücke umhergeschleudert. Oft bedecken sie in gigantischen Blöcken oder zu kleinen Trümmern zerschlagen die Abhänge; Schiefer, Kalk, Granit sieht man überall.

Sparsam wird nun auch die Cultur der Olive und der Castanie, dagegen überbuscht der wilde Oelstrauch (Oleastro) die Hügel, und Arbutus, Rosmarin, Mirte und Erika haben hier ihre Freude. Die Sonne hatte diese Gesträuche versengt; die rötlich braune Farbe ihrer Zweige, das Grau des Oelgestrüpps und die verwitterten Steine gaben der Gegend so weit nur das Auge reichte einen melancholischen Ton. Die Luft allein regt sich flimmernd in dieser Stille, kein Vogel singt, nur die Grille zirpt. Bisweilen sieht man eine schwarze Ziegenheerde unter einem Oelbaum gelagert, oder von dem panischen Schrecken ergriffen über die Felsen setzen.

Von Zeit zu Zeit kamen wir an eine einsame Straßenschenke, wo die Maulthiere der Post gewechselt wurden, oder an eine in Stein gefaßte Quelle, über welche Menschen und Thiere jubelnd herfielen.

Ich sah an einigen Stellen kleine Getreidefelder, Gerste und Korn. Das Getreide war bereits gesichelt und wurde auf dem Felde ausgestampft. Die Vorrichtung ist sehr einfach. Mitten auf dem Feld ist eine kreisrunde Tenne aus Steinen aufgemauert, darauf schüttet der Corse das gesichelte Getreide und läßt es von Ochsen zertreten, welche einen schweren Stein hinter sich schleppen. Ich fand, daß man überall den Ochsen das Maul verbunden hatte, also wider das Gebot der Bibel. Ungezählte Tennen dieser Art waren auf den Feldern zerstreut, dabei kein Dorf sichtbar; aber in der Nähe standen kleine Scheuern, viereckige Würfel von Steinen, mit platter Bedachung. Diese kreisrunden Tennen und diese grauen Häuschen, welche weit und breit umherstanden, sahen in der öden Gegend wunderlich aus, wie Wohnungen von Erdmännchen. Der Corse lacht, wenn man ihm erzählt, wie bei uns das Getreide gedroschen wird; eine solche Galeerensclavenarbeit würde er um keinen Preis verrichten.

Auf der ganzen Fahrt sah ich kein Fuhrwerk. Dann und

wann kam ein Corse geritten, das Doppelgewehr umgehängt und den Sonnenschirm über sich. Sie schießen hier viel wilde Tauben und Menschen.

Endlich näherten wir uns dem Meeresufer wieder, nachdem wir über den kleinen Fluß Ostriconi gefahren waren. Die Küste ist oft nur hundert Fuß erhoben, dann steigt sie wieder zu den schroffsten Formen auf. Je mehr man sich nun Isola Rossa nähert, desto mächtiger werden die Berge. Es sind die romantischen Gipfel der Balagna, des gelobten Landes der Corsen, weil dort in Wahrheit Honig und Oel fließt. Einige trugen Schneekappen und glänzten von krystallreiner Schöne.

Da liegt Isola Rossa vor uns am Meeresstrande! Da die beiden grauen Türme der Pisaner! Da die blutroten Inselklippen, welche dem Städtchen den Namen geben. Welche reizende Meeresstrandidylle im Abendlicht. Schweigsame Berge drüben, stille Flut hier, graue Oelbäume, die dem Pilger ihre Friedenszweige entgegenhalten, ein gastlicher Rauch aus den Herden aufsteigend — wahrlich, ich schwöre, daß ich zu dem zaubervollen Strande der Lotophagen gekommen bin.

Zweites Kapitel.

Strandidylle von Isola Rossa.

Sondern sie trachteten dort in der Lotophagen Gesellschaft
Lotos pflückend zu bleiben, und abzusagen der Heimat.
Odyssee.

Ein großer ländlicher Platz liegt am Eingange und noch in den Stadtmauern eingeschlossen, welche Gartenmauern gleich sehn. Da erhebt sich in der Mitte eine Fontäne, auf deren Granitwürfel die Marmorbüste Pasquale Paoli's steht. Sie war vor zwei Monaten dort aufgestellt. Im Jahre 1758 mitten im Kriege wider Genua, welches noch das benachbarte

feste Algajola behauptete, gründete der große Mann Isola Rossa. Die Genuesen kamen mit Kanonierboten, den Bau zu stören, aber er erstand unter ihrem Kugelregen, und heute ist Isola Rossa ein Ort von 1860 Einwohnern und der wichtige Stapelplatz der ölreichen Balagna.

Ich fand um den Brunnen Kinder spielen, darunter war ein schönes Kind von sechs Jahren, mit den schwärzesten Locken und großen schwarzen, tiefsinnigen Augen. Das Kind war lieblich wie ein Engel. Wißt ihr auch, fragte ich, wer der Mann ist, welcher hier vor uns auf der Fontäne steht? Ja, wir wissen es, sagten sie, das ist Pasquale Paoli. Die Kinder fragten mich, aus welchem Lande ich sei, und da ich sie raten ließ, rieten sie auf alle Länder, endlich auf Egypten, aber Deutschland kannten sie nicht. Seitdem begleiten sie mich hier auf allen Wegen: ich kann sie gar nicht los werden. Sie singen mir Lieder, und bringen mir Corallenstaub und bunte Muscheln vom Strande; überall sind sie da und mit ihnen viele andere. Wie der Rattenfänger von Hameln ziehe ich eine Kinderschaar hinter mir her, und sie folgen mir selbst bis in die See. Der Erderschütterer Poseidaon, Nereus auch und die blaufüßigen Doriden dulden uns alle, und manchen Delphin sehe ich hier in krystallner Welle fröhlich spielen.

Hier ist auch ganz der Ort, unter Kindern ein Kind zu sein.

Diese Weltverlorenheit an dem weißen Strande und im Grünen thut dem Gemüte wol. Das Städtchen liegt still wie ein Traum. Die Häuser mit den platten Dächern und grünen Jalousien, die zwei schneeweißen Türme der kleinen Kirche, alles sieht so zierlich und so heimlich aus. Im Meer stehen drei rote Klippen, ein Turm hält auf ihnen Wache und erzählt in stillster Abendruhe die alten Geschichten vom Saracen. Wilde blaue Tauben und Mauerschwalben umflattern ihn. Ich bestieg diese Klippen des Abends. Man kann jetzt zu ihnen auf dem Lande gelangen, weil sie mit ihm durch einen Damm

verbunden sind. Die Meereswellen dringen in eine Grotte, welche schwer zugänglich ist. Nahe an diesen Klippen wirft man jetzt einen neuen Molo ins Meer; französische Arbeiter waren gerade damit beschäftigt, die großen Steinwürfel mit Schrauben aufzuwinden, und in die Fluten zu stürzen.

Schön ist die Abendlandschaft von diesen roten Inseln aus betrachtet. Zur Rechten das Meer und die ganze Halbinsel des Cap Corso im Duft verschleiert; zur Linken eine rote Landzunge, um welche die See biegt; die kleine Stadt im Vorgrunde, Fischerbarken und ein paar Segelboote im Hafen. Im Hintergrunde drei herrliche Berge, Santa Angiola, Santa Susanna und der rauhfelsige Monte Feliceto. An ihren Abhängen Olivenhaine und viele schwarze Dörfer. Hin und wieder glühen die Feuer der Ziegenhirten.

Es gibt keinen Ort, dessen Volk patriarchalischer leben könnte. Das Land bietet seine Früchte, und das Meer auch. Sie haben genug. Abends sitzen sie am Molo und schwätzen, oder angeln in dem stillen Wasser, oder lustwandeln in den Olivenhainen und Orangengärten. Tags rüstet der Fischer seine Netze und der Handwerker sitzt unter dem Maulbeerbaum und arbeitet emsig. Hier darf das Lied und die Guitarre nicht fehlen. Ich hatte mich in einem kleinen Caffeehause eingeheimt. Die junge Lotoswirtin konnte schöne Lieder singen; auf meinen Wunsch kam Abends eine kleine Gesellschaft zusammen und waidlich wurde auf den Guitarren geklimpert und manches reizende Lied gesungen.

Auch die Kinder sangen mir, wo sie hinter mir her liefen, Lieder, die Marseillaise, den Girondistenmarsch und Bertrams Abschied mit untergelegtem Text als Loblied auf den Präsidenten von Frankreich. Der Refrain schloß immer mit der Apostrophe vive Louis Napoléon! Der kleine Camillo sang am schönsten die Marseillaise.

Wir suchten Muscheln am Strande. Deren gibt es da die

Fülle, wenn man dem kleinen Kloster vorbeigeht, das am Meere im Garten steht, und worin die Schwestern der Madonna alle Grazie wohnen. Die Marienschwestern haben in dieser Villa die köstlichste Aussicht auf das Meer und die Berge, und manche mag ihrem versunkenen Liebes-Lebensromane nachträumen, wenn die goldne Mondsichel über dem Berge Reparata glänzt so wie heute. Der Strand ist weit hin schneeweiß. Sein sandiges Ufer ist ganz von rotem Corallenstaub und von den allerschönsten Muscheln durchstickt. Der kleine Camillo half mir wacker suchen, aber mehr noch reizten ihn die lebendigen kleinen leppere, Muscheln, welche sich an den Steinen festsaugen. Er brach sie aus dem Wasser, aß das Thierchen mit vielem Behagen und wunderte sich, daß ich nicht mitspeisen wollte. Abends ergötzten wir uns an den phosphorescirenden Meereswellen und badend schwammen wir in Millionen Funken.

Schöne Kinderwelt! Es ist gut wenn manchmal ihre verlornen Stimmen wieder zu reden anfangen. — Die Lotophagen wollen mich nicht fortlassen, sie bilden sich ein, daß ich ein reicher Baron sei und haben mir den Vorschlag gemacht, mich in Isola Rossa anzukaufen. Hier verloren zu gehen, wäre nicht übel. —

„Ja! die Blutrache bringt uns um!“ sagte mir ein Bürger der roten Insel. Sehet dort den kleinen Mercato, unsere Kaufhalle mit den weißen Säulen. Im vorigen Jahre spazierte eines Tages ein Bürger dort auf und ab; auf einmal fiel ein Schuß, und der Mann stürzte todt zusammen. Am hellen lichten Tag war Massoni in das Städtchen gekommen, der hatte seinem Feinde eine Kugel in die Brust geschossen, und weg war er wieder in die Berge, und das alles am hellen lichten Tage.

Da ist das Haus, in welchem Paoli überfallen wurde, als Dumouriez einen Anschlag auf ihn angezettelt hatte. Und hier landete zum letztenmal Theodor von Neuhoff, und ging wieder in See, da sein Königstraum ausgeträumt war.

Eines Tags ging ich mit einem Elsaßer vom zehnten Regiment, welches gegenwärtig in Corsica verteilt ist, auf den Berg Santa Reparata und ins Paese gleichen Namens. Es ist schwer, das Bild eines solchen corsischen Bergdorfes mit Worten zu malen. Man wird ihm am nächsten kommen, wenn man sich Reihen von schwärzlichen Türmen denkt, welche in der Mitte durchschnitten sind. Die Häuser sind aus oft gar nicht behauenen Steinen errichtet, meistens nur mit einem Estrich von Lehm bedeckt, auf welchem bisweilen Pflanzen wachsen. Sehr schmale und steile Treppen von Stein führen zur Thüre hinauf. So wohnten die Bergcorsen wohl schon zur Zeit der Etrusker und der Carthager. Allenthalben fand ich Armut und Unsauberkeit; Menschen und Schweine bei einander, in hölenartigen Stuben, in welche das Licht durch die Thüre fiel. Und doch leben diese Menschen in einem Ocean von Luft und Licht, aber sie hausen wie die Troglodyten. Aus einer dieser Hölen trat mir ein junges bleiches Weib entgegen, ein Kind auf dem Arm. Ich fragte sie, ob sie sich hier wol fühlen könne, da sie doch immer im Finstern säße. Sie sah mich an und lachte.

In einem andern Hause fand ich eine Mutter, welche ihre drei Kinder eben zur Ruhe bringen wollte. Alle drei standen sie nackt auf dem Erdboden und sahen krank und verkommen aus. Im Elend wächst dies starkmutige Bergvolk auf. Sie sind Jäger, Hirten und Ackerbauer zugleich. Ihr einziger Reichtum ist die Olive, deren Oel sie in den Städten verkaufen. Aber nicht Jeder ist an Oliven reich. Hier ist also das Leben nicht elend durch die Uebel der Cultur, sondern durch die des stehen gebliebenen Naturzustandes.

Ich ging in die Kirche, deren schwarze Façade mich reizte. Der weiße Glockenturm ist neu. Die Kirchentürme Corsica's haben keine Spitzen, sondern enden in einem durchbrochnen und geschweiften Glockenstul. Das Innere hatte eine Tribuna

mit einem Hauptaltar, einem wunderlich barocken Dinge aus getünchten Steinen mit vielen Ausschweifungen. Ueber dem Altar stand die lateinische Inschrift: Heilige Reparata, bitte für dein Volk. Populus, das ist recht altdemokratisch. An den Wänden Anfänge der Malerei, einige Nischen mit halbrunden Säulen eingefaßt, die teils korinthische, teils Phantasie-Capitäler hatten. Es liegt jetzt ein Interdict auf der heiligen Reparata und keine Messe wird dort gelesen. Nach dem Tode des Pfarrers hatte sich die Gemeinde geweigert den Nachfolger, welchen der Bischof von Ajaccio schickte, anzunehmen. Sie hatte sich in zwei Parteien gespalten, welche sich blutig befehdeten. Das auf die Kirche deshalb gelegte Interdict hat den Streit noch nicht geschlichtet.

Ich ging durch die engen, schmutzigen Gassen nach dem Talrande, von wo man die weite Aussicht in die Bergreihe hat, welche die Balagna weiterhin schließt. Viele braune Ortschaften stehen in dem Bergcirkel und viele Olivenhaine. Die Felsendürre contrastirt kräftig mit dem Grün der Gärten. Ein Corse führte mich dahin, ein Stammler, der das Feuer im Gesicht hatte; ich glaube, er war geistesschwach. Ich ließ mir die Namen der Orte des Balagnatals von ihm nennen. Er erzählte mir in einem gurgelnden Ton allerlei was ich nur halb verstand, aber ich verstand wol, daß er hier und dort hinwies: ammazzato, ammazzatto a colpo di fucile. Er zeigte mir Orte in den Felsen, wo Menschenblut vergossen worden war. Mir graute, und ich machte, daß ich von dem Unheimlichen hinwegkam. Ich kehrte über Oggilione zurück in Olivenhainen auf schmalen Hirtenpfaden absteigend. Bewaffnete kamen heraufgeritten, und schnell kletterten ihre Pferde von Fels zu Fels. Da wurde es Abend, der öde Felicetoberg erschimmerte in den sanftesten Farben, ein Glöckchen läutete Ave Maria und an einem Hange blies ein Ziegenhirt auf der Schalmey. Das stimmte alles schön zusammen, und wie

ich Isola Rossa erreichte, war mir aufs neu idyllisch zu Mut geworden.

Fürchterlich grell stoßen hier die Gegensätze gegen einander, Kinderwelt, Hirtenwelt und der blutrote Mord.

Drittes Kapitel.

Vittoria Malaspina.

Ed il modo ancor m'offende.
Francesca da Rimini.

In Bastia hatte ich einen angesehenen Mann der Balagna kennen gelernt, Mutius Malaspina. Er ist ein Abkomme der toscanischen Malaspina, welche im elften Jahrhundert Corsica regiert haben. Durch seine Gattin wurde er mit der Familie Paoli verwandt, denn Vittoria Malaspina war eine Urenkelin des Hyacint Paoli aus der Nachkommenschaft des berühmten Clemens, und die Tochter des allgemein beliebten Staatsrats Giovanni Pietri, eines der verdienstvollsten Männer Corsica's.

Signor Malaspina hatte mir zu Monticello, einem Orte, welcher oberhalb Isola Rossa und wenige Millien davon entfernt liegt, Gastfreundschaft angeboten, und ich dessen froh hatte zugesagt sein Gast zu sein in einem Hause, das einst Pasquale bewohnt und von wo er so viele seiner Briefe datirt hat. Malaspina gab mir eine Adresse an sein Haus mit, das ich offen finden würde zu jeder Zeit, auch ehe er selbst zurückgekommen wäre.

Ich war also nach Isola Rossa gefahren mit dem Vorsatz, nach Monticello hinaufzugehn und dort einige Tage zu verleben. Aber unterwegs erzählte man mir, was Malaspina mir verschwiegen, das grausige Schicksal, welches seine Familie vor noch nicht drei Jahren dort erlitten hatte, so daß ich

nicht wußte, was mich mehr erstaunen sollte, das Ungeheure jenes Geschicks oder der Charakter des Corsen, welcher trotz ihm einem ungekannten Fremdling die Gastfreundschaft bot. Ich brachte es nicht mehr über mich, sie in einem Hause zu genießen, wo sie gemordet worden war. Aber ich ging nach Monticello hinauf, das Unglück durch menschliche Teilnahme zu ehren.

Das Haus Malaspina liegt am Eingange des Paese, auf dem Plateau eines umgrünten Felsen, ein großes, ernstes und castellartig festes Haus aus der ältesten Zeit. Traurige Cypressen umstehn seine Terrasse. Schon von ferne rufen sie dem Wandrer die Tragödie zu, die hier gespielt worden ist. Ein kleiner Platz liegt vor dem Eingang des Hauses. Junge Platanen stehn darauf und umgrünen eine Todtenkapelle.

Ich stieg durch den gewölbten Eingang eine schmale und finstre Steintreppe hinauf und sah mich nach den Bewohnern um. Das Haus schien mir ausgestorben. Ich ging durch unheimliche Zimmer, aus denen der Geist der Wohnlichkeit gewichen war. Endlich fand ich eine in Trauer gekleidete Alte, die Schaffnerin, und ein Kind von acht Jahren, die jüngste Tochter. Es kostete mir Mühe, der Alten ein freundliches Gesicht abzugewinnen, bis sie nach und nach mir Vertrauen schenkte.

Ich fragte nicht. Aber die kleine Felicina forderte mich von selbst auf, die Zimmer der Mutter zu sehn, und sie sagte mir in ihrer Unschuld mehr als zu viel.

Die alte Marcantonia hatte sich zu mir gesetzt, und was sie mir erzählte, will ich treulich nacherzählen, nur den Zunamen und die Vaterstadt des Unglückseligen will ich verschweigen.

„Im Sommer (1849) kamen viele Italiener nach Corsica, die sich hinübergeflüchtet hatten. Unter ihnen war Einer, den man ausliefern wollte. Da erbarmte sich sein der Signor

Pietri, welcher allen Menschen wolthut; er wirkte es aus, daß er bleiben konnte, und er nahm ihn in sein eignes Haus nach Isola Rossa. Der Fremde — er hieß Giustiniano — blieb einen Monat bei dem Herrn Pietri unten in Isola Rossa, und weil der Herr gerade nach Ajaccio zum Rat mußte, nahmen den Giustiniano Mutius und meine Herrin Vittoria hier ins Haus. Da hatte er alles Vergnügen, was er nur wünschen konnte, Jagd und Pferde, eine gute Tafel und Gäste vollauf, die zu seinem Gefallen ins Haus kamen. Der Italiener war sehr angenehm und sehr leutselig, aber er war traurig, weil er in der Fremde lebte. Die Signora Vittoria war von allen Menschen geliebt, und am meisten von den Armen. Sie war auch wie ein Engel."

War sie schön?

„Sie hatte eine zarte Farbe, noch schwärzere Haare als die Felicina, und zum Verwundern schöne Hände und Füße. Sie war groß und voll. Der Italiener, statt in unsrem Hause sich wol zu fühlen, wo er alle Freundlichkeit und Güte genoß, wurde immer trauriger. Er fing an wenig zu sprechen, wenig zu essen, und sah so blaß aus wie der Tod. Er ging stundenweit in den Bergen herum und saß oft wie verstört und ohne ein Wort zu sagen."

Hatte er niemals seine Liebe zur Signora verraten?

„Einmal war er ihr ins Zimmer nachgegangen, aber sie hatte ihn hinausgestoßen und dem Mädchen befohlen, zu schweigen, dem Herrn nichts zu sagen. Einige Tage vor dem 20. December (es sind jetzt bald drei Jahre) wurde Giustiniano so elend, daß wir glaubten, er würde sehr krank werden. Er sollte Monticello verlassen und nach Bastia, um sich zu zerstreuen. Und auch er selbst hatte es gewünscht. Er aß in dreien Tagen keinen Bissen. Eines Morgens wollte ich ihm wie gewöhnlich den Caffee bringen, aber die Thüre war verschlossen. Ich kam nach einer Weile wieder und rief

ihn bei Namen. Er öffnete mir. Ich war erschreckt über sein Aussehn. Ich fragte ihn, Signor, was fehlt euch? Er legte seine Hand so auf meine Schulter, wie ich sie hier auf die eure lege, und sagte zu mir: Ach! Marcantonietta, wenn du wüßtest, wie mir das Herz wehe thut. — Mehr sagte er kein Wort. Auf seinem Tisch sah ich eine Pistole liegen und Pulver in Papier geschüttet, wie auch Kugeln. Das hatte er sich am vorigen Abend durch die ältere Schwester der Felicina aus der Bottega holen lassen. Nun wollte er nach Bastia zurück und sich dort in ein anderes Land einschiffen. Er nahm auch Abschied von Allen und ritt nach Isola Rossa hinunter. Das war am 20. December. Am Morgen dieses Tags hatte die Signora Vittoria zu mir gesagt: Ich habe heute Nacht einen bösen Traum gehabt. Mir schien als wollte meine kranke Gevatterin sterben. Heute will ich gehn und ihr eine Erfrischung bringen. — Denn das war ihre Art. Sie ging oft zu den Kranken und brachte ihnen Oel, Wein oder Früchte."

Hier weinte die alte Marcantonia bitterlich.

„Der Herr Malaspina war nach Speloncato geritten, ich war fortgegangen, und Niemand im Hause als die kranke Madamigella Matilde, die war eine Verwandte der Herrin, die jüngsten Kinder und ein Mädchen. Es war Nachmittag. Wie ich nach dem Hause zurückkehre, fällt ein Schuß. Ich glaubte, sie jagen in den Bergen oder sprengen die Steine. Aber bald darauf fiel noch ein Schuß, und mir war's als ob er im Hause gefallen sei. Mir zitterten die Glieder, wie ich ins Haus kam, und in der großen Angst fragte ich das Mädchen: wo ist die Herrin? sie sagte auch zitternd: Ach! Gott, sie ist ja oben auf ihrem Zimmer, sich umzukleiden, denn sie will zu der Kranken gehn. Lauf, sagte ich, und sieh nach ihr."

„Das Mädchen kam wieder die Treppe herabgestürzt, ganz leichenblaß. — Da muß was vorgegangen sein, sagte sie,

denn die Stube der Herrin steht sperrweit offen, da ist Alles über einander geworfen, und die Stube des Fremden ist verschlossen. Ich lief hinauf, das Mädchen, die Felicina, ihre Schwester . . . es sah gräßlich aus in meiner armen Herrin Stube . . . Die Thüre am Zimmer des Italieners war verschlossen . . . Wir klopften, wir schrieen, wir rissen sie endlich aus den Angeln — da, Herr, sahen wir es vor uns — — aber ich sage euch nun nichts mehr."

Nein, kein Wort mehr, Marcantonia! Ich stand erschüttert auf und ging hinaus. Die kleine Felicina und die Schaffnerin kamen mir nach. Sie führten mich in die Todtenkapelle. Das Kind und die Alte knieten vor dem Altar nieder und beteten. Ich nahm einen Mirtenzweig vom Altare und warf ihn auf die Stelle, unter welcher Vittoria begraben liegt. Und traurig wanderte ich nach Isola Rossa hinunter.

So Ungeheures zu fassen wird dem Gedanken schwer, und das Wort sträubt sich es zu sagen. Giustiniano war, nachdem er Monticello verlassen hatte, plötzlich umgekehrt. Heimlich stieg er die Treppen des Hauses wieder hinauf. In demselben Obergeschosse liegen die Zimmer, welche Vittoria und er bewohnten. Sie sind durch einen Saal getrennt. Vittoria war in ihrem Zimmer eben beschäftigt, sich anzukleiden. Giustiniano stürzte zu ihr, mit einer Pistole und einem Dolch bewaffnet. Er war sinnlos durch die Liebeswut. Er rang fürchterlich mit dem starken Weibe. Er warf sie auf den Boden, er schleppte sie in sein Zimmer; sie war schon sterbend, von seinen Dolchstichen durchbohrt. Ihre schönen Haarlocken fand man zerrauft am Boden hingestreut und das Zimmer durch den Kampf verwüstet. Giustiniano warf die Unglückliche auf sein Lager — er erschoß sie mit der Pistole durch die Schläfe — ihre Ringe zog er von ihren Fingern und steckte sie an die seinen — dann legte er sich an ihre Seite — mit dem Gewehr zerschmetterte er sich den Kopf.

So fanden sie jene Alte und die arme Felicina, damals ein fünfjährig Kind, das weinend rief: Das ist das Blut von meiner Mutter. Das Volk von Monticello wollte Giustiniano's Leiche zerreißen. Malaspina, welcher ahnungslos von Speloncato zurückgekehrt war, wehrte dem. Man verscharrte sie in den Felsen von Monticello. Vittoria war 36 Jahre alt und Mutter von sechs Kindern. Giustiniano zählte kaum 25 Jahre.

Ich fand an Mutius Malaspina einen Mann von schlichtem Wesen, von ehernen Zügen und von einer ehernen Ruhe. Ich hätte mich gescheut die traurige Geschichte hier zu erzählen, doch ist sie in aller Munde und auch in einem Büchlein mit Sonetten auf Vittoria erzählt, welches in Bastia gedruckt ist. Das Andenken der Vittoria Malaspina wird lange dauern. Schon jetzt erkannte ich, wie schnell das Ereigniß im Volk sich ins Sagenhafte umzubilden beginnt. Denn dieselbe alte Schaffnerin erzählte mir, daß der Geist der armen Vittoria einigen Kranken erschienen sei. Und bald wird man auch hören, daß ihr Mörder nächtens aus seinem grauen Felsengrabe steigt, bleich und ruhelos wie er im Leben war, und nach dem Hause wankt, wo er die Schreckensthat verübte.

* * *

Grollend mit der menschlichen Natur stieg ich die Berge hinunter und erwog die kleine Grenze wo die edelste Leidenschaft, die Liebe, in die gräßlichste Furie sich verwandeln kann, wenn sie jene um ein paar Linien überschreitet. Wie nah grenzen in der menschlichen Seele Gott und Teufel, und wie geschieht es, daß aus dem Stoff eines und desselben Gefühls beide werden? Ich sah weder die Berge noch das heiter ruhige Meer, ich verwünschte ganz Corsica und daß ich meinen Fuß auf seine blutige Erde gesetzt hatte. Da kam an meine Seite gesprungen das schöne Kind Camillo. Der Kleine war mir über alle Felsen nachgelaufen. Er hatte eine Hand voll Brom-

beeren gepflückt, und mit freundlichen Augen hielt er sie mir entgegen, daß ich sie essen solle. Der Anblick dieses unschuldigen Kindes erheiterte mich augenblicks. Es war mir, als hätte er sich mir in den Weg gestellt, nur um mir zu zeigen, wie schön und unschuldig der Mensch aus den Händen der Natur hervorgeht. Camillo lief nun immer neben mir her und sprang von Stein zu Stein, bis er plötzlich sagte: ich bin müd' und will ein wenig sitzen. Nun saß er auf einem Felsstücke still. Ich sah nie ein schöneres Kind. Als ich das seinem älteren Bruder sagte, entgegnete der: ja! alle Leute haben den Camilluccio lieb, bei der Procession zu Corpus Domini war er auch ein Engel, hatte ein schneeweißes Hemd an und hielt einen großen Palmenzweig in der Hand. Mit Freude betrachtete ich den Knaben, wie er auf dem Felsen saß, die schönen Rabenlocken wild übers Gesicht und aus den großen Augen still vor sich herausschauend. Sein Kleid war zerrissen, denn er war armer Leute Kind. Auf einmal hob er an, aus freien Stücken die Marseillaise zu singen: Allons enfans de la patrie . . . contre nous de la tyrannie l'étendard sanglant est levé. Es war seltsam die Marseillaise aus dem Munde eines so lieblichen Knaben zu hören und sein ernstes Gesicht dabei zu sehn. Aber im Munde eines Corsenknaben, wie geschichtlich klingt da dieses blutige Lied, und als der kleine Camillo sang: „Gegen uns hat die Tyrannei ihre Blutfahne erhoben," dachte ich: armes Kind, mag dich der Himmel schützen, daß du nicht einst von der Rachekugel fällst, oder nicht als Bluträcher in den Bergen irren mußt.

Als wir Isola Rossa nahe waren, erschreckte uns ein roter Glutschein in der Stadt. Ich eilte hineinzukommen, glaubend, Feuer sei dort ausgebrochen. Aber es war ein Freudenfeuer. Auf dem Platz Paoli hatten die Kinder, kleine Mädchen und Buben, ein mächtiges Feuer angezündet, hatten sich alle in einem Ringe an den Händen gefaßt und umtanzten

die Flamme mit Lachen und Singen. Sie sangen aber unzählige kleine Verse, welche sie selber erfanden; einige davon habe ich noch behalten:

Amo un presidente,	Ich liebe einen Präsidenten,
Sta in letto senza dente.	Er liegt im Bett und hat keine Zähne.
Amo un ufficiale,	Ich liebe einen Offizier,
Sta in letto senza male.	Er liegt im Bett und es fehlt ihm nichts.
Amo un pastore,	Ich liebe einen Hirten,
Sta in letto senz' amore.	Er liegt im Bett und hat nichts zu lieben.
Amo un cameriere,	Ich liebe einen Kammerdiener,
Sta in letto senza bere.	Er liegt im Bett und hat nichts zu trinken.

Diese Verschen rissen gar nicht ab, indem sich das kleine Volk dabei lustig um das Feuer schwenkte. Die Melodie war reizend und naiv. Mir machte dies Kinderfest aus dem Stegreif so großes Vergnügen, daß ich auch ein paar Verschen zum Besten gab, worauf das kleine Volk in ein so lautes Jubelgelächter ausbrach, daß es durch ganz Isola Rossa schallte.

Tags drauf fuhr ich mit einem Char-a-banc nach Calvi. Der kleine Camillo stand am Wagen und sagte traurig: Non mi piace, che tu ci abandoni. Der Wandrer zeichnet vieles auf, Berge und Flüsse, Städte und Ereignisse aus der schönen und häßlichen Welt, warum nicht auch einmal das Bild eines schönen Kindes? Noch nach Jahren erfreut es die Erinnerung, wie ein liebliches Lied, wenn es wieder ins Gedächtniß kommt.

Viertes Kapitel.

Von Isola Rossa nach Calvi.

Mein Vetturin erzählte mir gleich zum Willkomm, daß ich die Ehre hätte, auf einem außerordentlichen Wägelchen zu sitzen. Denn, sagte er, auf ihm habe ich im vorigen Jahre die drei großen Banditen, Arrighi, Massoni und Xaver gefahren. Wie ich des Weges fuhr, kamen sie gerade die Straße, alle bis an die Zähne bewaffnet und befahlen mir, sie nach Calvi zu bringen. Das that ich denn auch ohne weiteres und darnach ließen sie mich ungekränkt umkehren. Jetzt sind sie alle todt.

Der Weg von Isola Rossa nach Calvi führt immer der Küste entlang. Auf den Bergen sieht man manche Ruine von Orten, die der Saracen zerstört hat. Oberhalb Monticello liegen auch die Trümmer eines Schlosses des berühmten Giudice della Rocca, des Leutnants der Pisaner. Dieser Richter seines Volks lebt noch im Andenken der Corsen. Er war gerecht, sagt man, auch gegen die Thiere. Eines Tags hörte er in der Balagna Lämmer einer Heerde kläglich schreien; er fragte die Hirten, was den Lämmern fehle; sie gestanden, daß sie aus Hunger schrieen, weil man den Mutterschafen die Milch genommen habe. Da befahl Giudice, daß fortan die Schafe nicht eher sollten gemelkt werden, bis nicht die Lämmer getränkt seien.

Ich kam zuerst nach Algajola, einem alten Ort am Meer, der jetzt ganz verfallen ist und kaum 200 Einwohner zählt. Viele Häuser stehen unbewohnt und in Trümmern, von den Bomben der Engländer zerschossen. Denn wie sie vor 60 Jahren der Krieg verwüstet hat, so hat man sie bis auf den heutigen Tag als Ruinen stehen lassen, ein trauriges Zeugniß von dem Zustande Corsica's. Auch die bewohnten Häuser gleichen

schwarzen Ruinen. Ein freundlicher Alter, welchen der napoleonische Krieg einst nach Berlin geführt hatte, zeigte mir die Merkwürdigkeiten Algajola's und nannte einen großen Steinhaufen den palazzo della communità. Zur Zeit der Genuesen war Algajola der Mittelpunkt der Balagna, und weil es so gelegen war, daß aus jedem Dorf die Bewohner an einem Tage nach dem Ort und von ihm in ihre Heimat zurück gehen konnten, erhoben ihn die Genuesen zum Sitze eines der Leutnants der Insel und befestigten ihn.

Die ausgezeichnetste Merkwürdigkeit dieses Städtchens ist die Volkssage von Chiarina und Tamante, zwei treuen Liebenden. Tamante war von den Franzosen zum Tod verurteilt, seine Geliebte aber bewaffnete sich und mit Hülfe ihrer Freunde entriß sie ihn der Execution. Das Volk ehrt die schönen Thaten der Liebe überall und macht sie als Sagen unsterblich; die Geschichte der Chiarina und des Tamante ist in ganz Italien populär, und ihre fliegenden Blätter habe ich auch in Rom gefunden.

Bei Algajola wird nahe am Meer ein überaus herrlicher blaugrauer Granit gebrochen. Ich sah in dem Bruch eine Säule liegen, welche einem indischen oder ägyptischen Tempel Ehre machen würde. Sie ist 60 Fuß lang und hat 12 Fuß im Durchmesser. Sie liegt schon seit Jahren auf dem Feld verlassen und vom Wetter geschlagen, und höchstens nimmt von ihr Notiz ein Wandrer, welcher sich auf ihr niederläßt, oder der Adler, der auf ihr ausruht. Ursprünglich für Ajaccio, zu einem Denkmal Napoleons bestimmt, blieb sie liegen, weil man die Kosten des Transports nicht aufbrachte. Wahrscheinlich wird sie nun nach Paris gebracht werden. Von demselben köstlichen Granit Algajola's ist der ungeheure Block, welcher die Vendomesäule in Paris trägt. Mit berechtigtem Stolz kann also der Corse vor jener Säule von Austerlitz stehn, auf die Franzosen herabblicken und ihnen zurufen: mein Vaterland hat

beides hervorgebracht, den großen Mann dort oben und auch den herrlichen Granit, auf welchem er steht.

Ich kam nach Lumio, einem hoch gelegenen Paese, dessen schwarzbraune, turmartige Häuser aus der Ferne gar nicht von den Felsen zu unterscheiden waren. An grünen Jalousien merkt man hie und da das Wohnhaus eines angesehenen Mannes. Die Abkommen der alten Signoren wohnen noch in allen diesen Dörfern, und Männer von den stolzesten Namen und ungezählten Ahnen leben in den finstern Paesen mitten unter dem Volk und in seiner Gesellschaft. Nirgend in der Welt möchte eine so große demokratische Gleichheit des Lebens angetroffen werden als auf dieser Insel, wo Standesunterschiede kaum sichtbar werden und der Bauer mit dem Herrn als freier Mann verkehrt, wie ich oftmals davon Augenzeuge gewesen bin. Oberhalb Calvi wohnt Peter Napoleon, Lucians Sohn, der einzige Bonaparte, welcher sich jetzt auf der Heimatsinsel seiner Familie aufhält. Die Balagnesen lieben ihn und rühmen, daß er ein guter Jäger sei, daß er sich oft unter die Hirten mische und nicht vergessen habe, wie seine Vorfahren den Corsen angehörten. Die Erwählung Louis Napoleons erfüllt das corsische Volk natürlich mit Stolz und Freude. Ich fand auf der Insel überall das Porträt dieses Mannes und hörte seine Energie rühmen als corsische Energie. Weiter Blickende waren nicht ganz so von Patriotismus befangen, und ich hörte auch das Urteil, daß die Napoleon Tyrannen seien und zwar die letzten Tyrannen der Freiheit.

Lumio hat viele Orangengärten und eine erstaunliche Menge von Cactushecken, die ich in solcher Fülle nur noch in Ajaccio antreffen sollte. Der Cactus wächst hier zu Baumstämmen auf. Von den Bergen ist der Blick auf das Tal und den Golf sehr schön. Da liegt Calvi auf einer Landzunge. Mit seinen dunkeln platten Häusern, zwei Kuppeln welche über sie hinwegragen, und mit den Mauern des Forts, das auf der

äußersten Spitze der Landzunge steht, gleicht es einer maurischen Stadt.

Calvi ist der Hauptort des kleinsten der Arrondissements Corsica's, welches in 6 Cantons mit 34 Communen ungefähr 25000 Einwohner zählt. Es umfaßt beinahe den ganzen Nordwesten der Insel, Berge und Küsten, von denen noch nicht einmal die Hälfte cultivirt ist. Denn der große Küstenstrich von Galeria ist gänzlich wüste. Nur die Balagna ist in guter Cultur und am zahlreichsten bevölkert.

Die kleine Stadt, heute ungefähr 1680 Einwohner zählend, verdankt ihren Ursprung dem Giovanninello, Herrn von Nebbio, dem erbitterten Feinde des Giudice della Rocca und Anhänger Genua's. Darauf gab sie sich an Genua und blieb der Republik immer treu. Wie die Bonifaziner erhielten auch die Calvesen viele Freiheiten und Gerechtsame. Zur Zeit Filippini's zählte die Stadt 400 Feuerstellen, und er nennt sie eine Hauptstadt sowol wegen ihres Alters als wegen der Schönheit der Häuser, wobei er aber hinzusetzt „im Verhältniß zum Lande." Die Bank von Genua ließ die Festung bauen.

Calvi liegt auf der Landzunge, in welche die eine Reihe der Berge ausgeht, die das große Tal um den Golf umcirkeln. Diese Berge sind kahl und bestehen aus Granit und Porphyr. Sie bilden ein imposantes Amphitheater. Viel Oel und Wein gedeiht an den Abhängen und die Füße der Höhen bedeckt Taxus und anderes Gesträuch von Mirten, Albatro und Tinus, aus dessen Blüten die Biene den Honig saugt. Davon kommt die Bitterkeit des corsischen Honigs, von welchem schon Ovid und Virgil gewußt haben. Calenzana namentlich ist an Honig reich. Ein Wasser durchfließt das Tal dieser Berge und bildet in der Nähe von Calvi einen Sumpf, dessen Ausdünstungen gefährlich sind. Man nennt ihn la vigna del vescovo, den Weingarten des Bischofs, und erzählt sich von seiner Entstehung eine jener sinnvollen Sagen, welche in

Corsica den Wanderer ergötzen. Es war nämlich der Bischof von Sagona nach Calvi übergesiedelt und hatte dort einen schönen Weingarten. Er verliebte sich in ein Mädchen, und indem er es in seinen Weinberg nahm, gestand er der Schönen seine Liebe und beschwor sie ihn zu erhören. Der Bischof schloß das schöne Kind in seine Arme, bedeckte es mit Küssen und war ganz des Teufels. Das Mädchen sah den bischöflichen Siegelring an dem Finger des heiligen Mannes, und lachend sagte es: „Ei! wie gar schön ist der Ring eines Bischofs. Ich will euch lieben um diesen Gottesring.“ Da seufzte der Bischof tief, aber seine Liebe war so heiß, daß sie ihn verzehren wollte; er zog den Gottesring vom Finger und gab ihn der schönen Jungfrau. Wie sie nun den heiligen Mann in ihre Arme schloß, sprang der Ring von ihrem Finger und fiel zu Boden. Er war nicht mehr zu finden. Am folgenden Tag ging der Bischof wieder nach seinem Weinberg, den Ring zu suchen; aber siehe! da war kein Weinberg mehr, sondern an seiner Stelle lag ein Sumpf.

Fünftes Kapitel.

Calvi und seine Männer.

Die Sumpfluft machte den Borgo von Calvi ungesund. Besser ist die Luft in der Festung oben, welche die eigentliche Stadt umschließt. Ich ging zu dieser genuesischen Citadelle hinauf, der festesten Corsica's nächst Bonifazio. Ueber dem Tor las ich die Worte: Civitas Calvis semper fidelis. Stets getreu war Calvi den Genuesen. Treue ist immer schön, wenn sie nicht knechtisch ist, und Calvi war eine genuesische Colonie. Jener Spruch ist in mehr als einem Sinne historisch geworden. Als der republikanische General Casabianca, nach der helden-

mütigen Verteidigung Calvi's gegen die Engländer, im Jahre 1794 capituliren mußte, war es eine der Bedingungen, daß die alte Inschrift über dem Tor nicht ausgelöscht werden solle. Treulich hat man diese Bedingung gehalten.

Nur in einem Punkt hadern Genua und Calvi mit einander. Denn die Calvesen behaupten, daß Columbus bei ihnen geboren sei. Sie behaupten, daß seine genuesische Familie in alten Zeiten sich in Calvi niedergelassen habe. Wirklich erhob sich ein Streit über dieses Geburtsrecht, wie ehedem um Homers Wiege sieben Städte stritten. Man sagt, daß Genua die Familienregister der Colombi von Calvi in Beschlag nahm, und daß es eine Straße der Stadt, die Colombostraße, del filo umtaufte! Auch finde ich die Notiz, daß Einwohner von Calvi die ersten Corsen waren, die nach Amerika schifften. Man sagte mir ferner, daß der Name Colombo noch heute dort lebe. Auch heutige corsische Schriftsteller nehmen den großen Entdecker als ihren Landsmann in Anspruch, wie denn auch Napoleon während seines Aufenthalts in Elba damit umging, Nachforschungen über diese Frage anstellen zu lassen. In seinem Testament nennt sich Columbus einen gebornen Genuesen. Die Welt könnte neidisch werden, wenn das Geschick dem kleinen Corsica auch noch den Mann gegeben hätte, welcher größer war als Napoleon.

Tapfere Männer genug zieren Calvi, und betrachtet man dies Städtchen innerhalb der Festung, wie es nichts ist als ein Haufe schwarzer und durchlöcherter Häuser, so liest man in dieser Trümmerchronik die Geschichte alter Helden. Verwunderlich ist der Anblick einer Stadt, die vor fast hundert Jahren zerschossen, noch heute in Ruinen steht. In Corsica scheint die Zeit stille gestanden zu sein. Eine eiserne Hand hat die Vergangenheit festgehalten, ihre alten Volkssitten, die Todtenklagen der Etrusker, die Familienkriege des Mittelalters, die Barbarei der Blutrache, die alte Lebenseinfalt und den alten Heroismus;

und wie in grau gewordnen Ruinen von Städten das Volk lebt, lebt es noch in grauen, für den Culturmenschen sagenhaft gewordnen Lebenszuständen.

In der Hauptkirche, deren maurische Kuppel von den Kugeln der Engländer durchlöchert ist, zeigt man das Grab einer Familie, welche den kostbarsten Namen der Welt trägt, den Namen Libertà. Es ist die alte Heldenfamilie Baglioni, welche ihn führt. Es war im Jahre 1400, als einige Aristokraten in Calvi sich zu Tyrannen der Stadt aufwarfen, um sie dann den Aragoniern auszuliefern. Da erhob sich der junge Baglioni, überfiel mit Freunden die Tyrannen in der Burg, wie einst Pelopidas die von Theben, hieb sie zusammen und rief das Volk zur Freiheit auf. Von seinem Ruf libertà! libertà! schreibt sich nun der Zuname her, welchen das dankbare Volk ihm beilegte und seine Familie fortan getragen hat. Baglioni's Nachkommen waren drei Heldenbrüder Piero Libertà, Antonio und Bartolomeo. Sie gingen nach Marseille. Diese Stadt befand sich in den Händen der Liga und trotzte noch Heinrich dem Vierten, nachdem er bereits in Paris eingezogen und die Guisen ihm Gehorsam geschworen hatten. Der Consul der Liga Casaux war der Tyrann von Marseille; er ging damit um sie in die Gewalt der spanischen Flotte zu geben, welche Andreas Doria befehligte. Da verschwor sich Piero Libertà mit seinen Brüdern und andern kühnen Männern, Marseille zu retten. Sie drangen in das Castell; mit eigner Hand stieß Piero Libertà dem Consul eine Lanze durch den Hals; nachdem er die Wachen niedergemacht oder entwaffnet hatte, schloß er die Tore des Castells, und das blutige Schwert in der Hand eilte er in die Stadt und rief: Libertà! Libertà! Das Volk griff zu den Waffen, worauf man die Türme und Schanzen erstürmte. In das befreite Marseille zog der Herzog Guise im Namen Heinrichs des Vierten, und dieser schrieb ein ehrendes Dankschreiben an Piero Libertà, datirt aus dem Lager von Rosny den 6. März

1596. Er machte ihn zum Großrichter von Marseille, zum Capitän der Porta Reale, zum Gouverneur der nostra Donna della guardia und überhäufte ihn mit andern Ehren. Das geschah in derselben Zeit, als ein zweiter Corse Alfonso Ornano, der Sohn Sampiero's, dem Könige von Frankreich Lyon gewann, und damals rief Heinrich der Vierte aus: „Jetzt bin ich König."

Wenige Jahre nachher starb Piero Libertà. Die Stadt begrub ihn auf das Prachtvollste und stellte seine Statue im Gemeindepalast auf. Auf ihr Piedestal ließ sie die Worte eingraben:

Petro Libertae Libertatis assertori, heroi, malorum averrunco, pacis civiumque restauratori.

Wahrlich bemerkenswert ist die Vegetationskraft, welche die corsischen Geschlechter auszeichnet. Wer auf die Geschichte dieser Nation geachtet hat, wird gefunden haben, daß beinahe durchgehend die Kraft der Väter auf Söhne und Enkel sich forterbte.

Schwer wird es mir, von den Gräbern der Libertà auf jenes Feld von Calenzana hinüberzugehen, wo die Gräber liegen der Schiavitù. Gräber sind es von 500 verkauften Deutschen, Söhnen unsers Vaterlandes, welche dort bei Calenzana fielen.

Ich habe es in der Geschichte der Corsen erzählt. Der Kaiser Carl VI. hatte den Genuesen ein deutsches Hülfscorps verkauft und diese schifften es nach Corsica über. Am 2. Februar 1732 griffen die Corsen unter Ceccaldi jene deutschen Truppen bei Calenzana an. Sie standen unter dem Befehl von Camillo Doria und Devins. Nach einem harten Kampf wurden die Kaiserlichen geschlagen; 500 Mann fielen. Die Corsen begruben diese Fremdlinge, welche in ihr Land gekommen waren gegen die Freiheit zu kämpfen, auf dem schönen Berghang zwischen Calvi und Calenzana. Ihre Gräberdecke grünt von Mirten und blühenden Kräutern. Jedes Jahr bis auf den heutigen Tag kommen am heiligen Samstag die Geistlichen von

Calenzana auf den Camposanto dei Tedeschi wie das Feld von Calenzana genannt wird, und sie besprengen die Stätte, wo die armen Söldner gefallen sind, mit Weihwasser. So rächt sich der Corse an den Feinden, welche ihm seine Unabhängigkeit zu morden kamen. Mir ist's als hätte ich, der einer der wenigen Deutschen war, welche auf den Söldnergräbern von Calenzana standen, und wol der Einzige, der ihrer noch gedachte, hier die Pflicht dem Volk der Corsen für dieses großmütige Mitgefühl im Namen Deutschlands zu danken. Es ist ein edler Zug mehr in der Geschichte seiner Tugenden. Meinen Landsleuten aber setze ich diese Grabschrift:

Grabschrift

auf die fünfhundert deutschen Söldner von Calenzana.

Fünfhundert arme Söldner kamen wir,
Vom Kaiser, weh! an Genua verkauft,
Dem Corsenvolk die Freiheit zu erschlagen.
Wir fielen all' in unsres Frevels Blüte.
Nicht schuldig nenn' uns, doch bejammernswert,
Deckt uns erbarmend doch die Feindeserde.
Schmäh', Wandrer, nicht die Kinder dunkler Zeit!
Ihr die ihr lebt, sollt uns der Schmach entsühnen.

Jene Zeiten, als man unsre Väter wie eine willenlose Heerde nach Corsica und nach Amerika verkaufte, waren schmachvoll. Da erhoben sich hier Pasquale Paoli und dort Washington, und jenseits des Rheins die Menschenrechte. Die Schuld jener Zeiten wurde getilgt, und auch die Schmach von Calenzana; denn die Enkel dieser, die hier in ihren Sclavengräbern liegen, kämpften als freie Männer für die Unabhängigkeit des Vaterlandes und überwanden auch den corsischen Despoten.

Die Sonne geht unter, der Golf erglänzt, und die Felsenberge von Calenzana stehn in Farbenglut. Wie zauberisch ist

dieser südliche Duft der Ferne, und wie fein sind diese Farbentöne. Es ergreift die menschliche Seele nichts so tief als alles Uebergehen. Auf dieser Grenze sei es vom Sein zum Nichts, oder von dem Nichts zum Sein steht die schönste und die tiefste Poesie des Lebens. Nicht anders ist es in der Völkergeschichte. Ihre wundersamsten Erscheinungen stehen immer auf der Grenze, wo sich zwei Culturperioden berühren, und eine in die andere übergehen will, wie ja auch eine Jahreszeit oder eine Tageszeit in der Natur die herrlichsten Erscheinungen zeigt, wenn sie in eine andre übergehen will. Mich dünkt, es ist auch nicht anders in der Geschichte des einzelnen Menschenlebens. Auch da sind diese Uebergänge von einer Culturperiode in die andre, von einer Bildungsform in die andre voll von Zauber und so fruchtbar, daß hier allein die Keime der Poesie oder des Schaffens sich entwickeln.

Es ist auch hier in Calvi eine fast märchenhafte Weltverlassenheit. Die Spiegelflut des Golfs regt sich nicht — kein Schiff in meilenweiter Ferne — kein Vogel der sich aufschwingt — der schwarze Turm dort ragt auf schneeweißem Strand wie eine dunkle Traumgestalt. Doch, hier sitzt ein Adler, ein prächtiges Geschöpf, ernst und königlich ruhend — nun fliegt er auf und mit mächtigem Flügelschlage strebt er nach den Bergen. Er ist satt von Blut. Da störe ich noch einen Fuchs auf, den ersten den ich in Corsica sehe, wo die Füchse auffallend groß sind. Er saß vergnüglich am Ufer und schien sich über das Rosenrot der Wellen zu freuen, denn er war ganz in Naturbetrachtungen vertieft und so sehr in Gedanken verloren, daß ich ihn bis auf fünf Schritte beschleichen konnte. Plötzlich sprang Herr Reineke auf, und da der Strand schmal war, so hatte ich die Freude ihm den Weg zu verrennen und ihn einen Augenblick außer Fassung zu bringen. Herr Reineke that hierauf eine geniale Schwenkung und lief mit großem Humor in die Berge. Es geht ihm sehr gut in Corsica, wo

ihn die Thiere zum Könige gemacht haben, weil es hier keine Wölfe gibt.

Da es Nacht wurde, setzte ich mich in eine Barke und ruderte in dem Golf umher. Welch ein Vergnügen, welche Nachtbilder! Der Himmel mit funkelnden Sternen besät, magisch und transparent die Lüfte, fern auf der Landspitze ein leuchtender Fanal — Lichter im Castell von Calvi — Hirtenfeuer in den dunkeln Bergen droben — ein paar schlafende Schiffe auf dem Wasser — die Wellen um den Kahn funkelnd, die Wassertropfen die vom Ruder fallen, Funken — in der tiefen Stille die Klänge einer Mandoline, die vom Ufer herüberschallen.

Sechstes Kapitel.

Ein Meistersängerfest.

Die Poesie dieser Nacht sollte sich noch fortsetzen. Denn kaum war ich in meiner kleinen Locanda eingeschlafen, als mich Citerklänge und ein vielstimmiger Gesang weckten. Sie spielten und sangen wol eine Stunde lang in stiller Nacht vor meinem Hause. Es galt einem jungen Mädchen, welches dort wohnte. Diese Serenata klang so traurig wie ein Vôcero. Es ist nicht zu sagen, wie in der Stille der Nacht die psalmodischen Klänge in die Seele dringen und sie ergreifen. Die erste Stimme sang Solo, dann fiel die zweite und die dritte ein und der ganze Chor. Der Vortrag war Recitativ in Weise des italienischen Ritornello. Und auch im Ritornello wird ein an sich nicht trauriges Gefühl fast klagend gesungen. Ich hatte wol schon in andern Orten Corsica's solche Nachtgesänge gehört, doch nicht so voll und so feierlich wie hier. Ich vernehme noch oft ihr Echo, und namentlich ist es das eine Wort

und der eine Klang: speranza, dessen klagender Ausdruck mir noch oftmals hörbar ist.

Am Morgen geriet ich durch Zufall in die Bude eines alten Schuhmachers, welcher sich mir als den Citerspieler von gestern Nacht zu erkennen gab. Bereitwillig langte er sein Instrument hervor. Die corsische Cetera hat sechszehn Saiten und fast die Form der Mandoline, nur daß sie größer und der Resonanzboden nicht ganz rund, sondern ein wenig abgeflacht ist. Die Saiten werden mit einem spitzen Widderhörnchen geschlagen. Ich fand also auch hier die allgemeine Erfahrung bestätigt, wie das Geschlecht der Schuster in aller Welt denkend, musikalisch und poetisch sei. Der Hans Sachs von Calvi holte auf meinen Wunsch einige der besten Sänger herbei. Schuhe und Leisten wurden in den Winkel gelegt, und die kleine Sängergesellschaft versammelte sich in dem Hinterstübchen, dessen blumenumranktes Fenster auf den Golf hinausging — die Sänger rückten die Stüle zusammen, der Meistersänger nahm die Citer, drückte die Augen ein und schlug in vollen Tönen. Doch will ich sagen, wer die Sänger waren: vor allen der alte Schuster als Meistersänger, dann sein junger Geselle, der bei ihm Stiefeln und die holde Musica machen lernte, dann ein feingekleideter junger Mann, ein Herr vom Gericht, und endlich ein silbergrauer Greis von 74 Jahren. So alt er war, so sang er doch aus Herzenslust, wenn auch nicht ganz so wacker mehr als in seiner Jugend, und weil die Noten der corsischen Vôceri so langgedehnt sind, verlor er oft den Odem.

Nun hob das allerschönste Sängerfest an, das je gehalten worden ist. Sie sangen, was mein Herz begehrte, Serenaten und Vocerati oder Lamente, aber zu meist Lamente, weil mich deren Originalität und Schönheit am meisten reizte. Sie sangen nach vielen andern auch einen Vôcero auf den Tod eines Soldaten. Der Inhalt war dieser. Ein junger Mensch aus den Bergen verläßt Mutter, Vater und Schwester und geht auf

das Festland in den Krieg. Nach vielen Jahren kehrt er als Officier heim. Er steigt zu seinem Paese hinauf; Niemand der Seinen erkennt ihn hier. Nur der Schwester entdeckt er sich, deren Freude unsäglich ist. Dann sagt er dem Vater und der Mutter, sie möchten auf Morgen ein herrliches Mal rüsten, er wolle es gut bezahlen. Abends nimmt er die Flinte und geht auf die Jagd. In seinem Zimmer hat er seinen Ranzen gelassen, in welchem viel Gold enthalten ist. Der Vater sieht den Reichtum und beschließt den Fremdling Nachts zu ermorden. Die schreckliche That wird vollbracht. Wie nun der Tag und der Mittag kommt und sich der Bruder nicht zeigen will, fragt die Schwester nach dem Fremdling; in der Angst ihres Herzens entdeckt sie den Eltern, daß es der Bruder sei. Sie stürzen in die Kammer, Vater, Mutter, Schwester — da liegt er in seinem Blut. Nun folgt das Lamento der Schwester. Die Geschichte ist wahr, wie überhaupt was die corsischen Volkslieder singen, ein wirkliches Ereigniß ist. Der Schuster erzählte mir die Begebenheit sehr dramatisch, und der Greis unterstützte ihn dabei mit den ausdrucksvollsten Geberden, dann ergriff jener die Citer und sie sangen das Lamento.

Die freundlichen Sänger, denen ich sagte, daß ich ihre Gesänge in meine heimische Sprache übersetzen und auch ihrer und dieser Stunde gedenken würde, baten mich noch diesen Abend in Calvi zu bleiben, da wollten sie die ganze Nacht versingen und mir Freude machen. Wenn ich aber durchaus fort wolle, so solle ich ja nach Zilia gehen, da seien die besten Sänger von ganz Corsica. Ach! sagte der Schuster, der allerbeste ist todt. Er sang wie ein Vogel mit heller Stimme, aber er ging in die Berge und wurde Bandit, und weil er so schön sang, so wehrten die Paesanen lange den Häschern, ihn zu fangen. Doch sie fingen ihn und in Corte haben sie ihm das Haupt herunter geschlagen.

So war mir denn Calvi eine Oase des Gesanges in diesen

stillen und menschenarmen Gegenden. Mir war's nun auch merkwürdig, daß ein paar der besten Dichter Corsica's aus Calvi zu Hause gewesen sind, ein geistlicher Dichter Giovanni Baptista Agnese, geboren im Jahr 1611, und Vincenzo Giubega, welcher 39 Jahre alt im Jahre 1800 als Tribunalsrichter in Ajaccio starb. Man nennt Giubega nicht mit Unrecht den Anacreon Corsica's. Ich las von ihm einige schöne Liebeslieder, welche sich durch Grazie und Empfindung auszeichnen. Es gibt nur wenige Lieder von ihm, da er die meisten selbst verbrannt hat. Weil Sophocles sagt, das Gedächtniß sei die Königin der Dinge, und weil auch die Muse der Poesie ein Kind der Mnemosyne ist, so nenne ich hier noch einen einst weltberühmten Corsen aus Calvi, Giulio Guidi, im Jahre 1581 das Wunder von Padua wegen seines unglücklichen Gedächtnisses. Er war im Stande 36,000 Namen nach einmaligem Hören wiederzusagen. Man nannte ihn Guidi della gran memoria. Er producirte nichts, sein Gedächtniß hatte seine schöpferischen Kräfte getödtet. Pico von Mirandola, der vor ihm lebte, producirte; doch starb er jung. So ist's auch bei der köstlichen Gabe des Gedächtnisses, wie bei allen andern Geschenken, ein Fluch der Götter, wenn sie zu viel geben.

Ich nannte schon einmal den Namen Salvatore Viale. Dieser Dichter, in Bastia zu Hause, wo er noch hochbetagt lebt, ist der fruchtbarste Poet, welchen die Insel hervorgebracht hat. Er hat ein komisches Gedicht „la Dinomachia" im Charakter der Secchia rapita des Tassoni geschrieben, den Anacreon übersetzt und auch Einiges von Byron übertragen. Byron also doch in Corsica! — Viale hat große Verdienste um sein Vaterland durch eine unermüdliche wissenschaftliche Thätigkeit, und auch um die Beleuchtung corsischer Sitten hat er sich Verdienste erworben. Auch einen Uebersetzer des Horaz hat Corsica, Giuseppe Ottaviano Savelli. Manchen Namen corsischer Poeten könnte ich noch nennen, wie den des Liederdichters Biadelli

von Bastia, welcher im Jahre 1822 gestorben ist. Doch werden ihre Lieder nicht weiter in die Welt dringen. Die schönsten, welche Corsica hervorgebracht hat, sind die Gesänge des Volks, und der größte Dichter der Corsen ist der Schmerz.

Siebentes Kapitel.

Die corsischen Todtenklagen.

Der Charakter der corsischen Todtenklagen begreift sich aus den Todtengebräuchen dieser Nation, welche uralt sind. Bei einem Volk, unter welchem der Tod mehr als anderswo als Würgengel umhergeht, und dem seine blutige Gestalt beständig vor Augen tritt, müssen die Todten auch einen auffallenderen Cultus haben als sonst wo. Es hat etwas Dunkles und Ergreifendes, daß die lieblichste Poesie der Corsen die Poesie des Todes ist, und daß sie dichten und singen fast nur in der Trunkenheit des Schmerzes.

Wenn der Tod eingetreten ist, beten die um das Todtenbett stehenden Verwandten den Rosenkranz, dann erheben sie ein Klagegeschrei (grido). Die Leiche wird auf einen Tisch an die Wand gelegt, welcher die Tola genannt wird. Das Haupt des Todten liegt auf einem Kissen und trägt eine Kappe. Damit die Gesichtszüge nicht ihre Haltung verlieren, wird ihm um Hals und Kinn ein Tuch oder ein Band gebunden und auf dem Scheitel unter der Kappe festgeknüpft. Ist's ein junges Mädchen, so zieht man ihm ein weißes Leichenhemde an und bekränzt die Todte mit Blumen; ist's eine Frau, so trägt sie in der Regel ein buntes Kleid, eine Greisin ein schwarzes. Der Mann liegt im Leichenhemde und mit der phrygischen Mütze, und möchte dann wol einem Todten der Etrusker gleichen, wie ich ihn im etrurischen Museum des Vatican abgebildet fand, von Klagenden umgeben.

An der Tola wird gewacht und geklagt, oft die ganze Nacht hindurch, und es brennt ein Feuer. Die große Klage aber erhebt man am Frühmorgen vor dem Leichenbegängnisse, wenn der Todte in den Sarg gelegt wird, und ehe die Todtenbrüderschaft kommt, um die Bahre aufzuheben. Zur Leichenfeier kommen aus den Dörfern der Umgegend Freunde und Verwandte. Dieses Geleite heißt corteo oder scirrata, ein Wort, welches unserem deutschen „Schaar" ähnlich klingt, dessen Ursprung aber kaum zu ermitteln ist. Eine Frau, und dies ist immer die Dichterin oder Sängerin, was hier zusammenfällt, führt den Chor von Klageweibern. Man sagt also in Corsica: andare alla scirrata, wenn die Weiber im Zuge nach dem Leichenhause gehen; ist der Todte ein Erschlagener so sagt man: andare alla gridata, das heißt zum Geheule gehen. Sobald der Chor ins Haus tritt, begrüßen die Klageweiber die Leidtragende, sei es die Wittwe, die Mutter oder die Schwester, und sie neigen Kopf an Kopf wol eine halbe Minute lang. Dann ladet ein Weib der trauernden Familie die Zusammengekommenen zum Klagen ein. Sie machen um die Tola einen Kreis, den cerchio oder caracollo und schwingen sich um den Todten, den Kreis lösend oder wieder schließend, immer mit Klageruf und den wildesten Zeichen des Jammers.

Nicht überall sind diese Pantomimen gleich. An vielen Orten sind sie schon durch die Zeit verdrängt, an anderen gemildert, in den Bergen tief im Innern, zumal im Niolo bestehen sie in ihrer altheidnischen Kraft und gleichen den Todtentänzen Sardiniens. Ihre dramatische Lebendigkeit und furiöse Ekstase ist grauenvoll. Es sind nur Weiber, welche tanzen, klagen und singen. Die Haare aufgelöst und mänadenhaft um die Brust fliegend, die Augen voll sprühendem Feuer, die schwarzen Mäntel flatternd, so schwingen sie sich um, stoßen ein Klagegeheul aus, schlagen die flachen Hände zusammen, schlagen sich die Brüste, raufen sich an den Haaren, weinen,

schluchzen, werfen sich an der Tola nieder, bestreuen sich mit Staub — dann schweigt das Geschrei, und diese Frauen sitzen nun still, Sibyllen gleich auf dem Boden der Todtenkammer, tiefausatmend, sich beruhigend. — Schrecklich ist der Gegensatz zwischen dem wilden Todtentanz und dem Todten selber, welcher starr auf der Bahre liegt und doch diesen Furientaumel regiert. In den Bergen zerreißen sich die Klageweiber auch das Gesicht bis aufs Blut, weil nach uralter heidnischer Vorstellung das Blut den Todten angenehm ist und die Schatten versöhnt. Dann nennt man dies raspa oder scalfitto.

Das Wesen dieser Klageweiber muß fürchterlich erscheinen, wenn ihr Tanz einem Gemordeten gilt. Dann werden sie wahrhaft zu den schlangenhaarigen Rächerinnen des Mordes, wie sie Aeschylus gemalt hat. So schwingen sie sich um grausenhaft, die Hände in einander schlagend, heulend, Rache singend, und so gewaltig ist oft die Wirkung ihres Liedes auf den Mörder der es hört, daß ihn Entsetzen und Gewissensangst erfaßt, und er sich selber verrät. Ich las von einem Mörder, welcher verhüllt in den Mantel der Todtenbrüder die Kerze an der Bahre dessen zu halten sich erfrechte, den er mit erschlagen hatte, und der wie er das Rachelied anstimmen hörte, so heftig zu zittern begann, daß ihm die Kerze aus der Hand fiel. Bei Criminalprocessen gelten Zeugenaussagen, daß Jemand bei der Todtenklage gezittert habe, als Schuldbeweise. Ja! mancher Mann auf dieser Insel gleicht dem Orest des Aeschylus, und die Seherin kann von ihm sagen:

Und sitzen sah' ich einen gottverfluchten Mann
Am Erdennabel, schutzgewärtig, frisch von Blut
Die Hände triefend, noch das bloße Schwert zur Hand — —
Um diesen Mann her eine wunderbare Schaar
Von Weibern schlafend auf die Sessel hingestreckt;
Doch nicht von Weibern — nein, Gorgonen nenn' ich sie,

Und wieder nicht den Bildern der Gorgonen gleich;
Einſt ſah ich die gemalet, welche mit Phineus Mal
Von dannen fliegen; aber ungeflügelt ſind
Die dort und ſchwarz und völlig ekelhaft zu ſchau'n.

Todtenſtille herrſcht in der Kammer. Man hört nur das Atmen der umherkauernden Klageweiber, welche in ihre Mäntel gehüllt daſitzen, den Kopf auf die Bruſt geſenkt, tiefſten Schmerz ausdrückend nach althelleniſcher Weiſe, wie der Künſtler das Haupt deſſen verhüllt darſtellt, deſſen Schmerz über das Maß groß iſt. Die Natur ſelbſt hat dem Menſchen nur zwei höchſte Ausdrucksweiſen des Schmerzes gegeben, den Aufſchrei des hervorbrechenden Gefühls, in dem die Lebenskraft gleichſam alle ihre Geiſter entfeſſelt, und das tiefe Verſtummen, in welchem die Lebenskraft in Ohnmacht verſtirbt. — Plötzlich ſpringt aus dem Kreiſe der Frauen eine empor, gleich einer begeiſterten Seherin hebt ſie ein Lied auf den Todten an. Recitativiſch trägt ſie dies Lied vor, Strofe für Strofe, und eine jede endigt mit Weh! Weh! Weh! welches der Klagechor wiederholt, nach Weiſe der Tragödie bei den Griechen. Die Sängerin iſt auch die Chorführerin, welche das Lied gedichtet hat oder improviſirt. In Sardinien pflegt ſie das jüngſte Mädchen zu ſein. In der Regel werden dieſe Geſänge, Loblieder oder Rachelieder, in denen der Preis des Todten mit der Klage um ihn oder mit der Aufforderung zur Rache wechſelt, auf der Stelle improviſirt.

Wie wunderbar iſt der Widerſpruch der Cultur in dieſem Lande, welches ſolche Scenen noch lebend erhalten hat, die von unſerer Geſellſchaft durch eine Kluft von 3000 Jahren getrennt zu ſein ſcheinen. Man ſehe alſo den Todten auf der Tola, die kauernden Klageweiber am Boden; ein junges Mädchen erhebt ſich, das Antlitz flammend von Begeiſterung improviſirt ſie wie Mirjam oder wie Sappho Verſe von unerreichbarer

Anmut, voll von den kühnsten Bildern, und unerschöpflich strömt die hingerissene Seele rhythmisch, in Dithyramben fort, welche das Tiefste und Höchste menschlichen Schmerzes melodisch sagen. Der Chor heult hinter jeder Strofe Deh! Deh! Deh! — Ich weiß nicht, ob irgend wo ein Bild im Leben aufgefunden werden kann, in welchem sich das Grausige mit der Anmut zu so tiefsinniger Poesie verbindet als in solcher Scene, da ein Mädchen über dem gemordeten Bruder, der in seinen Waffen auf der Tola liegt, als Erinnye aufsteigt, in Versen Rache fordernd, deren blutigwilde Sprache selbst Mannesmund nicht grausender sagen könnte. In diesem Lande hält das niedrig dienende Weib das Gericht, und vor das Tribunal seiner Klage, die hier recht eigentlich Anklage ist, wird der Schuldige geladen. So singt auch der Chor der Mägde in den Grabesspenderinnen beim Aeschylus:

O Kind, bewältigt
Wird des Todten Denken nicht
Durch den blendenden Zahn der Glut;
Spät einst zeigt er sein Zürnen.
Und bejammert wird der Todte: —
Und erkannt wird, der ihn todtschlug;
Um den Vater und Erzeuger
Die gerechte Todtenklage,
Gericht heischt sie mit lautem Schmerzschrei.

Einige dieser Seherinnen, der germanischen Velleda möchte ich sie vergleichen, machten sich wegen ihrer Inspirationen berühmt; so im vorigen Jahrhundert Mariola delle Piazzole, die Führerin der Todtenchöre, deren Improvisationen aller Orten begehrt wurden, und wie Clorinda Franceschi aus der Casinca. In Sardinien heißen die Klageweiber Piagnoni oder prefiche, in Corsica voceratrici oder ballatrici. Nicht

immer sind es die hergebrachten Chorführerinnen, welche singen, vielfach auch die Verwandten des Todten, Mutter, Gattin, besonders die Schwestern. Denn das vom Schmerz erfüllte Herz strömt in kunstlos beredte Klagen über und macht die Sprache erhaben und den Gedanken genial auch ohne Dichtertalent. Außerdem ist die Form der Todtenklagen eine stehende, und wenn der Trauerfall eintritt, hat sich das corsische Weib schon lange vorher in den Lamenten geübt, welche von Mund zu Munde gehen, wie andere Lieder bei uns.

Jener pantomimische Klagetanz heißt im Corsischen die ballata (ballo funebre), die Ballade. Man sagt ballatare sopra un cadavere, über einer Leiche tanzen. Das Klagen heißt vocerare, das Klagelied Vôcero, Compito oder Ballata. Im Sardinischen heißt jene Ceremonie Titio oder Attito. Man leitet dieses Wort von dem Weheausruf ahi! ahi! ahi! ab, womit die Chorführerin jede Strofe schließt und welchen die Klageweiber wiederholen. Die Lateiner riefen statt dessen Atat, die Griechen wie man in den Tragödien finden kann ototototoi, und auch bei uns Deutschen ist der heftige Schmerzensruf ahtatata gebräuchlich, was der an sich erfahren kann, welcher darauf achtet, was er ruft, wenn er sich den Finger verbrannt hat und ballatirend, vor Schmerz springend, mit dem Finger in der Luft schnalzt.

Sobald endlich die Todtenbrüderschaft vor das Haus kommt, um die Bahre zu heben, wird noch einmal ein Klagegeschrei angestimmt, dann bringt das Gefolge den Todten in die Kirche, wo er eingesegnet wird, und von der Kirche wiederum mit Klagegesang auf den Kirchhof. Die Feier schließt das Todtenmal, der convito oder conforto. Schon vorher wird denen, welche an der Leiche wachen, ein Essen gegeben, was man die veglia nennt, und jeder Todtenbruder pflegt einen Kuchen zu bekommen. Der Conforto selbst wird den Verwandten und Freunden entweder im Todtenhause oder in der Wohnung eines

Sippen gegeben, wohin die Gäste mit ungestümer Dringlichkeit geladen werden. Es ehrt den Todten, wenn das Mal groß gerüstet ist, und war er im Leben eine geachtete Person, so erkennt man das an der Menge der Gäste. Oft wird bei diesem Todtenbankett (banchetto) viel Aufwand getrieben, und auch in die Häuser des Dorfs wird Brod und Fleisch gesandt. Schwarz ist die Kleidung der Nachtrauer, der trauernde Mann läßt oft lange Zeit den Bart wachsen. Kehrt die Jahresfeier des Begängnisses wieder, so wird das Bankett bisweilen wiederholt.

Dies nun ist der corsische Todtencultus, wie er sich noch im Innern und Süden des Landes bis auf den heutigen Tag erhalten hat, der Rest uralter Heidengebräuche mitten im Christentum und mit dessen Gebräuchen vereinigt. Wie alt diese Ballata sei, wann und woher sie in dieses Land getragen worden, ist schwer zu wissen und hier will ich keine Untersuchungen darüber wagen. Nur einige Beziehungen wollen wir nicht entbehren.

Der Schmerzausdruck an der Leiche eines Geliebten ist überall derselbe, das Weinen, die Klage, die redende Erinnerung an das, was er im Leben gewesen war, und an die Liebe, mit der man ihn liebte. Das leidenschaftliche Gemüt bricht in gewaltsame, dramatisch lebendige Zeichen des Jammers aus. Doch hemmt die Macht der Bildung, welche auch die Empfindungen regelt, den Culturmenschen und wehrt dem Naturgefühl die maßlose Geberde. Nicht so bei dem Naturmenschen, bei dem Kinde und dem sogenannten gemeinen Mann, welcher die epische Zeit des Menschengeschlechts mitten in unserer Civilisation noch wiederspiegelt. Will man sich überzeugen, daß epische Menschen, Könige, Helden, Volkshäupter sich im Schmerz ebenso leidenschaftlich geberdeten, wie heute die Corsen bei der Ballata, so muß man den Homer und die Bibel, die Gesänge des Firdusi und die Nibelungen lesen. Esau schreit

laut und weint um den gestolnen Segen; Jacob zerreißt seine Kleider um Joseph; Hiob zerreißt sein Kleid und rauft sein Haar und fällt zur Erde und so thun seine Freunde, sie hoben auf ihre Stimme und weinten und ein jeglicher zerriß sein Kleid und sprengeten Erde auf ihr Haupt gen Himmel. David faßt seine Kleider und zerreißt sie um Saul und Jonathan und trägt Leid und weinet und klagt, ebenso weint er auf der Flucht vor Absalom, und sein Haupt war verhüllet und er ging barfuß.

Noch zügelloser sind die Schmerzausbrüche der homerischen Menschen. Achill jammert um Patroclus, die finstre Wolke der Schwermut umhüllt ihn, mit beiden Händen überstreut er mit schwärzlichem Staube sein Haupt;

Aber er selber, groß, auf großem Bezirk, in dem Staube
Lag, und entstellete raufend mit eigenen Händen das Haupthaar.
Mägde zugleich, die Achilleus erbeutete sammt Patroklos,
Innig im Herzen betrübt, aufschrieen sie; all' aus der Thüre
Rannten sie vor um Achilleus, den feurigen, und mit den Händen
Schlugen sie alle die Brust, und jeglicher wankten die Kniee.

Als Hector fällt rauft Hekuba ihr Haar, und kläglich weint Priamos und jammert, und später sagt er zu Achill, als er ihn um ein Lager zum Ausruhen bittet, daß er stets geseufzt habe voll unendlichen Jammers,

Im Gehege des Hofs auf schmutziger Erde mich wälzend.

Ebenso rauft im Firdusi der Held Rustem sich das Haar um seinen Sohn Sohrab, brüllt vor Schmerz und weint Blut; Sohrabs Mutter wirft sich Feuer aufs Haupt, zerreißt das Gewand, sinkt immer von neuem in Ohnmacht, erfüllt den Saal mit Staub, weint Tag und Nacht und stirbt nach einem

Jahr. Die Leidenschaft hat hier ein Riesenmaß von Ausdruck, wie die Heldengestalten selber kolossal sind.

In den Nibelungen, der größesten Tragödie der Blutrache, drückt sich die Leidenschaft des Schmerzes nicht minder kolossal aus. Um den todten Siegfried erhebt Chriemhild das Jammergeschrei, Blut dringt aus ihrem Halse, sie weint Blut an seiner Leiche, und alle Weiber helfen ihr mit Klagen.

Fast an allen jenen Stellen finden wir die Todtenklage als lyrischen Erguß des Schmerzes und zum Liede sich bildend. Um der corsischen Vôceri willen stehe hier das erhabenste Lament von allen, die Todtenklage Davids um Saul und Jonathan:

> Weine Israel um die welche durchs Schwert fielen auf deinen Bergen, die Helden Israels sind erschlagen auf den Bergen. Weh! wie fielen die Helden?
>
> Schweiget! Sagt es nicht an zu Gath, verkündigt's nicht auf den Gassen von Ascalon, daß nicht frohlocken die Töchter der Philister, daß nicht tanzen die Töchter der Unbeschnittenen.
>
> O ihr Berge von Gilboa! nicht Thau, nicht Regen falle auf euch. Nicht soll man Acker haben auf euch, die Hebopfer zu opfern. Denn zerschlagen ist auf euch der Schild der Helden, der Schild Sauls, als wäre er nicht gesalbet mit Oele.
>
> Der Bogen von Jonathan hat nie gefehlet, noch ist das Schwert von Saul leer wieder gekommen von dem Blut der Erschlagenen, und von dem Fette der Helden.

Saul und Jonathan, holdselig und lieblich in ihrem Leben, sind auch im Tode nicht geschieden, leichter denn die Adler, stärker denn die Löwen.

Ihr Töchter Israels, weint über Saul, der euch kleidete mit Rosinfarbe säuberlich, und schmückte euch mit goldnen Kleinodien an euren Kleidern.

Wie sind die Helden so gefallen im Streit! Jonathan ist auf deinen Höhen erschlagen.

Es ist mir Leid um dich, mein Bruder Jonathan; ich habe große Freude und Wonne an dir gehabt; deine Liebe war mir sonderlicher denn Liebe der Frauen.

Weh! wie sind die Helden gefallen, und die Streitbaren umgekommen!

Ganz dramatisch ist das Lament um Hector im letzten Gesang der Iliade und möchte ganz und gar einer Ballata an der Tola gleichen. Auch diesen Vôcero wollen wir noch hören.

Als sie den Leichnam jetzo geführt in die prangende Wohnung,
Legten sie ihn auf ein schönes Gestell, und ordneten Sänger,
Daß sie die Klag' anstimmten; und nun mit jammernden Tönen
Sangen sie Trauergesang, und rings nach seufzten die Weiber.

(Andromache hebt das Lament an:)

Mann, du verloreſt dein Leben, du Blühender; aber mich
Wittwe
Lässest du hier im Palast, und das ganz unmündige Söhnlein,
Welches wir beide gezeugt, wir Elenden! Ach wol schwerlich
Blüht er zum Jüngling heran! Denn zuvor wird Troja vom
Gipfel

Umgestürzt, da du starbst, ihr Verteidiger, welcher die Mauern
Schirmte, die züchtigen Frau'n und stammelnden Kinder er=
rettend.
Bald nun werden hinweg sie geführt in geräumigen Schiffen,
Und mit jenen ich selbst! Doch du, mein trautester Sohn, wirst
Dorthin geh'n mit der Mutter, um Schmach zu erdulden und
Arbeit,
Unter des Frohnherrn Zwang, des grausamen; oder es schmettert
Dich ein Achaier, am Arme gefaßt, von dem Turm ins Ver=
derben,
Zürnend, daß Hektor den Bruder ihm tödtete, oder den Vater,
Oder den blühenden Sohn: denn sehr viele Männer Achaia's
Sanken durch Hektors Hände, den Staub mit den Zähnen
zerknirschend.
Denn kein Schonender war dein Vater im Grau'n der Ent=
scheidung;
Drum wehklagen ihn nun die Völker umher in der Veste.
Unaussprechlichen Gram der Verzweiflung schufst du den Eltern,
Hektor; doch mich vor Allen betrübt nie endender Jammer!
Denn nicht hast du mir sterbend die Hand aus dem Bette
gereichet,
Noch ein Wort mir gesagt voll Weisheit, dessen ich ewig
Dächte bei Tag und Nacht, wehmüthige Tränen vergießend.

Also sprach sie weinend, und rings nach seufzten die Weiber.

(Hekuba nimmt das Lament auf:)

Hektor, du Herzenskind, mir geliebt vor allen Gebornen!
Ach und weil du mir lebtest, wie lieb auch warst du den Göttern,
Welche ja dein wahrnahmen noch selbst in des Todes Ver=
hängniß!
Denn die anderen Söhne, die mir der schnelle Achilleus
Nahm, verkauft' er vordem jenseits der verödeten Salzflut,
Hin gen Samos und Imbros und zur unwirtbaren Lemnos.

Aber da dich er entseelt mit ragender Spitze des Erzes,
O, wie schleift' er dich oft um das Mal des geliebten Patroklos,
Seines Freunds, den du schlugst; und erweckete jenen auch so nicht!
Dennoch jetzt wie betaut und frisch noch mir in der Wohnung
Ruhest du, jenem gleich, den der Gott des silbernen Bogens
Unversehn's hinstreckte, mit lindem Geschoß ihn ereilend.

Also sprach sie weinend, und weckt' unermeßlichen Jammer.

(Helena nimmt das Lament auf:)

Hektor, o Trautester du, mir geliebt vor des Mannes Gebrüdern!
Ach mir Gemal ist jetzo der göttliche Held Alexandros,
Der mich gen Troja geführt! O wär' ich zuvor doch gestorben!
Denn mir entfloh'n seitdem schon zwanzig Jahre des Lebens,
Seit von dannen ich ging, die heimischen Fluren verlassend;
Doch nie hört' ich von dir nur ein Wort im Bösen, noch Unglimpf.
Ja, wenn ein andrer im Hause mich anfuhr unter den Brüdern
Oder Geschwistern des Manns, und stattlichen Frauen der Schwäger,
Oder die Schwäherin auch, denn der Schwäher ist mild wie ein Vater:
Immer besänftigtest du, und redetest immer zum Guten,
Durch dein freundliches Herz und deine freundlichen Worte.
Drum bewein' ich mit dir mich Elende, herzlich bekümmert!
Denn kein Anderer nun in Troja's weitem Gefilde
Ist mir Tröster und Freund; sie wenden sich Alle mit Abscheu!

Also sprach sie weinend; es seufzt' unzählbares Volk nach.

Pelasger, Griechen, Phönizier, die Egypter zumal, die alten Völker Italiens, die Etrusker, die Römer, alle haben sie die Todtenklagen gehabt; nicht minder die Celten, wie die Iren,

die Germanen, und dasselbe gilt von den heutigen Naturvölkern in America wie in Africa, wie von den Indern. Auch in Italien finden sich außerhalb Sardiniens und Corsica's ähnliche Todtengebräuche, namentlich im Neapolitanischen.

Schon Peter Cyrnäus findet den corsischen Todtencultus dem der alten Römer, welcher unzweifelhaft pelasgisch-etruskisch ist, sehr ähnlich. Wer die Gebräuche der alten Römer kennt, wird das bestätigen. Auch sie hatten die Klageweiber, welche, wie heute in Sardinien, praeficae genannt wurden und hatten die Klagelieder Naeniae. Ich habe eine solche römische Nänie schon mitgeteilt, damit man sich ihrer hier erinnere, es ist dies der freilich parodistische Vôcero des Seneca auf Claudius. Beim Leichenbegängnisse des Germanicus spricht auch noch Tacitus von den Feierlichkeiten als Gebräuchen der Vorfahren, Lob- und Gedächtnißliedern seiner Tugenden, Tränen und Schmerzaufstachlung. In dem römischen Gesetz der zwölf Tafeln wurde jene Ballata Lessus genannt und als barbarischer Gebrauch bestraft, wie ihn schon das solonische Gesetz verboten hatte: „Es sollen die Weiber ihre Wangen nicht zerkratzen, noch soll der Lessus beim Begängniß gehalten werden; die Weiber sollen ihr Gesicht nicht zerfleischen."

Auch die Sitte das Todtenmal zu feiern ist uralt. Ich leite mir ihren Ursprung aus drei Dingen ab: das Bedürfniß nach der Erschöpfung durch den Traueract sich zu erquicken; die Ehre welche dem Todten durch ein letztes Festmal erwiesen wird, dessen Geber er gleichsam ist; endlich das mystische Symbol des Essens von Speisen, welches die Rückkehr vom Tode zum Leben ist und ausdrücken soll, wie nun die Trauernden wieder an der Welt der Lebendigen Teil haben. Das Todtenmal bei den Phöniziern, Pelasgern, Egyptern, Etruskern bestand hauptsächlich in Bohnen und in Eiern. Beide Speisen waren Symbole der activen und passiven Lebenskraft, nach der altorientalisch-pythagoräischen Mystik. Noch heute ißt man

beim Todtenmal in Sardinien an manchen Orten Bohnen und Eier; daß dies auch in Corsica gebräuchlich ist, habe ich nicht gehört. Bei den Römern hieß das Todtenmal Silicernium. Zum stattlichen Festschmaus in Priamos Hause kehren auch die leidtragenden Trojaner vom Begängnisse des Hector heim.

Die corsischen Vôceri von denen ich nun einige mitteile, sind alle im Dialect gedichtet. In der Regel herrscht das trochäische Maß vor, doch wird es nicht selten durchbrochen. Ebenso ist der dreifache Reim die Regel, doch kreuzt er sich bisweilen. Dieses Maß und die Monotonie der Reime sind von der tiefsten Wirkung, und schwerlich ließe sich ein Rhythmus finden, welcher dem Schmerz anpassender wäre. Die Vôceri selbst scheiden sich in die mildere Klage um den Tod eines Dahingenommenen, oder in das wilde Rachelied. In das Wesen der Corsen werfen diese Lieder ein helles Licht. Sie zeigen, wie heißblütig ihr Herz und wie stark ihre Leidenschaft ist. Bedenkt man, daß diese Lieder fast alle von Frauen gedichtet sind, so muß man erschrecken, weil doch das Weib durch die Natur bestimmt ist, die milderen Empfindungen der Seele auszusprechen und die rohe Kraft des Männlichen zu erweichen. Ich weiß kein Beispiel in aller Poesie der Völker, wo das Grausige und Furchtbare in gleicher Weise zum Stoff des Volksliedes geworden wäre, und hier zeigt sich die Gewalt der Poesie überhaupt, welche auch noch das Schrecklichste mit einem Hauch von wehmütiger Schönheit zu mildern vermag. Denn auch der zartesten Empfindungen ist wieder die corsische Poesie im höchsten Maße fähig. Man wird in diesen Liedern die Bilderspracbe des Homer und wieder die der Psalmen und des Hohenliedes finden. Kunstlos wie sie sind, tragen sie nur das Gepräge von Improvisationen, welche sich beliebig ausdehnen lassen; und weil sie solche sind, lebt in ihnen der geniale Augenblick des trunkenen Herzens. Die ganz unsägliche Unschuld in manchen Vôceri und ihre rührende Natureinfalt

entrücken in die Kinderwelt, Hirten- und Patriarchenwelt. Kein Genie des Dichters kann dergleichen Naturlaute erfinden. Daß unter den Stimmen der Völker, welche wir Deutsche zu erlauschen wissen, diese Klagestimme nicht fehle, habe ich einige der corsischen Lamente übertragen, mit der möglichsten Treue in ihrer Form wie in ihrem Ton. Schöne Lieder nennt man wol wie Tränen, die von einem edlen Schmerze geweint werden, Perlen; ich nenne diese Todtenklagen blutrothe Corallen aus Corsica.

Vôcero.

Corsische Todtenklagen.

E come i gru van cantando lor lai —
Dante.

Weihe.

Rufet ihr, Geliebte beide,
Deren Gräber frisch mir ragen?
Wenn am stillen Inselstrande
Sänger sanft die Citern schlagen,
O wie weckt dann ihr Lamento
Meiner Seele Todtenklagen!

Schwäne, mir voraufgeflogen,
Genien meiner Wanderreise,
Auf den Bergen, auf den Meeren
Grüßt ihr mich mit Stimmen leise,
Grüßt mich hier auf ödem Eiland
Mit der Todtenklageweise.

Was hier rührt im Klageliede,
Mitgefühlt ist's, mitgeklungen,
Eigner Seele ist es Echo,
Eignem Schmerz ist es entsprungen;
Klagend hab' ich meinen Todten
Einen Vôcero gesungen.

Vôcero

auf den Tod eines Mädchens von Pietra di Verde.

(Die Mutter singt:)

Laßt mich gehn zu meiner Tochter,
Nahe gehn zu meinem Kinde,
Denn mir scheint, daß auf der Tola
Ich sie ausgestreckt hier finde,
Und daß um den Hals sie banden
Ihr von Bändern schon die Binde.

O Maria, Mutterwonne,
Ach! Du Schatz von meinen Freuden,
Ach! Du Blume deines Vaters
Seine Augen dran zu weiden,
Heute muß es nun geschehen,
Daß zum letzten Mal wir scheiden.

O wie hast du Tod so grausam
Um mein Hoffen mich betrogen,
Meine Blume mir geknicket,
Mir mein Herzenspfand entzogen,
Diesen Morgen mir das Herze
So versenkt in Jammers Wogen.

(Pause.)

Willst du die Gespielen nimmer,
Deine Trautesten nicht sehen,
Wie sie alle dich im Kreise
So zum Tod betrübt umstehen?
Ach! gib einmal ihnen Antwort,
Laß sie ohne Trost nicht gehen.

Ziehe an doch deine Kleider,
Luft der Mutter, o Marie,
Sieh' die Jungfraun all zusammen
Wollen mit dir diese Frühe
In die heil'ge Messe gehen,
Nach der Kirche Sant' Eliä.

(Eine Gespielin der Todten nimmt den Gesang auf.)

In die Messe laß uns gehen,
Weil die Lichter schon erprangen
Und die Kerzen am Altare;
Ganz mit Schwarz ist er behangen.
In die Kirche ist dein Vater
Mit der Mitgift heut' gegangen.

Diesen Morgen in der Kirche
Wird man sehn ein großes Prangen,
Denn da ist Maria's Mitgift
All' in Kerzen aufgegangen.

(Eine andere Gespielin nimmt den Gesang auf.)

O mein Fräulein, eure Krankheit
Möcht' ich wol mit Namen sagen,
Weiß nicht, ob es war das Fieber,
Oder soll ich's Schwindsucht klagen.
Oder war's ein fremdes Leiden,
Das sich sonst nicht zugetragen.

Ach! wo mochte doch, mein Fräulein,
Euch der schnelle Tod erspüren?
Immer saßt ihr ja im Lehnstul,
Oder gingt im Tal spazieren.
Ließ euch doch bei Tisch die Mutter
Niemals nur den Finger rühren.

(Die Mutter nimmt den Gesang auf.)

Heute früh will Sant Elia
Einen schönen Strauß ich bieten,
Eine Blume zum Geschenke,
Die da steht in vollen Blüten,
Und ich glaub', er wird so schönes
Weihgeschenk mit Dank behüten.

Beten will ich zur Maria,
Will zum Herren Jesu sprechen,
Denn heut' Morgen will ich gehen,
Meine Blume will ich brechen —
O Marì, du Herz der Mutter,
Denn mir will das Herz zerbrechen.

(Pause.)

O du Blume aller Jungfraun,
Wer ach! wer wird sich erlaben
Nun an deinen zwölf Gebetten,
Wer wird deine Ringlein haben?
Brüder hast du nicht noch Schwestern,
Alles wird mit dir begraben.

Wie so blaß sind nun geworden
Deine purpurhellen Wangen,
Ihre Rosen, ihre klaren,
Ach! wohin sind sie gegangen?
Ach! der Tod ist es gewesen,
Hat sie alle fortgefangen.

Tod, o woll' denn zu mir kommen,
Mach' daß gänzlich es sich ende;

Hab' Erbarmen, denn ich leg' dir
Nun mein Leben in die Hände,
Daß vereint mit meiner Tochter
Ich mich heut' von hinnen wende.

(Pause.)

Heute ist das Dorf von Petra
Mit Verzweiflung ganz geschlagen,
Alle Leute stehn voll Jammer,
Schluchzen bitterlich und klagen,
Und die Schuld davon, mein Liebling,
Du alleine mußt sie tragen.

Siehst du nicht wie die Freundinnen
Zärtlich schmiegend an dir lehnen,
Wie sie so dein liebes Antlitz
Dir benetzen all' mit Tränen?
Und du willst sie also lassen,
Also traurig und voll Sehnen!

Ein'ge gingen schon nach Rosen,
Andre gingen Blumen binden,
Denn sie flechten die Guirlande,
Wollen dich als Braut umwinden.
Und du willst uns also lassen,
Willst im dunkeln Schrein verschwinden?

Wenn du trateſt aus dem Hause,
Lieblichkeit ist von dir kommen,
Und geglänzt hat deine Milde
Wie ein Stern von Licht umschwommen.
Dich hat in der schönsten Blüte
Nun der Tod dahingenommen.

Doch nun enden wir das Weinen,
Wollen uns vom Gram erheben;
Wird doch unsre Mariutscha
Nun als Braut des Herren leben.
Heute früh wird ihr Maria
Einen Platz im Himmel geben.

(Die Todtenbrüder kommen.)

Ach! ich hör': Ora pro ea
Rufen rings zu der Maria,
Denn die Todtenbrüder kommen
Auf den Platz schon — ach! Maria —
Und sie wollen dich schon tragen
In die Kirche Sant Elia.

Auf den Kirchhof mit den andern
Wollt' zu gehn ich mich entschließen;
Doch ich kann so weit nicht kommen,
Kann nicht stehn auf meinen Füßen.
Nur ein Bach aus meinen Augen
Kann allein hinunterfließen.

Vôcero

eines Mädchens an der Leiche ihres ermordeten Vaters.

(Dialekt von diesseits der Berge.)

(Das Mädchen kommt mit einer Fackel.)

Von Calanca bin ich gekommen,
Mitternacht war im Verschwinden,
Hab' gesucht mit meiner Fackel
In den Gärten und in den Gründen,
Wo mein Vater sei geblieben —
Todt, im Blute mußt' ich ihn finden.

(Es kommt eine andere Jungfrau, welche auch einen ermordeten Blutsverwandten sucht; den Todten erblickend hält sie ihn für einen Verwandten, bleibt stehen und will das Lament anheben. Die Erste aber singt:)

Weiter aufwärts mußt du steigen,
Denn dort liegt Mattè erschlagen,
Aber dies hier ist mein Vater,
Und an mir ist's hier zu klagen.

Hebet mir auf die Lederschürze,
Seinen Hammer und seine Kelle.
Vater, willst du nicht zur Arbeit
Wieder gehn an die Capelle?
Auch aus meines Bruders Wunden
Fließt vom Blute die rote Welle.

Laufet und holt mir schnell eine Scheere,
Schneiden will ich mir vom Zopfe
Einen Büschel meiner Haare,
Daß die Wunden ich ihm verstopfe.
Denn von meines Vaters Blute
Klebt am Finger mir ein Tropfe.

Färben will ich ein Mandile,
Rot vom Vaterblut es machen;
Das Mandile will ich tragen,
Wenn ich Muße hab' zum Lachen.

Nach der Kirche Santa Croce
Will ich gehn mein Leid zu klagen;
Immer ruf ich deinen Namen,
Antwort wirst du einst mir sagen,
Denn sie haben dich gekreuzigt,
Wie den Christ ans Kreuz geschlagen.

Vôcero

der Nunziola auf den Tod ihres Mannes.

(Dialekt von jenseits der Berge.)

(Nunziola singt:)

O du mein Petro Francesco,
O du Haupt von meinen Klagen,
Meine Rose ohne Dornen,
Die mir Blumen hat getragen.
Von den Bergen bis zum Meere
Warst mein Held du ohne Verzagen.

Ich umschlinge dich mit den Armen,
Ich umstricke dich mit den Füßen,
Bist mein Ehgemal gewesen,
Hoffnungsstern mit Segensgrüßen.
Und du hast von meinem Unglück
Nun die Quelle werden müssen.

Du mein Schiff auf hohem Meere,
Das da segelt um anzulanden,
Doch nicht kann zum Hafen kommen,
Weil im Sturm die Wellen branden.
Und mit seinen schönen Schätzen
Treibt es weiter um zu stranden.

Komm o Griscio, meine Tochter,
Wo dein Vater liegt in Frieden,
Sag' ihm daß im Paradiese
Für sein einzig Kind hienieden
Er ein besser Loos erbitte,
Als der Mutter ward beschieden.

O du warest meine Säule,
Meine Stütze meine ganze,
O du warst mein eigner Bruder,
Meine Wehr und meine Schanze.
O du warst mein Schatz mein schönster,
Meine Perle du voll Glanze.

O du meine Goldorange,
Kleinod sorgsamlich verschlossen,
Du mein Becher blank von Silber
Und mit Golde ausgegossen.
Du mein Herren-Speiseteller,
Mir wie Blei ins Herz geschossen.

Eher will ich meine Augen
Zu zwei Quellen mir zerweinen,
Als ich je dein Angedenken
Zu vergessen sollte scheinen.
Immer will ich dich, Francesco,
Klagend nennen noch den Meinen.

Bist mein feines Schwert gewesen,
Meine starke Wehr und Waffen,
O du mein unselig Schicksal,
Trümmer die mich stürzend trafen.
Du bist meinem Aug' erschienen
Als ein Segel in dem Hafen.

Hätt' mich wol für dich gelobet,
Von dem Tode dich zu erlösen,
Aber mir, mein Petro Francesco,
Ist das nicht vergönnt gewesen.
O mein Großer du von Mute,
Schirm und Schutz mir vor den Bösen.

O du mein Hahn so hochgemutet,
Mein Fasan im blumigen Hügel,
Du mein Vogel so wunderherrlich,
Meines Glückes mir ein Spiegel,
Nimmer mehr darf ich mich ducken,
Ducken unter deinen Flügel.

O du mein Petro Francesco,
Unsern Herrgott will ich bitten,
Daß dich seine Engel tragen
In des Paradieses Mitten.
Dies wird mir das Herze trösten,
Weil es deinen Tod erlitten.

Vôcero

eines Mädchens auf den Tod ihrer zwei Brüder, welche an einem Tag erschlagen wurden.

(Gemischter Dialekt von diesseits und jenseits der Berge.)

(Die Schwester singt:)

O das Pralen nun von Piero,
O das Großthun von Orazio!
Eine große Wüste machten
Sie bis hin nach San Brancazio.
Satt ist nun von unsrem Blute
Der Michele und der Orazio.

Tod, o Tod, wie bist du so schwarz doch,
Weil dies Leiden uns überkommen,
Denn ein Haus ein volles hast du
Bis aufs Nest-Ei ausgenommen.
Haupt des Hauses nun zu bleiben,
Soll das mir Verwais'ten frommen?

Ich alleine von allen Frauen
Bin am Feuerherd gesessen,
Ueber meine fünf Gebrüder
Hab' ich Herrenrecht besessen —
Aber nun ist ja die Herrschaft
All verloren, all vergessen.

Anziehn will ich die Faldetta,
Will mich ganz mit Schwarz betrüben,
Weil kein Hauch von keiner Freude
Mir im Herzen mehr ist blieben,
Wegen meiner fünf Gebrüder,
Vater und Mutter, das sind sieben.

Und nach Asco will ich schicken,
Schwarzen Kienruß will ich haben,
Ganz in Schwarz will ich mich färben
Wie die Federn sind vom Raben;
Steigen und sinken soll mein Leben,
Wie die Regenflut im Graben.

Seht ihr nicht wie meine Augen
Als zwei Quellen mir überwallen?
Um die zwei vielsüßen Brüder,
Die in einer Stunde gefallen.
Nun zu thun die Glocken haben
Für zwei Todte zu erschallen.

Du mein Ball von rotem Golde,
Du mein Ring von Demantsteine,
O Piero, du meine Wonne,
Und Orà um den ich weine.
In die Kirche von Tallanu
Gehet Keiner mehr so feine.

Und um euch, o Herr Curate,
Muß ich bitter mich beklagen,
Weil ihr euch zu meinem Hause
Also undankbar betragen.
In drei Jahren waren es sieben,
Die aus ihm ihr fortgetragen.

Bis ans Ende von der Gassen
Will ich gehen mit euch hernieder,
Und die Augen senk' ich weinend,
Kehr' nach Hause weinend wieder.
Und das sind die letzten Gänge
Für die todten fünf Gebrüder.

Vôcero

der Maria Felice von Calacuccia auf den Tod des Bruders.

(Dialekt von Niolo.)

(Die Schwester singt:)

Als ich spann an meiner Spindel,
Hört' ich einen Donner erschallen,
War's ein Schuß aus einer Flinte.
Thät durchs Herz mir wiederhallen,
War mir's doch, als ob er sagte:
Laufe, dein Bruder ist gefallen.

Auf die Kammer bin ich gesprungen,
An das Fenster, das stand offen.
Hab' im Herzen den Schuß empfangen,
Schrie: er fiel zu Tod getroffen.
Starb ich da nicht auf der Stelle,
War es um ein einziges Hoffen.

Will mir kaufen eine Pistole,
Will in Hosen mich verkleiden,
Zeigen will ich nun dein Bluthemd.
Weil mir doch zu diesen Leiden
Niemand blieb, der seinen Bart sich
Nach der Rache könnte schneiden.

Sprich, wen willst du dir erwählen,
Deine Vendetta zu ererben?
Deine Mutter? Die liegt am Tode;
Schwester Mari? Die will sie erwerben.
Läge Lariu nicht im Grabe,
Würd' er ohne Blut nicht sterben.

Dir ist blieben vom großen Stamme
Eine einzige Schwester nur Eine,
Ohne Vettern leiblichen Blutes,
Eine Waise, Arme und Kleine.
Aber deine Vendetta zu nehmen,
Sei ruhig, genügt auch die Eine.

Vôcero

einer Hirtin von Talavo auf den Tod ihres Mannes, eines Rinderhirten.

(Die Hirtin singt:)

An dem Strand ist er gestorben,
Wo die zwei Korkeichen stehen.
O Francescu Hirt der Heerde,
Grausam ist's dich todt zu sehen.
Weh! wie wird es im dunkeln Buschwald
Mir Verlassnen nun ergehen?

Will entäſten nun den Palo,
Jenen dort mit ſieben Aeſten,
Keinen Schlauch und keine Kappe
Soll man weiter daran befeſten.
Will die Ohren auch beſchneiden
Seinem Schäferhunde dem beſten.

Di, Di, Dih! wie bin ich traurig,
Nun erhebet ein helles Klagen,
Meine Brüder und Schweſtern alle;
Dieſes Leid iſt ſchwer zu tragen.
Todt iſt nun das Haupt des Hauſes,
O mein Gott der mich geſchlagen!

(Nachdem der Todte beerdigt iſt, kehrt die Hirtin in ihre Capanne zurück und beſchreibt der Familie und den Nachbarn die Beerdigung.)

Auf die Bahre ſie ihn legten,
Nach Prunelli ſie ihn brachten.
Da vor bittrem Herzeleide
Kühe und Lämmer alle klagten,
Auch die Zicklein in der Hürde,
Bè, bè, bè vor Gram ſie machten.

In der Kirche zu Sanct Marien,
In der heiligen Parocchiale,
Sang der Pfarrherr der Curate
Mit den Prieſtern allzumale,
Wie um einen vornehmen Herren
Sangen ſie alle das Miſſale.

Als ſie nun das Amt beendigt,
Wie ſie flink und dienſtbar waren,
Thäten eine Grube öffnen,
Den Francescu zu verwahren;
Eine große Menge Leute
Trugen ihn auf einer Bahren.

Ach! was wollen sie doch machen,
Weh! weh! weh! thät ich da denken —
Sah in das Grab, ob drin ein Fenster,
Das ihm Licht noch möchte schenken;
Doch ich sah ihn von den Männern
In ein finstres Grab versenken.

Vôcero

auf den Tod des Banditen Canino.

(Dialekt aus dem Pieve von Ghisoni.)

(Die Schwester singt:)

Ich wollt', daß meine Stimme
Wie der Donner könnte erklingen,
Daß sie den Schlund von Vizzavona
Schallend sollte durchdringen,
Von allen, die dich gemordet
Der Welt die Kunde zu bringen.

Alle von Luco di Nazza
Rachgierig zusammen sie traten,
Mit jenen grimmigen Schaaren,
Den Banditen und den Soldaten.
Und des Morgens in der Frühe
Plötzlich abmarschirt sie waren.

Plötzlich abmarschirt sie waren
Mit Schalmeien die erklangen;
Wie die Wölfe sie im Rudel
Auf die Lämmer mordend drangen.
Als sie in den Engpaß kamen,
An die Kehle sie dir sprangen.

Wie ich hörte solche Kunde
Thät ans Fenster ich mich wagen,
Und ich rief: was gibt es da? —
Ach! dein Bruder wird getragen,
Todt im Engpaß ist er geblieben,
Von dem Mörder ist er erschlagen.

Nicht gefrommt hat dir die Flinte,
Nicht gefrommt die Pistolette,
Nicht gefrommt die Dolchesklinge,
Nicht gefrommt dir die Terzette,
Nicht gefrommt hat dir der Freispruch,
Nicht geweihte Amulette.

Grimmig wachsen meine Schmerzen
Bei dem Anblick deiner Wunden.
Warum ach! willst du nicht reden?
Wol hält Tod dein Herz gebunden.
Cani, Herz du deiner Schwester,
Deine Farbe ist geschwunden.

O du mein Breiter von Schultern,
O du mein Schlanker von Leben,
Du warst ein Ast voller Blumen,
Einen wie du hat's nimmer gegeben.
Cani, Herz du deiner Schwester,
Gemordet haben sie dein Leben.

Einen Dornstrauch will ich pflanzen
In dem Dorf zu Nazza drüben,
Weil von unsres Vaters Hause
Keiner mehr ist leben blieben.
Weil's nicht waren drei oder viere,
Gegen Einen waren es sieben.

Unter den Dornstrauch will ich tragen
Mein Bettchen, da will ich schlafen.
Weil sie hier, o du mein Bruder,
In das Herz dich mitten trafen.
Lassen will ich meine Spindel,
Greifen will ich zu den Waffen.

Will mich gürten mit Kartuschen,
In den Gurt thun die Terzetta,
Cani, Herz du deiner Schwester,
Nehmen will ich die Vendetta.

Vôcero

auf den Tod der Romana, Tochter der Dariola Danesi von Zuani.

(Die Mutter singt:)

Seht, nun liegt sie auf der Tola,
Ach! mein Kind von sechzehn Jahren,
Meine Tochter, die so lange
Schmerz und Leiden hat erfahren,
Ach! in ihrem schönsten Kleide,
In dem weißen, schleierklaren.

Ach! in ihrem schönsten Kleide
Will sie nun von hinnen gehen,
Läßt der Herr sie doch nicht länger
Hier auf dieser Erde stehen.
Wer geschaffen ist zum Engel
Soll nicht lang auf Erden gehen.

Ach! wo sind auf deinem Antlitz
Nun die Rosen, meine Wonnen?
Seine Klarheit, seine Schöne
Ist im Tode all zerronnen.
Schau ich's an, will es mir scheinen
Eine Finsterniß der Sonnen.

Ach! du warest zwischen Jungfraun
Und den allerschönsten Schönen
Wie die Rose zwischen Blumen,
Wie der Mond, den Sterne krönen,
Und so mußten dich, o Tochter,
Alle Schönsten noch verschönen.

Wenn vom Dorf die jungen Leute
Vor dein Angesicht gekommen,
Schienen sie wie Fackelbrände,
Die von Feuer sind erglommen,
Und zu allen warst du höflich,
Dir zu nah durft' Keiner kommen.

In der Kirche thäten alle
Nur alleine nach dir spähen,
Von dem Ersten bis zum Letzten;
Aber du thatst keinen sehen.
War die Messe kaum zu Ende,
Sprachst du: Mutter, laß uns gehen.

Ach! du warst so hoch gehalten,
Ach! du warst so hochgeehret,
In den Lehren von dem Herren
Warst du auch so hochgelehret.
Alles andre als zu beten
Hast dem Herzen du verwehret.

Wer wird je mich trösten können,
Du mein Stolz und du mein Prangen,
Da der Herr dich hat gerufen,
Und zu ihm du bist gegangen.
Ach! warum trug auch Herr Jesu
Nach dir also heiß Verlangen!

Doch du ruhst jetzt in dem Himmel
Lächelnd aus von den Beschwerden.
War ja auch dein liebes Antlitz
Viel zu schön auf dieser Erden.
O! wie wird das Paradies nun
Um so vieles schöner werden.

Doch für mich wird diese Erde
Voller sein von schweren Plagen,
Und zu tausend Jahren wird mir
Schon ein Tag von meinen Klagen,
Wenn ich dann nach dir, o Tochter,
Alle Leute werde fragen.

Tod, warum hast du vom Busen
Meine Tochter mir gerissen,
Und warum läßt du alleine
Mich in diesen Kümmernissen!
Weiß ich doch nicht, was ich lebe
Wenn ich ihren Trost soll missen.

Bei Verwandten ohne Liebe,
Bei den Nachbarn ohne Pflege,
Wer wird mir das Antlitz trocknen,
Wenn ich krank mich niederlege?
Wer wird mir zu trinken geben,
Wenn im Fieber ich mich rege?

Wenn ich doch nur sterben könnte,
So wie du der Welt enthoben!
O du meiner Seelen Hoffnung,
Die im Jammer ist zerstoben.
Ach! dann würd' ich dich noch finden,
Mit dir leben noch dort oben.

Bitte drum den Herren Jesu,
Laß er mich von hinnen jagen,
O du meiner Seelen Hoffnung,
Denn so kann ich's nicht ertragen,
Und so kann ich ja nicht enden,
Ach! nicht enden meine Klagen.

Vôcero

eines Weibes von Niolo auf den Tod des Abbate Larione.

1740.

(Das Weib singt:)

Angerichtet ist der Kuchen,
Kommen sind die Kindtaufsgaben,
Denn er wollte doch, so sagt' er,
Mich zu seiner Pathe haben.
Jetzo, wer vermag es zu denken,
Jetzo wird man ihn begraben.

(Das Weib sieht im Fenster des gegenüberstehenden Hauses den Todfeind des Verstorbenen, welcher über den Vocero lacht, und singt zu ihm die folgende Strofe:)

Lache du nur an deinem Fenster,
Spotte du nur der Furcht und Reue;

Gehe nur nach Feliceto
Und nach Muru geh' aufs neue;
Aus dem Blute des Larione
Auf den Weg ich Gift dir ſtreue.

An das Herz iſt mir ein Tropfe
Seines Blutes hingeſunken.
Und ich will ins Dorf von Muru
Werfen einen Rachefunken.
Denn ein Blut ein alſo edles
Hat die Erde nun getrunken.

O mein Großer du von Geiſte,
O du meines Hoffens Krone,
Du mein Hektor, du mein Löwe,
Ach ſie ſchlugen dich mit Hohne,
Würgten dich mit falſcher Tücke,
Du mein liebſter Larione.

Vôcero

auf den Tod des Cesario und des Cappato.

(Dieſes wilde Rachelied, welches vom Volke geſungen wird, iſt unter dem Namen eines Weibes von einem ungenannten Frate (!!), einem Freunde Cesario's gedichtet. Wie es das Lied geweiſſagt hat, rächte die Gefallnen ſpäter ein gewiſſer Paolo, ihr Blutsverwandter; er ging darauf in den Buſchwald und nachdem er einige Jahre als Bandit gelebt hatte, fiel er in die Hände der Juſtiz.)

Jeſus, Joſef und Marie
Und das heilige Sacramente,
Alle nun in Companie
Helfet mir bei dem Lamente.
Allerorten ſoll es erſchallen:
Die zwei Helden ſind gefallen.

So ihr gehet durch alle Gauen,
So ihr geht durch alle Reiche:
Einen der Cesariu gleiche
Werdet nimmermehr ihr schauen;
Keinen der wie er gewesen
In der Rede so auserlesen.

Hat der Mörder von Martini
Wie ein Hund sich da gerochen,
In dem Dornbusch sich verkrochen,
Aufgehetzt von den Martini.
Als er kam in sein Bereiche
Fällte er ihn mit einem Streiche.

Nahe hatte er zum Ziele
Den Chiucchinu sie nennen,
Thät in das Herz den Schuß ihm brennen,
War's Pistole, war es Fucile,
Daß durchs Herz das Blei ihm dringe
Wie ein Stoß von einer Klinge.

Cappatu ist aufgesprungen
Gleich dem wunden Leu im Walde,
Auf Tangone eingedrungen,
Der — um's Leben bat er balde.
Reuig hub er an zu klagen,
Daß er tückisch ihn erschlagen.

Todt sind nun die Helden beide,
Aber Paulu blieb auf Erden,
Wird im Buschwald Klausner werden,
Wird sich nennen Racheleide.
Wird zum Feld er niedersteigen,
Wird aufs Feld er manchen neigen.

Wartet nur bis auf dem Lande
Ist der Winterschnee zerflossen,
Rache wird dann ausgegossen
Von den Bergen bis zum Strande.
Rache ist wie Flammenbrände,
Allerorten faßt es behende.

Wenn ein Dutzend wird erstochen
Von den Ersten und von den Reichen,
Sind mit diesem Dutzend Leichen
Seine Stiefeln kaum gerochen.
Und des Cappatu des Armen
Muß sich Rache auch erbarmen.

Will's Lamento nun beschließen,
Weiter hab' ich nichts zu sagen.
Wehe, Wehe allen diesen,
Die mit Ratschlag sie erschlagen.
Nun gebt Acht, wenn's euch gelinget;
Denn wo nicht — der Priester singet.

Vôcero

eines jungen Mädchens auf den Tod ihrer Gespielin, welche im Alter von vierzehn Jahren starb.

(Dialekt von Vico.)

(Das Mädchen singt:)

Heute früh ist meine Gespielin
Mit dem schönsten Staate gezieret,
Denn vielleicht wird sie verlobet,
Vater und Mutter sie verlieret.
Ist sie schon bereit und fertig,
Daß man sie zum Bräutigam führet?

Allbeisammen ist der Pieve,
Und man höret nichts als Klagen;
Traurig läuten alle Glocken,
Kreuz und Fahne wird getragen.
Und wie ist doch deine Feier
So in Trauer umgeschlagen!

Heut' verreiset meine Gespielin,
Reiset nach entfernten Landen,
Meinen Vater will sie besuchen,
Wo sich unsre Vorfahren fanden,
Wo ein Jeder muß verweilen,
Wo man gehet Hand in Handen.

Weil du Land und Luft willst ändern,
Deiner Heimat dich entschlagen,
Ist es gleich noch viel zu frühe,
Sich so jung hinaus zu wagen —
Hör' ein bischen deine Gespielin,
Dir so lieb in früheren Tagen.

Ein klein Briefchen will ich schreiben,
Alsogleich und will es dir geben,
Gar nicht will ich es versiegeln,
Weil ich kann der Hoffnung leben,
Daß du gleich nach deiner Ankunft
Meinem Vater es wirst geben.

Und dann sage ihm auch mündlich
Neuigkeiten von den Seinen,
Daß die Kleine, die am Herde
Er verlassen in bitterm Weinen
Wol gedeiht und groß ist worden
Und sich aufnimmt, wie sie meinen.

Und daß seine älteste Tochter
Einem Manne wurde zu eigen,
Daß ein Söhnchen sie geboren,
Einen Ast voll Blumenzweigen,
Daß er schon den Babu kennet,
Mit dem Finger ihn kann zeigen.

Daß er seinen Namen führet,
Den ich hoch in Ehren halte,
Und er hat so schöne Glieder
Zierliche und wolgestalte.
Alle die das Kindlein sehen,
Sagen gleich: ganz wie der Alte.

Sage auch dem lieben Onkel,
Daß sein Dorf ist wol geborgen,
Seit er mit so vielen Kosten
Jenen Brunnen ließ besorgen.
Und daß alle an ihn denken,
Wie den Abend so den Morgen.

Wenn wir in die Kirche kommen,
Wenden wir uns zu der Stelle,
Wo wir ihn bestattet haben,
Dort an jener Altarschwelle;
Dann thut gleich das Herz uns wehe,
Und die Tränen fließen helle.

Seht! nun kommt der Herr Curate,
Dich mit Wasser einzuweihen;
Alle stehn mit bloßem Haupte —
Um den Sarg sich andre reihen —
Geh' nun ein zum Himmel, Liebste,
Mit dem Herren dich zu freuen.

Vôcero

auf den Tod des Giovanni von Vescovato.

(Eine Frau singt:)

Bin ein Vogel aus dem Busch,
Schlimme Mähre komm ich sagen;
Steiget schnell herab zur Kammer,
Müsset schnell den Tisch aufschlagen.

(Santia des Verstorbenen Weib singt:)

Aufgeschlagen ist die Tola
Für fünfhundert Speisegäste;
Herr Juvanni läßt euch bitten,
Daß ihr alle kommt zum Feste.

Eine Tafel also kostbar,
Froh die Gäste und unverdrossen —
O Juvà, Juvà, was hast du
Mir ein solches Leid beschlossen,
Einen Pfeil mir in die Seele
Mitten durch das Herz geschossen!

Nein! nach oben laßt uns gehen,
Dies ist ja das Fremdenzimmer,
Und du weißt es wol Juvanni,
Hier verweilet sind wir nimmer.
Wie ist doch dein Haus gefallen,
Hingesunken so in Trümmer!

Ach! daß du kein Wort sollst sagen,
Wer Juvà hat's dich geheißen?
Aus dem Leibe will mein Herz ich
Mir mit allen Wurzeln reißen,

Weil du solche Jammertage
Hinzuleben mich geheißen.

Nimm den Ring zurück von Demant,
Den du mir zum Pfand gegeben.
Weißt du nicht, daß ich dein Weib bin,
Du mit mir als Mann sollst leben?
Ach! du warst wie Nebelwolken,
Die in blauer Luft verschweben.

Willst im Dorf du nicht mehr wohnen,
Kannst du nach Bastia gehen,
Und dort wird an deiner Seite
Deine Annunziata stehen.
Denn vielleicht, bist du mir böse,
Willst dein Weib nicht gerne sehen.

Wo sind Felix und Lilina,
Unsre Kinder hingetragen?
Will das Herz in meinem Leibe
Mit der eignen Hand zerschlagen,
Wenn es wahr ist was die Leute
In dem Dorfe von dir sagen.

(Eine Frau von Venzolasca fällt ein:)

Gebt zufrieden euch Signora,
Herrn Juvà Ade zu sagen,
Und das Volk von Vescovato
Wird ihn ewiglich beklagen.
Wollen ihn nach Venzolasca
Heute früh hinübertragen.

(Santia nimmt den Gesang auf:)

Doch ich glaube Vescovato
Läßt ihn nicht von dannen tragen.

Ach! drei Dörfer sind gekommen,
Daß sie dich zur Gruft geleiten;
Ach! Juvà, willst du nicht sehen,
Wie sie Stricke um dich breiten?

O ihr Herren von Venzolasca,
O ihr Sieger nun, ihr großen,
Habt genommen mir Juvanni,
Mich in Einsamkeit gestoßen.

Abthun will ich meinen Schleier,
Will in der Faldetta wandern,
Und so will ich weiter gehen,
Wie die Armen gehn, die andern.

Vôcero

auf den Tod des Matteo.

(Die Schwester singt:)

Fluch komm' über seinen Stamm,
Ueber alle, die dran hangen;
Meinen Bruder schluget ihr todt,
Der dem Frieden ist nachgegangen.
Wo ihr ihn zur Stelle locktet,
Habt im Netz ihr ihn gefangen.
Aber alles was gesät ist,
Früh oder spat ist's aufgegangen.

Was er war will ich nicht sagen,
Noch wie jetzo ich ihn fand;

Jeden laß ich in seinem Hause,
Jeden laß ich in seinem Stand.
Du allerhöchster Jesu,
Alles geb' ich in deine Hand.

Zum Flußrand will ich mich wenden,
Dort wo im blutigen Staube
Ihre Federn und Flügel ließ
Meine liebliche Taube.
Auf der Straße ist sie gewandelt,
Sorglos fiel sie Falken zum Raube.
Gemein ist der Tod, es ist wahr,
Doch dieser ist einzig, wie ich glaube.

Weiter kann ich nichts mehr sagen,
Mich thut Schmerz zu sehr verwunden,
Weil doch meine fünf Gebrüder
Alle bis auf zwei geschwunden.
Das Blut vom Petracchiolo
Wie habt ihr's doch so süß erfunden.

Wir sind umrungen von Gendarmen,
Von Sergeanten, die stehn auf der Hut;
Ihre Zähne sie uns weisen,
Meine Brüder triefen von Blut.
Wenn Gelegenheit ist kommen,
Wird sich zeigen, wie uns zu Mut.

Wer doch war's, der dich, o Jammer,
Ausgeblasen, o meine Kerze?
Daß ich an ihn kommen könnte,
Ihm zerdolchen doch sein Herze!

O Matteju, wirst meinem Herzen
Blutegel sein nun immerdar.
Wie so oft sagt' ich's, o Bruder,
Mehr als zwanzig Male fürwahr,
Daß im Herzen dieser Grimmen
Nichts als Gift von Schlangen war.

O du gottverfluchte Neidschaft,
Möchtest du durch Pest doch enden,
Immer stehn sie auf der Wache,
Lassen uns nicht aus den Wänden.
Aber Zeit ist's sich zu rächen,
Und zur Hölle sie zu senden.

O Mattè, wie grimme Stiche
In der Nacht mein Herz durchdringen!
Neunmal haben sie geschossen,
Eh' die Mordthat wollt' gelingen.
Helfet mir, o meine Schwestern,
Weil die Adern mir zerspringen.

Vôcero

auf den Tod des Matteo eines Arztes.

(Dieses alte Lament aus dem Jahre 1745 wurde gesungen von einer Blutsverwandten des Todten. Als Chorführerin an der Spitze der Scirrata zur Klage gehend, kommt sie an eine Brücke und begegnet hier denen, welche den Todten nach seinem heimischen Dorfe tragen, worauf sie das Lament beginnt:)

Wie ich an die Brücke kommen,
War es wie Wolken, die dort stunden;
Doch nicht Priester mit der Stola,
Noch das Kreuz hab' ich gefunden.
Das Mandile nur alleine
Um den Hals ihm war gebunden.

(Indem sie den Leichnam zu grüßen sich weigert, noch irgend einem ein Zeichen der Freundschaft geben will, fährt sie fort:)

Setzet nieder hier Matteju,
Daß ich ihm die Hand mag reichen,
Andern will ich sie nicht geben,
Denn sie sind nicht Seinesgleichen.
O Matteju, meine Taube,
Du bist todt von ihren Streichen.

Ach! erhebe dich doch, Matteju,
Deine Krankheit wolle uns klagen.
Fieber ist es nicht gewesen,
Noch hat Schlagfluß dich erschlagen.
Deine Krankheit heißt Negretti
Und Natale muß man sagen.

Wenn die Not es hatte geboten,
Tint' und Feder zu beeilen,
Wenn nicht italienisch genügte,
Schrieb lateinisch er die Zeilen.
Ach! du konntest gehn nach Sorru,
Einen Kain selbst zu heilen.

(Eine andere Blutsverwandte des Todten kommt herbei und fällt ein:)

Wenn ich denke an meinen Vetter,
Fühl' die Erde ich zerspringen;
Wenn ich denke daß er gestorben,
Will mich Schauder all durchdringen.
Gehn wir weiter, liebe Nachbarn,
Daß wir heim die Leiche bringen.

Dieser war die Turteltaube,
Einem Bruder gleich geachtet,

War ein Schatz begehrt von Fremden,
Labsal dem der arm verschmachtet.
Wo er ging, von den Balconen
Hat im Dorf man ihn betrachtet.

Wütender bist du gewesen,
Denn ein Hund, o Hund Natale;
Weil er seinen Arzt verraten,
Wie der Judas nach dem Male.
Weil er wähnte, daß aus dem Blute
Man den Beuteteil ihm zahle.

Doch das Blut von dem Matteju
Ungerochen darf es nicht fließen.
Schuldlos habt ihr ihn erschlagen,
Und sein Blut sollt ihr nun büßen.
Ehe will ich zur Mohrin werden,
Als es ungerochen wissen.

(Die Chorführerin nimmt den Gesang auf:)

Ja! das Blut von dem Matteju
Wird in Bälde schon gerochen;
Denn es sind schon seine Brüder
Und die Vettern aufgebrochen.
Und wenn diese nicht genügen,
Hats der ganze Stamm versprochen.

(Während der Leichenzug durch ein Dorf von Soro zieht, kommt ein Paesan dieses Dorfes und bietet allen eine kleine Erfrischung, aber die Chorführerin singt:)

Nein, von euch in Sorru droben
Sei uns Labe nicht geboten.
Wir erwiesen euch nur Gutthat,
Uebles habt ihr uns entboten.

Den wir lebend euch gegeben,
Gebt zurück ihr uns als Todten.

Esset nur von eurem Brode,
Trinket nur von eurem Weine.
Denn wir wollen das nicht haben,
Wollen euer Blut alleine.
Einen schickten wir zum Buschwald,
Daß der Rächer uns erscheine.

Ist das nicht das Dorf da droben,
Wo mein Vetter mußte erblassen?
Möge Feuer es verschlingen,
Lieg' es verödet und verlassen!

(Eine Alte fällt ein:)

Stille, stille, o ihr Schwestern,
Hört nun auf mit diesem Toben.
Denn Matteju will nicht Rache,
Er ist nun im Himmel droben.

Schwestern seht auf diese Bahre,
Seht das Kreuz darüber schweben.
Jesus Christus will uns lehren,
Unsern Feinden zu vergeben.
Stachelt nicht die Männer weiter,
Sturm genug hat ja das Leben.
Heute stehn wir noch in Gnaden,
Morgen ach! schon fluchbeladen.

Vôcero

auf den Tod der Chilina von Carcheto d'Orezza.

(Die Mutter singt:)

Ach! sie sagten schon das Ave,
Und ich lag hier an der Bahre;
Schon gekommen sind die Frauen,
Dich zu sehn den Kranz im Haare —
O Chilina, Mutterwonne,
Meine schöne, demantklare.

Weißer warst du denn der Bergschnee,
Mehr denn Reis warst du erlesen;
Ach! dein Leib ist auf der Tola,
Doch dein Geist im Herrn genesen.
O Chilina, Mutterwonne,
Bist so eilig mir gewesen.

O mein Hahn du in den Nächten,
Meine Taube du am Morgen,
Nimmer wirst du heut' erwachen,
Meine Lust du und mein Sorgen.
Ach! Chilina, deine Augen
Haben all' ihr Licht verborgen.

Niemals schickt' sie mich zum Brunnen,
Niemals ließ sie Holz mich spalten,
Denn es hat mich meine Tochter
Einer Herrin gleich gehalten.
Ach! der Tod hat ihr die Flügel
Nun mit einem Mal entfalten.

Wo ist blieben meine Schönhand,
Die Schmalfingerlein die raschen,
Wenn die Fäden sie geknüpft hat
Und die Knoten und die Maschen.
Ach! der Dieb der Fußzehschleicher
Mußte sie so plötzlich haschen.

Nimmer konnt' ich das mir denken,
Alsobald zu sein alleine.
O wie wird nun Annadea
Stralen dort im Freudenscheine,
Wenn die Schwester sie empfanget,
Ach Chilì, Chilì du Meine.

Ach! was willst du doch Chilina
In so bösem Ort verschwinden!
Nimmer geht dort auf die Sonne,
Feuer kann man da nicht zünden.
O Chilina, Mutterwonne,
Nirgend mehr werd' ich dich finden.

Du wirst nicht mehr in die Messe,
Zu dem Ave nicht mehr gehen,
O Chilina, Mutterwonne,
Nimmermehr werd' ich dich sehen.
Ach! das will mir nicht gefallen,
Daß ich soll verlassen stehen.

(Ein Mädchen tritt in die Todtenkammer und singt:)

Nun steh auf, steh auf, Chilina,
Weil dein Pferdchen ist bereitet,
Und wir wollen nach Carcheto,
Wo die Hochzeitsglocke läutet;

Denn du bist schon aufgeboten,
Und der Brautzug dich geleitet.

Du bewegst dich nicht, du sagst nichts,
O Chilì willst keinen sehen —
Deine Händchen sind gebunden,
Deine Füßchen sind gebunden —
Schwestern, lösen wir die Binden,
Weil sie gern will mit uns gehen.

(Eine Frau fällt ein:)

Stille, still o Madalena,
Denn ich will sie etwas fragen:
Eh' vielleicht als ihrer Mutter
Wird sie mir die Antwort sagen,
Weil zu Haupt ihr doch die Mutter
Also weint und schluchzt in Klagen . . .

Text des zweiten Vôcero in dieser Reihe.

Eo partu dalle Calanche
Circa quattr' ore di notte:
Mi ne falgu cu la teda
A circà per tutte l'orte,
Per truvallu lu mio vabu:
Ma li avianu datu morte.

Cullatevene più in su,
Chi truvarete a Matteju;
Perchè questu è lu mio vabu.
E l'aghiu da pienghie eju.

Via, pigliatemi u scuzzale
La cazzola e lu martellu.
Nun ci vulete anda, vabu,
A travaglià a San Marcellu?
Tombu m'hann lu mio vabu,
E feritu u mio fratellu.

Or circatemi e trisore,
E qui prestu ne venite:
Vogliu tondemi i capelli
Per tuppalli le ferite;
Chi di lu sangue di vabu
N'achiu carcu le mio dite.

Di lu vostru sangue, o vabu,
Bogliu tinghiemi un mandile;
Lu mi vogliu mette a collu
Quandu avrachiu oziu di ride.

Eo collu per le Calanche
Falgu per la Santa Croce,
Sempre chiamanduvi, vabu:
Rispunditemi una voce.
Mi l'hann crucifissatu
Cume Ghesù Cristu in croce.

Ich habe den Text dieſes Vôcero mitgeteilt, damit ſich aus einem Ganzen ein Urteil über den corſiſchen Dialekt bilden laſſe und der Kundige im Stande ſei, ihn mit dem Italieniſchen zu vergleichen. Ich finde eine nicht geringe Aehnlichkeit zwiſchen dem Dialekte Corſica's und dem römiſchen, wie er in Traſtevere geſprochen wird. Aber überhaupt iſt den italieniſchen Volksmundarten die Eigenſchaft gemein, die Verbalendungen are und ire abzuſchleifen oder abzuplatten, ferner

oft das l in r zu verwandeln. Der Corse sagt auch soretra statt sorella. Durchgehend ist die Neigung der corsischen Mundart, den Vocal o in das u abzudämpfen. Sprachkenner haben es ausgesprochen, daß der corsische Dialekt einer der reinsten unter denen Italiens sei, und besonders rühmt ihn Tommaseo in seiner Sammlung toscanischer, corsischer und griechischer Volkslieder, in welcher er auch die corsischen Vôceri, aber ziemlich verstümmelt, aufgenommen und erläutert hat. Er nennt in diesem Buch das Corsische eine mächtige Sprache und einen der am meisten italienischen Dialekte Italiens. Mich dünkt sie ächtes Gold gegen das Patois der Piemontesen und Lombarden und die Mundarten von Parma und Bologna. Schon aus dem mitgeteilten Klageliede wird man erkannt haben, daß die corsische Sprache, wiewol eine platte Mundart, doch weich und graziös ist.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Durch die Balagna nach Corte.

Ich verzichtete auf eine Wanderung längs der Küste von Calvi bis Sagone, wo die Golfe von Galeria und Girolata und die größeren von Porto und Sagone in das Land einschneiden. Diese Gegenden sind größtenteils uncultivirt, die Wege abschreckend.

Mit der Post, welche von Calvi nach Corte geht, machte ich mich auf, durch das herrliche Tal der Balagna zu fahren. Wie ich schon erwähnt habe nennt man dieses große und bestens cultivirte Land den Garten von Corsica. Himmelhohe Berge umschließen dasselbe, Schneehäupter wie der Tolo und der gewaltige Grosso, Höhen von den prächtigsten Formen, die den Landschaftsmaler entzücken würden. An den Abhängen stehen Ortschaften in großer Zahl, welche der Blick überlaufen kann, Santa Reparata, Muro, Belgodere, Costa, Speloncato, Feliceto, Nessa, Occhiatana, alle ehedem Sitze des Adels und der Caporali und voll von Erinnerungen alter Zeiten. Einst herrschten hier die Markgrafen Malaspina, die aus Massa und der lunigianischen Mark zu Hause waren, ein mächtiges Herrengeschlecht, welches auch Dante rühmt. Im Fegefeuer findet er Currado Malaspina und sagt zu ihm:

Ich bin in euer Land noch nie gekommen,
Doch wo man in Europa mag verkehren,
Wo hätte seinen Ruf man nicht vernommen.
Man hört den Ruhm von eures Hauses Ehren
Von Herr'n und Land aus jedem Munde kommen.

Fünf Grafen ihres Hauses Guglielmo, Ugo, Rinaldo, Isuardo und Alberto Rufo waren seit dem Jahre 1019 nach Corsica gekommen. Ihr zahlreiches Geschlecht ist in vielen Zweigen über die italienischen Lande verbreitet. Sie bauten in der Balagna Speloncato.

Später verloren die Barone ihre Macht durch die Verfassung der Terra del Commune. Man hielt hier häufig die Volksversammlungen, wie auf dem Feld von Campiolo. Der corsische Geschichtschreiber erzählt einen Zug von Heroismus, welchen Renuccio della Rocca auf einer dieser Veduten an den Tag legte. Renuccio stand gerade vor dem Volk, als sein vierzehnjähriger Sohn über das Feld ritt, und von dem wild gewordenen Roß in die Lanze geschleudert wurde, welche sein hinter ihm reitender Schildknappe hielt. Man brachte den sterbenden Jüngling zum Vater. Aber Renuccio, ohne die Miene zu ändern, fuhr in seiner Rede fort, das Volk zum Aufstand gegen Genua zu entflammen. Dieser spartanische Zug, der Heroismus Gaffori's, jener Heldensinn Leoni's vor dem Turm von Nonza, an welchem sein Sohn gefallen war, erinnert an die eherne Männlichkeit Xenophons. Als Xenophon beim Opfern war, brachte man ihm die Nachricht, daß sein Sohn Gryllus gefallen sei. Der Vater nahm bestürzt den Opferkranz vom Haupt, aber als man ihm sagte, daß sein Sohn tapfer gekämpft habe, setzte er den Kranz wieder auf und opferte ruhig den Göttern.

Ich fand in der Balagna viele schon gesichelte Getreidefelder, ein tröstlicher Anblick in corsischen Landen. Ueberall,

zumal in der Nähe von Ortschaften, gibt es herrliche Haine von Castanien, Wallnußbäumen und Mandeln, Gärten voll von Orangen und Citronen, und Oelwäldern. Die gute Straße führt am Fuß des Bergcirkels hin, und von allen Punkten genießt man der reizendsten Fernsichten in die Berge oder auf das Meer. Die größten Orte der Balagna sind Muro und Belgodere, namentlich das letztere, welches seinen Namen der schönen Lage verdankt. Um Belgodere her ist das rechte palladische Land der Olivenhaine.

Man behauptet, daß es in ganz Italien keinen Ort gebe, wo der Oelbaum zu solcher Größe erwachse, wie in der Balagna. Sein Wuchs, seine Fülle von Gezweig und sein Fruchtsegen sind erstaunlich. Er ist stark wie die Buche, und im heißen Mittag ruht man beschirmt unter seinem Frieden. Wie muß man den Oelbaum lieb gewinnen! Er ist nicht prächtig anzuschauen wie die Platane oder die Eiche; sein Stamm, seine graulich grünen, langen, schmalen Blätter erinnern an die heimische Weide, aber außer dem Reichtum, den er trägt, haftet an ihm die Poesie der menschlichen Cultur. Wenn man unter einem grauen Oelbaum am Meeresstrande sitzt, wird man in das fromme, sonnige Morgenland entrückt, wo unsre Phantasie zu Hause ist, seitdem uns die Mutter die Bilderbibel aufschlug und vom Oelberg in Jerusalem erzählte. Wie oft haben wir uns nicht jene Olivenhaine gedacht! Und wieder rauscht aus diesem Baume die Poesie der Hellenen und die Weisheit der Minerva, und sie versetzt uns in das Land des Homer, des Pindar und Aeschylus und unter die Musen und Götter des Olymp. Ein christlich hellenischer Baum ist der Oelbaum, ein doppelheimischer; sein Zweig köstlicher als der des Lorbeers, das schönste Sinnbild des Glücks und des Friedens, und der Mensch sollte die ewigen Götter zu allererst bitten: schenkt mir ins Leben einen grünen Oelzweig. Sie schenken allerlei ins Menschenleben, den Lorbeerzweig, die Mirte, den Dorn-

und den Cypressenzweig. Mit Demut soll's der Mensch hinnehmen. —

Es gibt in der Balagna mehrere Gattungen von Oelbäumen, die sabinischen sabinacci, die saraceni, die genovesi, so nennt man sie nach ihrer Abkunft gleich edlen Signorenfamilien. Die dritte ist die häufigste. Man schreibt sie Agostino Doria zu, welcher die Corsen zwang, die Olive reichlich zu pflanzen. Das ist denn ein friedliches Denkmal der Genuesenherrschaft in Corsica. Wann dort die Olive überhaupt heimisch geworden ist, weiß ich nicht zu sagen. Im Epigramm Seneca's wird noch geklagt, daß der Pallas Geschenk auf der Insel nicht zu finden sei. Doch scheint es mir kaum glaublich, daß man nicht schon vor Seneca den Oelbaum auf Corsica sollte cultivirt haben. Heute gilt von den corsischen Oelbäumen der Ruhm, daß sie unter allen andern der Welt den Witterungsveränderungen am kräftigsten trotzen, und dieses Lob hat ihnen Humboldt gespendet. Sie bedürfen weniger Pflege. Man schneidet, um sie zu kräftigen, ihre ältesten Aeste ab, umgräbt den Baum, oder trägt etwas Dünger um den Stamm auf. Wenn die Oliven abfallen, sammelt man sie. Zwanzig Pfund geben fünf Pfund klares Oel. Das thut man in Steinkrüge, worin es bis zum Monat Mai stehen bleibt. Der Oelbaum trägt alle drei Jahre sehr reichlich.

Es kommen die Vögel und tragen die Olivenkerne nach allen vier Winden und streuen sie aus. Da bedeckt sich die Insel mit wilden Oelgebüschen, welche in Berg und Tal lustig grünen und der Veredelung warten. Im Jahr 1820 hat man sie, ich weiß nicht auf welche Weise, zu zählen unternommen und man will ihrer zwölf Millionen rechnen. Heute sind die reichsten Oelländer Corsica's die Balagna, das Nebbio und die Gegend von Bonifazio.

Ich verließ die Balagna bei dem Ort Novella. Von dort geht es in das bergige Innere hinein, und stundenweit rollt

das Fuhrwerk durch enge Täler und zwischen unfruchtbaren Felsenhügeln hin, ohne daß sich eine Ortschaft zeigt, bis man nach Ponte alla Leccia in dem Golotal gelangt, wo die Hauptstraßen von Calvi, Ajaccio und Bastia sich treffen. Man fährt nun längs des Golo fort in einem anmutigen Tale. Zur Rechten hat man das Hirtenland Niolo, den heutigen Canton Calacuccia; es ist muschelförmig von den höchsten Bergen umgeben, in denen die Seen Neno und Creno liegen. Dies merkwürdige Gebiet ist eine natürliche Festung, denn nur an vier Stellen öffnet es sich, nach Vico, Venaco, Calvi und nach Corte. Ein steiler Weg, die scala di Santa Regina, führt nach Corte. In jenem Ländchen wohnen die stärksten Männer Corsica's, patriarchalische Hirten, welche die Sitten der Altvordern treu bewahrt haben.

Mancher merkwürdige Ort liegt auf der Straße nach Corte, wie zuerst Soveria, die Heimat der Cervoni. Thomas Cervoni war es, welcher Pasquale Paoli aus dem Kloster von Alando befreite, als Matra ihn dort belagerte. Man wird sich erinnern, daß er Pasquale's Feind war, daß aber seine Mutter ihm selbst die Waffen in die Hand gab und unter der Drohung, ihn zu verfluchen, ihn forttrieb, Pasquale zu retten. Cervoni eilte nach dem bestürmten Kloster, und Matra ward erschlagen.

Cervoni's Sohn war der tapfere General, welcher als Officier bei Toulon neben Napoleon die ersten Waffenehren davontrug. Er glänzte bei Lodi; im Jahr 1799 war er Commandant von Rom. Er kündigte dem Papst Pius VI. an, daß seine Herrschaft zu Ende sei und daß er den Vatican verlassen müsse. Er war das Schrecken von Rom. Valery erzählt, daß derselbe Cervoni in den Tuilerien an der Spitze der Generale vor Pius VII. trat und ihn begrüßte. Sein schönes Organ und seine italienische Aussprache setzten den Papst in Erstaunen, so daß er ihm Schmeicheleien sagte. Santo Padre, sagte hierauf Cervoni, sono quasi italiano — Oh! — Sono

Corso — oh! oh! — „Sono Cervoni!“ — oh! oh! oh! und bei dieser Erinnerung wich der Papst bis an das Kamin zurück. Im Jahr 1809 riß dem Marschall Cervoni eine Kanonenkugel bei Regensburg den Kopf hinweg.

Nahe bei Soveria steht Alando, berühmt durch den Namen Sambucuccio, jenen Lykurg der Corsen, welcher die demokratische Verfassung dieses Volkes gründete. Man zeigt kaum kenntliche Trümmer seines Schlosses. Einer seiner Nachkommen war vierhundert Jahre später, im Jahr 1466, Vicar der corsischen Nation. Caporali wohnten hier, namentlich im nahen Omessa. Erst Tribune des Volks und durch die Demokratie Sambucuccio's berufen, die Rechte der Communen zu vertreten, erlagen sie dem allgemeinen Uebel, welches die besten Verfassungen untergräbt, dem Ehrgeiz und der Herrschsucht, und sie machten sich ebenso wie die Signoren zu Despoten. Noch zu seiner Zeit klagt Filippini, daß die Caporali die schrecklichste Geißel Corsica's seien.

Rings um Alando gedeihen Castanien, aber das Land ist arm. Auf den Berghaiden haben schwarze Schafe und Ziegen ihre Nahrung. Ihre Wolle wird hier zu dem pelone verwirkt.

Sobald man über das Gebirg Alluraja gekommen ist, welches sich hoch zwischen dem Golo und dem Tavignanofluße erhebt, steigt man auf der vortrefflichen Straße nach Corte nieder.

Zweites Kapitel.

Die Stadt Corte.

Das Arondissement von Corte, das centrale Gebiet der Insel, umfaßt in 15 Cantons und 113 Communen eine Zahl von 55000 Menschen. Die kleine Hauptstadt selber zählt etwa 5000 Seelen.

Corte ist eine Binnenstadt von herrlicher Lage. Das Panorama der braunen Berge, in deren Mitte sie liegt, die Citadelle auf einem unersteiglich schroffen Felsenriff, geben ihr eine sehr ernste Physiognomie. Von allen Seiten erheben sich Berge und in den mannigfachsten Formen. Nach Norden sind sie niedriger und meist kuppelförmige Höhen, welche bebuscht oder mit Getreidefeldern bedeckt sind. Der Sommer hat sie in tiefes Braun gekleidet. Es sind dies die letzten Absenkungen der Bergreihen, welche die Wasserscheide zwischen dem Golo und dem Tavignano bilden und zwei Täler trennen, Niolo und Tavignano. An der Oeffnung des letzteren, wo der Tavignano mit der Restonica zusammenströmt, liegt Corte. Drei hohe und ganz mit Felsen gepanzerte Berge beherrschen den Eingang in dieses Gebirgstal; beide Flüsse haben sich durch tiefe Schluchten ihre Wege gebahnt und rauschen über Trümmergestein in einander. Zwei steinerne Brücken führen über sie hinweg.

Die untere Stadt hat nur eine Hauptstraße, welche neu ist, den sogenannten Corso, dem eine Allee von Ulmen ein ländliches Ansehn gibt. Und auch hier überraschte mich die idyllische Stimmung, welche den corsischen Orten ein so eigentümliches Gepräge verleiht. Man glaubt sich wahrlich in dem fernsten Teil der Welt und von allem Verkehre abgeschieden.

Ehrwürdig ist die Stadt durch Erinnerungen der Geschichte. Zur Zeit Paoli's war sie der Mittelpunkt seiner Regierung, in ältesten Zeiten Sitz maurischer Könige, in allen Jahrhunderten als Mittelpunkt der Insel wichtig und durch ihre Festung oftmals entscheidend für den Gang der Kriegsereignisse.

Die Citadelle von Corte ist die Akropolis von Corsica. Sie steht auf einem schwarzen, schroffen, zackigen Felsen, welcher über dem Tavignano aufsteigt. Mauern, Türme, die alte Stadt, welche sie umschließt, Alles sieht schwarz, verwittert, grauenvoll wüste aus und von unablässigem Kampf zerhauen.

Oefter als Belgrad ist dieses Schloß bestürmt und verteidigt worden. Den Grund zu seiner jetzigen Gestalt legte Vincentello d'Istria im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts.

Man zeigt hier noch die Schießscharte, aus welcher die Genuesen den jungen Sohn Gaffori's heraushingen, um den Vater vom Sturm abzuhalten.

Gaffori's Name ist die schönste Zierde der Stadt Corte, und sein kleines von Kugeln noch durchlöchertes Haus ihr glänzendstes Monument. Es bewahrt noch eine andere Erinnerung, die an sein heldengroßes Weib. Die Genuesen benutzten einst die Abwesenheit Gaffori's, sein Haus zu überfallen und sich seines Weibes zu bemächtigen, wie es ihre Politik war, die Familien gefürchteter Corsen als Geißeln zu gebrauchen und die Vaterlandsliebe durch die Natur zu bekämpfen. Aber Gaffori's Weib verschanzte sich in ihrem Hause, und verteidigte sich darin mit den wenigen Freunden, die ihr zugesprungen waren, die Flinte in der Hand, Tage lang. Als die Not immer höher stieg, rieten ihr ihre Freunde zur Capitulation. Sie aber brachte ein Pulverfaß in ein unteres Zimmer, ergriff eine Lunte und schwor das Haus in die Luft zu sprengen, wenn man aufhöre auf die Stürmenden zu feuern. Die Freunde kannten den verzweifelten Mut dieses Weibes und hielten Stand, bis Gaffori selbst mit einer Corsenschaar herbeikam und seine Gattin befreite. Als er ermordet war, nahm dasselbe Weib seinen jungen Sohn, den man einst an jene Mauer des Castells gebunden hatte, und ließ ihn schwören, die Genuesen zu hassen und seinen Vater zu rächen. So that auch Hasdrubal mit Hannibal in alten Zeiten.

In demselben Hause wohnte im Jahr 1768 Carl Bonaparte mit Lätitia; es war würdig einem Napoleon die Entstehung zu geben.

Viele Erinnerungen an Paoli haften an einem andern Gebäude, welches Palazzo de Corte heißt, und Sitz der Regierung

Paoli's wie seine Wohnung war. Da ist sein Zimmer, in welchem er arbeitete, ärmlich und schlecht, wie es dem Gesetzgeber der Corsen geziemte. Man weiß zu erzählen, daß der große Mann, nicht sicher vor den Mörderkugeln, das Fenster dieses Zimmers stets verbarrikadirt hielt; und in der That sieht man noch die Fensterladen mit Kork ausgefüttert. Die Nationalversammlung hatte ihm eine Garde von 24 Mann bewilligt, wie ehedem Demokratien Griechenlands ihren Volksmännern solche Garden gaben. Stets hatte er sechs Hunde als Wache bei sich. Ich muß hier an seinen Zeitgenossen und Bewunderer Friedrich den Großen denken, wie auch er in seinem Cabinet stets von Hunden umgeben war; doch waren es Spielhunde, die reizende Alcmene und die zierliche Biche und andere Windhunde. Wollte man Paoli in dieser Hundegesellschaft malen, wie man den alten Fritz in der seinen so oft dargestellt hat, so würde es ein wildes Bild geben: der corsische Held in seinem ärmlichen Cabinet am Kaminfeuer schreibend, in einen groben Rock gehüllt, hinter einem verbarrikadirten Fenster, auf dem Boden kauernd zottige Wolfshunde — da hat man ein corsisches historisches Genrebild.

Ein anderes Zimmer, ehemals der Sitzungssaal des Staatsrats der Neun, bewahrt eine nicht minder interessante Merkwürdigkeit. Da sieht man nämlich noch die Stangen, welche den Baldachin über einem Tron Paoli's tragen sollten. Paoli und ein Tron! das ist unglaublich — hat dieser große Volksmann Gelüste nach königlichen Emblemen getragen? Man will es behaupten und erzählt davon Folgendes. Eines Tags sah man im Nationalpalast einen Tron aufstellen. Er war von carmoisinrotem Damast, mit goldenen Fransen verziert und trug über dem Wappen Corsica's eine goldene Krone, welche so angebracht war, daß wenn Paoli auf dem Stule saß, sie über seinem Haupte stand. Zu diesem Tron gehörten kleinere Sessel für die Neunmänner. Als nun der Rat der Neun in

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

dem Saal sich versammelt hatte, öffnete sich die Thüre und Paoli trat herein, in einem prächtigen Staatsgewand, das Haupt bedeckt, den Degen an der Seite, und schritt auf den Tron zu. In diesem Augenblick erhob sich ein Murmeln des Staunens und Unwillens unter den Neunmännern, und dann folgte tiefe Stille. Paoli hat sich nie auf den Tron gesetzt.

Ich finde diese Erzählung so oft bestätigt, daß sie zu bezweifeln mir fast gewagt scheint. Wenn sie wahr ist, wäre das ein merkwürdiger Zug in der Seele des großen Bürgers, ein Beweis, daß menschliche Schwachheit überall eindringt, daß kein Sterblicher vor dem Augenblick sicher ist, wo ihn die Eitelkeit beschleicht. Paoli und ein Tron — es gibt kaum einen größeren Widerspruch. War doch das corsische Volk und die Freiheit der höchste Tron für den edlen Mann, und nie hat Einer auf einem herrlicheren gesessen als der hölzerne Schemel war, auf welchem Paoli der Gesetzgeber und Befreier seines Volkes saß.

Seine Feinde haben ihm vorgeworfen, daß er nach der Königskrone strebte, doch thaten sie ihm Unrecht, und jener Vorwurf wird durch die Geschichte Lügen gestraft. Wollte er vielleicht durch königliche Embleme seinem Staat nach außen ein erhöhtes Ansehn geben, da dieser stets den althergebrachten Titel des Königreichs Corsica führte? Sonst hat er nie fürstlichen Prunk zur Schau getragen. Er, wie alle Glieder der Regierung, trug die Kleidung des Landes, das Tuch Corsica's, und er lebte nach der schlichtesten Landesart. Die Häupter des Staats unterschieden sich nur durch ihre Intelligenz von dem Volk, und nur um den Franzosen auch äußerlich den Schein einer geregelten Regierung zu geben, bestimmte Paoli für den Staatsrat eine auszeichnende Kleidung, einen grünen Rock mit Goldstreifen, den Farben Corsica's. Er selbst legte ihn an und ließ dieses Staatsgewand von den Räten tragen, als die französischen Officiere zum erstenmal nach Corte kamen.

In würdiger Weise sollten die Landesregenten erscheinen. Dies war ein Zugeständniß an die französische Etikette, das schon bedauerlich ist, weil sich Paoli hier nicht mehr frei vom Schein erhielt, und jene demokratische Gleichheit durch ein paar Goldtressen aufhob; und doch durften die Corsen ihren wollenen Kittel mit größerem Stolz tragen, als die Franzosen ihre prunkenden Uniformen. So geringfügig und in der Betrachtung untergeordnet diese Dinge an sich erscheinen mögen, so geben sie doch zu denken. Denn die Zeit macht unwesentliche Unterschiede zu wesentlichen und das Aeußere auch zum Innern. Es liegen in ihr unsichtbare Einflüsse des Schlechten, welche alles Reine trüben und alles Edle verunedlen. Die Menschenwelt ist einmal so, daß ihre erhabensten Erscheinungen nur da zu finden sind, wo nach einem hohen Ziel erst gerungen wird. Es hat mich in Corsica manchmal traurig gemacht, wenn ich daran dachte, daß alle diese heroischen Anstrengungen des Volks um die Freiheit fruchtlos gewesen sind, daß nun im Lande Sampiero's, Gaffori's und Paoli's die Nation der Eitelkeit die Herrschaft führt. Doch schmerzlicher noch wäre die Erfahrung, wenn der Staat Paoli's in sich selber erkrankte und dem menschlichen Eigennutze erlag. Ich glaube wenigstens, daß er diesem Schicksal nicht entgangen wäre. Denn die wahre Freiheit lebt nur in Utopien. Die Menschheit scheint ihrer nur in geweihten Augenblicken fähig zu sein.

Einmal empfing Paoli in diesem Palazzo nationale auch eine pomphafte Gesandtschaft. Ein tunesisches Schiff war an den Küsten der Balagna gestrandet, und Paoli hatte den schiffbrüchigen Barbaren nicht allein all' ihr Hab und Gut zurückstellen, sondern sie gastlich verpflegen und von zwei Officieren zum Bey von Tunis heimwärts geleiten lassen. Der Bey schickte deshalb eine Gesandtschaft an Paoli, welche ihm seinen Dank und die Versicherung bringen sollte, daß er sein und seines Volkes Freund bleiben wolle, und daß in seinen Staaten

keinem Corsen je ein Leid zugefügt werden dürfe. Der Gesandte von Tunis kniete vor Paoli nieder, und die Hand an die Stirne führend sagte er: il bey ti saluta e ti vuol bene, der Bey läßt dich grüßen und will dir wol. Er brachte ihm ein schönes, kostbar bedecktes Pferd, zwei Strauße, einen Tiger, einen mit Diamanten besetzten Säbel; und nachdem er einige Tage in Corte gewohnt hatte, kehrte er nach Afrika zurück.

In der unmittelbaren Nähe Corte's liegt das alte Franciscanerkloster, eine ansehnliche Ruine. Hier versammelte sich zu Paoli's Zeit das corsische Parlament in der Kirche, von deren Kanzel herab so mancher Patriot feurige Reden hielt. Der Freiheit wurde in dieser Kirche viel geopfert, und ihr Name klang hier nicht als wesenlose Phrase. Die ihn anriefen, starben auch dafür. Im Jahr 1793 waren auf dem Platz vor diesem Kloster die Corsen zu einer Versammlung vereinigt; die Zeit war stürmisch, denn der französische Nationalconvent hatte Paoli des Hochverrats angeklagt. Da kletterte hier Pozzo di Borgo, jener unerbittliche Feind Napoleons, gleich ihm ein Bürger aus Ajaccio, auf einen Baum und hielt eine begeisternde Verteidigungsrede Paoli's; für infam wurden hier erklärt Paoli's Ankläger, die wütenden Clubbisten Arena und die Bonaparte.

Wenn man heute in dem gr besstillen Städtchen umherwandert, unter dessen schattigen Ulmen ärmlich aussehende Corsen stehn, als wollten sie den Tag und die Welt verträumen, so will's einem gar nicht in den Sinn, daß vor kaum hundert Jahren die aufgeklärteste Staatsweisheit in solchem verborgnen Erdenwinkel ihren Sitz aufgeschlagen hatte.

Auch eine Universität hatte Paoli in Corte gegründet, wie er hier auch die erste corsische Druckerei und die erste Zeitung ins Leben rief. Von dieser hohen Schule sollten sich Aufklärung und Wissenschaft als ein Lichtstrom über die Berge und in alle Täler Corsica's verbreiten, und vor ihm sollte die mittel-

altrige Barbarei verschwinden. Ich habe schon dieser Universität gedacht und gesagt, welch ein patriotisches Institut sie war. Viele wackere Männer gingen aus ihr hervor, tüchtige Advocaten, die auf dieser Insel meist auch die Schriftsteller sind. Auch Carl Bonaparte, Napoleons Vater, studirte hier. Die junge Anstalt ging mit dem Verlust der Freiheit unter. Jene wiederherzustellen, setzte Paoli auf seinem Todtenbette ein Legat aus, und mit Hülfe dieses Capitals wurde im Jahr 1836 eine Hochschule neu errichtet. Sie hat heute einen Director und sieben Professoren für Wissenschaften, doch erfreut sie sich keiner großen Blüte. Vielleicht auch möchte eine Anstalt akademischer Art den Bedürfnissen Corsica's weniger entsprechen, als tüchtige Realschulen.

Ich habe unter den Corsen wolgebildete und gelehrte Männer getroffen, und auch hier in Corte machte ich die Bekanntschaft eines Mannes, dessen Belesenheit in den romanischen Literaturen mich in Erstaunen setzte. Es war der Sohn eines der tapferen Capitäne, die nach der Schlacht von Ponte Nuovo bis zum letzten Augenblick die Waffen hielten, und den ich namentlich genannt habe. Sein Gedächtniß ist so groß, daß er die besten Stellen aus Italienern, Franzosen und Lateinern auswendig kannte, und es ihm nicht darauf ankam, ganze Seiten aus dem Tasso oder Ariost, lange Sentenzen aus Voltaire oder Macchiavelli, aus Livius, Horaz, Boileau und Rousseau herzusagen. Mit ihm über Literatur sprechend, fragte ich ihn einmal: lasen Sie je etwas von Göthe? Nein, sagte der wolbelesene Mann, von den Engländern kenne ich nur Pope.

Meine freundlichen Tischgenossen, unter ihnen der einzige corsische Maler, den ich auf der Insel kennen lernte, führten mich zu den Marmorbrüchen Corte's. Der Stein ist von bläulicher Farbe mit rötlichweißem Geäder und brauchbar für Architectur und Ornamente. Man war in der Grube beschäftigt,

einen Säulenblock den Berg hinunter zu schaffen. Man hatte ihn auf Walzen gelegt und schob ihn mit der archimedischen Schraube bis an den Rand des abschüssigen Weges, der von dem Bruch an die Stelle führte, wo die Blöcke behauen werden. Der mächtige Stein fuhr den Weg hinunter, wühlte sich durch, hüllte sich in eine schwarze Staubwolke, und so hinabgleitend erklang er hell und rein wie eine Glocke. Am Fuß dieses marmorreichen Berges treibt die Restonica eine Mühle, in welcher Marmorplatten geschnitten werden. Man braucht sieben Tage, um einen Block in 30 Platten zu zerschneiden. In Corte also wird Seneca's Ausspruch über Corsica zu Schanden: non pretiosus lapis hic caeditur; hier wird kein köstlicher Stein gehauen. — Sonst besteht Seneca's Wort noch in Kraft; die köstlichen Steine sind hier todtes Kapital.

Drittes Kapitel.

Unter den Ziegenhirten des Monte Rotondo.

— tomo un puño de bellotas en la mano, y mirandolas atentamente solto la voz a semejantes razones: Dichosa edad y siglos dichosos aquellos a quien los antiguos pusieron nombre de dorados —
Cervantes, Don Quijote.

Ich hatte mir vorgenommen, den höchsten Berg Corsica's, den Monte Rotondo zu besteigen, welcher eine halbe Tagereise südwestlich von Corte liegt und fast als Mittelpunkt der Insel betrachtet werden kann. Obwol man mir die Mühe als sehr groß schilderte, hoffte ich doch einen klaren Tag und hinreichende Entschädigung zu finden. Am meisten war mir daran gelegen, einen Blick in das noch ganz ursprüngliche Naturleben der Hirten zu thun.

Ich mietete einen Führer und ein Maulthier, und ausgerüstet mit Brod und einigen Kürbisflaschen voll Wein, ritt

ich am 28. Julius in der Morgenfrühe in die Berge hinein. Der Weg, ein Hirtenpfad, führt immer durch ein und dasselbe Tal der wilden Restonica, von ihrer Mündung in den Tavignano hart an der Stadt bis hinauf zum Gipfel des Rotondo, über den ihre Quellwasser hinabströmen. Das Bette dieses schönen Bergstroms ist jene tiefe und schauerliche Talschlucht. In der Nähe Corte's öffnet sie sich zu ziemlicher Breite, und da gedeihen Castanien- und Wallnußbäume am Wasser. Weiter hinauf wird sie enger, die Ufer türmen sich schwarz und gigantisch zu beiden Seiten und tiefgrüne Urwälder von Pinien und Lärchenbäumen umschatten sie.

Das Maulthier kletterte sicher auf den schmalsten Pfaden an Abgründen hinauf, und oft war der Blick in die Tiefe, durch welche die Restonica schäumt, schön und furchterregend. Wie die Sonne empor stieg, nahm mich ein prächtiger Wald auf. Herrlich sind diese Riesenbäume und malerisch, die Pinie mit ihrem grünen breiten Dach, der Lärchenbaum gleich einer Ceder knorrig, mächtig aufgestrebt und vielästig. Die Stämme umbuscht der wilde Waldgarten von blühenden Mirten, von hochaufgeschossener Erika und von Buxus. Erquickend und labsam war der Waldduft von all' dem medicinalen Kraut, woran die Berge Corsica's so reich sind.

Mein Führer schritt rasch voran. Manchesmal überfiel mich doch ein Grauen, wenn ich mich in dieser dunkeln Felsen- und Waldwildniß mit ihm allein sah und er einen Blick nach mir zurück warf. Er war ein häßlicher Mensch und in seinen Augen lag nichts Gutes. Ich sollte erst nachher erfahren, daß an seiner Hand Blut klebte.

In dieser romantischen Bergwildniß stundenweit reitend, hört man nichts als das monotone Rauschen der Wasser, das Schreien der Falken und bisweilen den hellen Pfiff eines Hirten, der seinen Ziegen ruft.

Die Hirten wohnen zerstreut in Hölen oder in Capannen

an den Abhängen des Monte Rotondo, bis zu dessen Kamm hinauf ihre Heerden klettern. Die letzten Hirtengemeinden hausen in einer Höhe von mehr als 5000 Fuß über dem Meeresspiegel. Ihre wunderlichen Stationen haben ihre Namen.

Nach einem dreistündigen Ritte kam ich an die erste Hirtenstation, die Rota del Dragone, das Drachenrad. Vom Ufer der Schlucht ans Wasser hinreitend, sah ich eine schwarze rußige Höle vor mir, tief in den Fels gebogen, aus ungeheuren Granitblöcken aufgewölbt. Wenige Schritte vor ihrem Eingange tobte die Restonica vorüber, zwischen Felsgetrümmer hinwegrasend — ringsum Felsen und dichter Wald. Um den Eingang der Grotte waren als Umfriedung Steine aufgeschichtet. Ein Feuer brannte in der Höle, um dasselbe kauerte die Hirtenfamilie. Ein elend aussehendes Weib saß daran und besserte an einem Kleide, neben ihr ein fieberkranker Knabe in eine braune Decke von Ziegenwolle eingehüllt, aus der sein bleiches Gesicht und seine flackernden Augen fragend herausschauten.

Der Hirte war aus der Höle getreten; er lud mich freundlich ein, abzusteigen und frische Milch und frischen Käse zu essen. Ich nahm das mit Dank an und besah das Innere dieser wunderlichen Felsenklause. Die Grotte zog sich tief in den Berg hinein und hatte Raum für eine Heerde von 200 Ziegen und Schafen, welche der Hirte jeden Abend dort hinein treibt, sie zu melken. Es war das so wahrhaft die Höle des Polyphem, daß Homers Beschreibung nach ihr gemacht zu sein scheinen konnte. Denn alles fand ich hier wieder, selbst die Reihen von Gefäßen voll Milch und mehr als hundert Stück plattrunder Käse auf frisches Blätterwerk gelegt. Nur den Polyphemos selber fand ich nicht, denn mein Gastwirt, so räuberisch und wild er in seinen zottigen Kleidern aussah, war die Gastlichkeit selbst.

Kommen bisweilen die Banditen vom Berge zu euch? fragte

ich den Troglodyten. — Die kommen wol, sagte der Mann, wenn sie hungrig sind. Seht hier diesen Stein, auf dem ich sitze — vor zwei Jahren versteckten sich hier zwei Banditenjäger, die wollten den Serafin erlauern. Aber der kam Nachts herbeigeschlichen, und mit zwei Stichen hatte er die Beiden auf diesem Steine stumm gemacht, dann ging er wieder in die Berge.

Der Führer mahnte zum Aufbruch. Ich sagte dem Hirten Dank für seine Gabe, und ritt hinweg, nicht ohne Schaudern.

Der Pfad, der nun durch die Restonica aufs andere Ufer führte, wurde immer steiler und beschwerlicher. Endlich erreichte ich nach zwei Stunden, vom Nebel durchnäßt, während eines prächtigen Gewitters die letzte Hirtenstation auf den Unterbergen des Rotondo, wo ich übernachten sollte. Sie heißt Co di Mozzo.

Ich hatte von den Capannen auf dem Monte Rotondo viel gehört, und dachte sie mir in den wilden Bergen originell genug, vielleicht gar idyllisch, kleine Hütten im grünen Pinienwalde oder auf duftigen Alpenhängen in schäferlichster Natur. Wie ich nun bei Donner und Blitz und im Sprühregen hinaufritt, sah ich nichts als wüstes Gestein, titanisch zertrümmert, durcheinandergeworfene Granitklippen auf dem Hange eines großen grauen, trostlos öden Felsenkegels. Aus dem Gesteine stieg leichter Rauch empor. Das Grau der Regenwolken, die matten Blitze, das Rollen des Donners, das Rauschen der Restonica und die tiefe Melancholie der Berge umher stimmte die Seele traurig.

Einige vom Sturm zerzauste Lärchenbäume standen auf dem steilsten Rande einer nackten Schlucht, durch die in Wellenstürzen von Block zu Block die Restonica herabschäumte. Rings umher nichts als die ödesten Klippen und ein großer Blick in das vernebelte Tal, aus dem ich heraufgekommen war. Ich suchte mit den Augen lange die Capannen, auf die mein

Führer hinwies. Endlich sah ich sie im Gestein und den seltsamsten Hirtenstaat vor mir, bestehend aus vier Wohnungen im urspünglichsten Baustile der Welt, ja vielleicht mit weniger Kunst gebaut als Termiten oder Biber an ihre Häuser zu wenden wissen.

Jede dieser Capannen besteht aus vier Wänden von einfach über einander gelegten Steinen. Sie sind etwa 3 Fuß hoch. Auf ihnen liegt ein Dachgiebel von schwarzberußten Baumstämmen und Brettern, welche mit großen Steinen beschwert sind. Eine Oeffnung in der Vorderwand dient als Thüre. Der Rauch sucht durch diese seinen Ausgang und quillt aus dem Dach oder aus den Wänden, wo er immer eine Ritze findet. Vor der Hütte umschließt eine Umfriedung von Steinen einen kleinen Raum, in welchem Gefäße stehn. In dessen Ecke erhebt sich der palo, ein Pfahl mit wenigen Aesten, an welchen Kessel, Kleidungsstücke und Striemen von Ziegenfleisch hängen.

Ein paar zottige Hunde sprangen mir entgegen als ich auf die Capanne zuritt, und die Hirtengemeinde, Männer und zerlumpte Kinder, krochen aus den Hütten heraus und betrachteten neugierig den Fremdling. Sie sahen seltsam genug aus in diesen wüsten Steinen, den pelone, ihren zottigen braunen Mantel umgeschlagen und das rote berretto auf dem Kopf, die Gesichter bronzen und dunkelbärtig. Ich rief ihnen zu: Freunde, gebt einem Fremden Gastfreundschaft, der über Meer gekommen ist die Hirten von Co di Mozzo zu besuchen. — Sie riefen freundlich: Evviva! und Benvenuto!

Tretet in die Capanne, sagte der Eine, und trocknet euch am Feuer; drinnen ist es warm. Ich zwängte mich sogleich durch die Thüre, neugierig, das Innere zu sehen. Ich fand einen dunklen Raum von etwa 14 Fuß Länge und 10 Fuß Breite — da war kein Gerät, kein Stul, kein Tisch, nichts als der nackte schwarze Steinboden, die nackten schwarzen Stein-

wände und ein Rauch des Kienfeuers, welcher mir unerträglich schien. An der Wand brannte auf dem Boden ein mächtiger Holzstamm, ein Kessel hing darüber.

Angelo, mein Wirt, breitete die Decke, die ich mitgebracht hatte, auf dem Boden aus und gab mir den Ehrenplatz so nahe am Feuer als möglich. Bald kauerte darum die ganze Familie, das Weib, drei kleine Mädchen und ein Bube, der Hirt, ich und mein Führer. Die Capanne war voll. Unterdeß warf Angelo einige Striemen von getrocknetem Ziegenfleisch in den Kessel, und Santa sein Weib holte Käse und Milch. Das Gedeck war originell hirtenmäßig, die Tafel nämlich bestand aus einem drei Fuß langen abgerandeten Brette, welches auf die Erde gelegt wurde. Darauf stellte die Hirtin ein hölzernes Gefäß voll Milch, einen platten Käse und ein Brod. Eßt, sagte sie, und denkt daß ihr bei armen Hirten seid; zu Abend geben wir euch Truten (Forellen), denn mein Sohn ist gegangen sie zu fischen.

Hole den Broccio, sagte der Hirte, das ist das Beste was wir haben, und es wird euch schmecken. Ich war auf den Broccio neugierig; ich hatte ihn schon in Corte als den größten Leckerbissen der Insel und als die Blume der Hirtenindustrie preisen hören. Santa brachte ein bedecktes rundes Korbgeflecht, stellte es vor mich hin und that es auseinander. Da drinnen lag denn der Broccio, weiß wie Schnee. Es ist eine Art geronnener süßer Ziegenmilch. Mit Rum und Zucker genossen ist's allerdings ein Leckerbissen. Die armen Hirten verkaufen einen Broccio-Kuchen in der Stadt für 1 oder 2 Franken.

Wir langten mit den Holzlöffeln wacker in den Broccio — nur das Weib und die Kinder durften nicht mit essen. So am Feuer auf dem Boden kauernd in der engen, ganz von Rauch erfüllten Capanne, um mich her wilde und neugierige Gesichter, den Holzlöffel in der Hand, überkam mich die Laune, und ich hob an das Leben der Hirten auf den

Bergen zu preisen, welche sich genügen lassen mit dem was ihre Heerden geben, und das Elend von Mein und Dein und die goldne Sorge des Palastes nicht kennen.

Aber der wackere pastore schüttelte den Kopf und sagte: vita povera, vita miserabile!

Und so ist es in der That. Diese Menschen führen ein sehr elendes Leben. Vier Monate lang, Mai, Juni, Juli und August hausen sie in diesen Capannen, alles entbehrend was das Leben menschlich macht. In ihrer Welt gibt es keinen andern Wechsel als den der Elemente, von Sturm, Wolken, Regenflut, Hagel und Sonnenwärme; Abends ein trauriges Lied, ein Lamento zur Schalmei, eine Banditengeschichte am Feuer, ein Jagdstück vom Muffro und vom Fuchs, und hoch über sich und um sich die Riesenpyramiden des Urbergs und die gestirnte Herrlichkeit des Aeters, in der Brust vielleicht, trotz der vita povera, ein genügsames, heiteres, gottergebenes und ehrliches Menschenherz.

Wenn der Morgen graut, erheben sich diese armen Menschen von dem harten Boden, auf dem sie in ihren Kleidern und ohne Decke geschlafen haben und jagen die Heerden auf ihre Waideplätze. Dort verzehren sie ihr dürftiges Mal, den Käse und die Milch. Die Alten, welche zu Hause bleiben, liegen in der Capanne am Feuer oder beschäftigen sich mit der notdürftigsten Hausarbeit. Abends kehrt die Heerde heim und wird gemolken, und dann bricht wieder die Nacht an, und es ist Zeit sich niederzulegen.

Der Schnee und die Regengüsse des September vertreiben die Hirten aus ihren Bergcapannen. Dann steigen sie mit den Heerden nach der Küste hinunter. Dort haben sie in der Regel ihre wohnlicheren Hütten, in denen oft auch das Weib mit den Kindern den Sommer über bleibt. Meine Wirtin Santa war das einzige Weib in dem Hirtenstaat von Co di Mozzo, welcher aus sechs Familien besteht. Warum, fragte ich sie,

seid ihr vom Paese in diese düstre Capanne herauf gezogen? Seht, fiel Angelo ein, sie ist heraufgekommen sich zu erfrischen. Ich hätte beinahe aufgelacht, wie er dies sagte, denn der Rauch in der Capanne preßte mir Thränen aus und die Atmosphäre war infernalisch. Ich sollte also den elenden Steinhaufen gar als Sommervilla betrachten, wohin eine Familie gekommen war sich zu erquicken. Ja, sagte Angelo, wie ich ein bedenkliches Gesicht machte, unten ist es warm und hier oben weht der Bergwind, und das klare Wasser kommt herunter, das ist frisch wie Eis. Wir leben so wie es uns Gott gesegnet. — Mir aber war, wie Angelo sprach, und ich die lachenden braunen Kindergesichter um mich her sah, als wäre ich auf den wunderbaren Berg der Brahmanen gekommen, und als wäre Angelo Jarchas aller Brahmanen und Bergphilosophen Weisester. Er sprach ernst, kurz, und war schweigsam wie einem Philosophen ziemt.

Angelo besaß 60 Stück Ziegen und 50 Stück Schafe. Der Ertrag der Milch ist gleichwol nicht groß. Im Sommer reicht er hin die Familie notdürftig zu nähren. Der Broccio und der Käse wird unten verkauft, aus dem Erlös wird Brod und das Kleid beschafft. Im Winter gibts wenig, denn die Milch geht drauf die jungen Lämmer und Ziegen zu füttern. Mancher Hirte hat einige hundert Stück in seiner Heerde. Wenn es an die Teilung unter die Kinder kommt, gilt es das Glück der Patriarchen zu haben und die Heerde zu mehren. Die Aussteuer einer Hirtentochter besteht in 12 Ziegen wenn sie arm, wenn sie reich ist, nach dem Vermögen.

Die Nebelwolke hatte sich verzogen. Ich trat aus der Capanne in die frische Luft und schöpfte Odem. Die Hirten saßen auf den Steinen umher und rauchten aus ihren hölzernen Pfeifen. Sie wählen unter sich den Aeltesten oder den Angesehensten zu ihrem Vorstande und Friedensrichter. Mich überraschte diese Bemerkung, die ich zufällig machte; denn sie

ließ mich in dieser kleinen Hirtendemokratie einen Blick gleichsam in den Urzustand der menschlichen Gemeinschaft und in die Anfänge der Staatenbildung thun. So können denn nicht sechs Menschen neben einander leben ohne daß ihre Gesellschaft zu einer Regel wird, aus der sich Gesetze entwickeln. Ich grüßte den kleinen stämmigen Podestà voll Ehrfurcht, und indem ich ihn schweigend betrachtete, dünkte er mir noch ehrwürdiger zu sein als Dejoces, der erste und weiseste aller Könige der Meder.

Neben den Capannen bemerkte ich kleinere überdeckte Steinhütten von runder oder von länglicher Form. Das waren die Vorratskammern. Angelo öffnete eine kleine Thüre in der seinigen, und in das Innere hineinkriechend winkte er mir zu folgen. Ich begnügte mich hineinzusehn. Da lagen auf grünen Zweigen die platten Käse und in kleinen Körbchen Kugeln von weißlicher Ziegenbutter.

Nun setzte ich mich auf einen Stein und zeichnete die Capannen. Die ganze Gemeinde umringte mich und drückte ihr höchstes Vergnügen aus. Es wollte nun ein jeder gezeichnet sein, um nachher in Paris gedruckt zu werden, wie sie sagten. Sie blieben dabei daß ich aus Paris sei, und ich konnte ihnen gar nicht begreiflich machen daß es außer Paris noch ein Land gebe, welches Germania heiße. Germania also, sagte mein Wirt, heißt euer Paese, und dieses Paese hat Könige, und es gehört zu Paris. Dabei blieb es denn.

Die Nachmittagssonne schien warm und lockte mich in die Berge. Ich nahm die Hirtenkinder mit mir, Antonio einen Jungen von 13 Jahren, der wie ein zottiger Bär aussah, Paola Maria und Fiordalisa. Fiordalisa heißt auf deutsch Lilienblume. Man denke sich diese 12jährige Lilienblume vom Monte Rotondo in einem zerfetzten Kleide, die dunklen Haare wild um das braune Gesicht hängend, und mit nackten Füßen flink wie eine Gemse auf den Felsen kletternd. Ihre Augen

waren munter wie die Augen des Bergfalken und ihre Zähne weiß wie Elfenbein. Wir botanisirten an der Restonica. Ich sah schöne rote Nelken auf einer mir schwer ersteiglichen Felsenkante und wies darauf hin. Aspettate! rief die Lilienblume, und wie ein Blitz war sie hinweg und oben hinauf gesprungen, und nach kurzer Zeit mit einer Handvoll Nelken wieder unten. Nun wetteiferten die Kinder im Klettern und tanzten auf den gefährlichen Felsblöcken gleich den Kobolden, furchtlos, denn es waren die Kinder des Berges. Als wir wieder nach Hause zurückkehrten und über die Restonica hinüber mußten, sprang die Lilienblume ins Wasser und machte sich das tolle Vergnügen, mich waidlich zu taufen. Ich fand in den Bergen unsern rotblühenden Fingerhut in großer Zahl. Die kleinen Teufel brachten mir davon die Menge, und heimkehrend umkränzten wir die rauchende Capanne mit einer Guirlande der schönen Giftblumen — ein Schmuck, welcher ihr schwerlich noch widerfahren war. Und dies sollte das Festzeichen an der Capanne sein, denn für gute Menschen ist es immer ein Festtag, wenn ein Gast in ihr Haus einzieht.

Die Lilienblume hatte eine närrische Freude an der Guirlande. Morgen, sagte sie, wenn ihr oben auf dem Berge sein werdet, da werdet ihr eine blaue Blume finden, die ist die allerschönste Blume in ganz Corsica. — Wenn du es sagst, Fiordalise, so wird es wahr sein und ich werde morgen die blaue Wunderblume finden.

So kam der Abend in der großen stillen Wildniß. Müde von dem Tage setzte ich mich vor den Capannen nieder und betrachtete das wechselvolle Schauspiel der Wolkenbildung. Die Nebel stiegen aus den Schlünden, und von den Bergen angezogen und abgestoßen ballten sie sich in den Tälern zusammen, oder zerflossen und zergingen in die Gewölke, welche sich langsam über die Berggipfel von oben herunterwälzten. Die Heerden kamen heim. Ich betrachtete mit Vergnügen diese

langen Züge von schwarzen zierlichen Ziegen und von schwarzen Schafen, denen die armen Hirten ihre Existenz verdanken. Jeder Hirte trieb oder lockte sie durch einen hellen Ruf in eine Umzäunung neben seiner Capanne, wo er sie melkte. Diese Arbeit geht erstaunlich schnell von statten. Der Hirte sitzt unter der Heerde und greift eine Ziege nach der andern bei den Hinterbeinen. Alle Thiere ruft er bei ihrem Namen, jedes kennt er genau, und irgend eine Marke, hauptsächlich am Ohre ist das Zeichen, welchem Besitzer das Thier gehört. Vierzig Stück Ziegen meines Hirten gaben einen nur mäßigen Eimer voll Milch.

In der Umzäunung bleiben nun die Heerden bei Nacht. Die zottigen Hunde beschirmen sie, nicht vor dem Wolfe, der in Corsica nicht zu finden ist, aber wol vor dem Fuchs, welcher in den Bergen auffallend stark und mutig ist und die Lämmer überfällt. Der Rosso und der Mustaccio meines Wirtes waren ein paar prächtige Hunde.

Unterdeß kam der älteste Sohn mit seiner Beute von Forellen heim, und Angelo rüstete die Abendmalzeit. Es fiel mir auf daß stets der Mann kochte und nicht das Weib. Wollte er vielleicht seinen Gast ehren? Denn sonst steht das Weib in Corsica in niedrigem und dienendem Verhältnisse. Wie ich nun das bedachte, fiel mir ein, daß ja auch beim Homer die Männer alles selber verrichten, das Fleisch an den Spieß stecken, braten und vortragen; und da hatte ich denn den Menschen der epischen und einfachen Culturepoche leibhaftig vor mir.

Es gabe eine Brodsuppe, Käse und Milch und zur Auszeichnung des Gastes gebratenes Ziegenfleisch. Denn der wolgeborne und göttliche Ziegenhirte nahm das Fleisch vom palo und nach uralter Menschenweise steckte er es an einen Spieß, und am Feuer knieend hielt er es über die glühenden Kohlen. Sorgsam wurde das abtröpfelnde Fett von Zeit zu Zeit auf

ein Stück Brod gedrückt, auf daß von dem duftigen Lendenstücke das Köstlichste nicht verloren gehe. Die Forellen kochte er in einer Brühe von Ziegenfleisch, und als sie nun gehörig gesotten waren, stellte er sie vor mich hin, schöpfte mir aus dem großen Löffel und gab mir aus demselben Löffel zu essen, so viel als das Herz begehrte. Ich sah es den Kindern an den Augen an, daß dies ein ungewöhnliches Mal war, und noch vortrefflicher hätte es mich erquickt, wenn jene auch hätten mitessen dürfen.

Nun die Nacht in der Capanne. Ich war gespannt darauf, wie wir uns in dem engen Raume einrichten würden. Doch war es schnell geschehn. Die Decke ward für mich auf die Erde gebreitet, ich streckte mich an der innersten Wand darauf hin, und des Menschen Sohn hatte nichts worauf er sein Haupt legen sollte. Ich sah Angelo an. Göttlicher und weiser Angelo, sagte ich, mögest du diese meine Rede hören und in deinem Herzen wol erwägen. Niemals, so schwöre ich dir, war Schwelgerei meine Gewohnheit, immer aber ein Kopfkissen. Wenn du mir also ein kissenartiges Ding geben willst, so wird das eine der edelsten Thaten deines Lebens sein. Hierauf sann Angelo der Ziegenhirte nach, und nachdem er nachgesonnen und alles reiflich erwogen hatte, reichte er mir den Zaino seinen Ziegenschlauch und sprach die geflügelten Worte: nun schlaft, und felicissèma notte!

Nach und nach legten sich auch die Andern nieder, Weib und Kinder auf nackter Erde, den Kopf an die Wand gelehnt. Angelo aber legte sich neben die Schwelle, neben sich das kleinste Kind Maria, dann Santa sein Weib, die Lilienblume, Paola Maria und ich. So lagen wir friedlich beisammen, alle die Füße gegen das Feuer hingekehrt. Es dauerte nicht lange, so waren sie in Schlaf gesunken, und ich betrachtete mit Freude diese glücklich schlummernde Gymnosophisten-Familie und gedachte des tiefsinnigen Sancho, wie er den zu preisen

anhob, welcher den Schlaf erfunden hat, „den Mantel, der alle menschlichen Sorgen zudeckt, das Essen, das den Hunger stillt, das Wasser, das den Durst vertreibt, das Feuer, das die Kälte erwärmt, die Kälte, die die Hitze mildert, und kurz das allgemeine Geld, für welches alle Dinge gekauft werden können, die Wage und das Gewicht, welches den Schäfer und den König gleich macht." Die rote Glut übergoß die wunderliche Gruppe mit ihrem Schein. Ich bedauerte, daß ich nicht Maler war. Aber die entsetzliche Hitze des Harzbrandes und sein Rauch ließen mich nicht schlafen. Ich stand von Zeit zu Zeit auf und stieg über die Schlafenden durch die Thüre ins Freie. Ich kann sagen, ich stieg aus der Capanne geradezu in eine Wolke, denn diese hatte Berg und Hütten bedeckt, und so stieg ich aus der Hölle in den Himmel, und wieder zurück aus dem Himmel in die Hölle.

Die Nacht war kalt und nebelfeucht, doch verzogen sich die Wolken, und der unendliche Himmel warf seine Myriaden Lichter auf die Nebel, die Felsenzacken und die dunkeln Lärchenbäume. Ich saß lange an der brausenden Restonica, deren wildes Rauschen diese erhabene, äterreine Nacht durchbrach. Nimmer noch war mir der schauerliche Geist der Einsamkeit so nahe gekommen, als in dieser Nacht unter schwarzen Felsenbergen, am Wellensturz eines rasenden Baches, so hoch in den Wolken, auf der Urstätte der Natur, unter wilden Hirten, auf fremder Insel mitten im Meer verloren. In solchem Augenblick möchte das Gefühl der Vereinsamung das Gemüt erschrecken und der plötzliche Gedanke kränkt die Seele, wie das menschliche Wesen doch nur ein Atom sei — vielleicht auch könnte dies Geistesatom seine Beziehung zu allen ihm verwandten auf einmal verlieren, vergessen, im leeren Raume bleiben. Aber siehe da! die Seele breitet von dem einsamen Inselberge ihre Schwingen aus, und heiter schwingt sie sich zu dem Heimischen und durchfliegt wandernd das Geisterreich,

und ist nimmer allein. — Ich horche in die Berge: manchmal ist's als stoßen sie ein wildes Gelächter aus — es ist die Restonica, welche so rast. Diese Steine sind stumme Zeugen von alten, fürchterlichen Schöpfungsqualen, Kinder von feurigsten Umarmungen des Uranus und der Gäa.

Die kalte Luft trieb mich wieder ans Feuer. Endlich vor Müdigkeit eingeschlafen, weckte mich plötzlich die helle Stimme Santa's, welche mehrmals rief: spettacoli divini, spettacoli divini! Sie legte ihre Kinder zurecht, die sich in komischen Stellungen umhergeworfen hatten. Die Lilienblume lag wie eine Schlange zusammengeringelt halb über ihrer Mutter, die kleine Paola aber hatte ihren Arm um meinen Hals geschlungen. Das Kind hatte vielleicht eine Eule im Schlaf gehört oder den Vampyr im Traum gesehn, welcher kommt das Herzblut auszusaugen.

Ich verbrachte den Rest der Nacht sitzend und in die Flamme blickend, und unterhielt mich damit mir die Ketzer zu vergegenwärtigen, welche die heilige römische Kirche zu Ehren Gottes verbrannt hat.

Viertes Kapitel.

Der Berggipfel.

Der Morgen graute. Ich ging hinaus und erfrischte mich an den Wellen der schlummerlosen Restonica, welche jung und klar vom Felsen sprang und in das Tal hinunterraste. Der Quell hat ein schönes Leben. Nach zwölf Stunden eines wonnesamen Laufes durch die immergrünen Wälder stirbt er in den Wassern des Tavignano. Ich gewann die Restonica lieb. Ich kenne ihre ganze Lebensgeschichte, denn von ihrem Ursprunge an habe ich sie an einem Tage bis an ihr Ende begleitet, und manchen herrlichen Trunk hat sie mir kredenzt. Ihr Wasser

ist so klar, so frisch und so leicht wie der Aeter, und im ganzen Lande Corsica ist es weit und breit berühmt. Nie trank ich besseres Wasser, es hat mich mehr gelabt als der köstlichste Wein. Dieser unvergleichliche Quell besitzt eine solche Schärfe, daß er Eisen in kürzester Zeit spiegelblank reinigt und es vor Rost bewahrt; schon Boswell weiß, daß die Corsen zur Zeit Paoli's ihre rostigen Flintenläufe in die Restonica steckten, um sie zu reinigen. Alle Kiesel und Steine, welche der Quell überflutet, macht er schneeweiß, und bis zu seiner Mündung in den Tavignano ist sein Bette oder sein Ufer mit diesem milchweißen Gestein geziert.

Als ich meinen Führer aufforderte, nunmehr auf den Gipfel des Rotondo zu steigen, gestand er, daß er den Weg nicht wisse. Es wurde nun Angelo mein Führer auf den Berg. Nach drei Uhr des Morgens begannen wir die Wanderung. Sie war gefahrloser aber unendlich mühevoller als ich geglaubt hatte.

Es erheben sich mehrere Felsenkämme über einander, die man erst zu ersteigen hat bis man zum Trigione, dem letzten Vorberge des Rotondo gelangt. Es ist eine gewaltige Scala, die hier die Natur über einander gelegt hat, von Kolossalstufen aus dem prächtigsten rötlichen Urgranit; plumpe Giganten, welche den Himmel stürmen, Felsblöcke mit den Riesenhänden fassend, möchten sie beschreiten. Block liegt hier über Block, ungeheuer und ungestaltet wie die Urzeit und so grau, ins Unendliche fort emporgetürmt, daß der Menschenfuß verzagen will. Das überströmende Herbstwasser hat den Granit oft so sehr geglättet, daß der schöne Stein große Flächen darbietet, welche wie im Fluße erstarrt zu sein scheinen. Das Wasser rinnt aus tausend Rinnen in unerschöpflicher Fülle. Die Baumvegetation aber hört gänzlich auf, nur Erlenbüsche bezeichnen den springenden Lauf der Restonica.

Nach zwei Stunden hatten wir den Trigione erklettert,

und vor uns lag der weiß beschneite Berggipfel. Seine zersplitterten schroffen Felsen bilden einen kraterförmigen Halbtrichter, und diese Form hat dem Berge seinen Namen gegeben. Wo dies ungeheure Felsenamphitheater sich öffnet liegt dunkel hingegossen ein kleiner See, der Lago di Monte Rotondo, von grünen Wiesen sanft umkränzt; ein eisig kühler Trank in einer granitnen Riesenschale. Schneefelder ziehen sich vom See bis zum Gipfel auf, in der Glutzeit des Hundsgestirns und unter dem 42sten Breitengrade, unter südlichem Himmel ein seltsamer Anblick und ein wunderliches Gefühl. Sie waren mit einer Eiskruste überlegt und hauchten eine kalte Luft aus. Aber obwol ich in der Region des ewigen Schnees war, blieb die Temperatur angenehm frisch und erquicklich, ohne je empfindlich zu werden.

Der Gipfel erschien dem Auge nahe genug, und doch mußten wir zwei volle Stunden mit großer Anstrengung oft auf Händen und Füßen über das Getrümmer klettern, ehe wir ihn erreichten. Am schwierigsten war der Aufgang über einen Schneestreifen, auf dem der Fuß nicht haften wollte. Wir halfen uns, indem wir mit einem spitzigen Steine nach und nach Stufen ausschlugen, in welche wir vorsichtig den Fuß setzten. So gelangten wir endlich sehr erschöpft auf die äußerste Spitze, welche von einem grauen durchrissenen Felsenobelisken gebildet wird und in einem schmalen Zacken endigt, so daß man ihn umklammernd auf schwindelnder Felsenhöhe gleichsam schwebend sich erhält.

Von diesem 9000 Fuß (genau 2764 Metres) über dem Meere gelegenen höchsten Gipfel Corsica's übersah ich denn den größten Teil der Insel und das Meer tief zu ihren Füßen und zu ihren beiden Seiten, ein Anblick von unsäglicher Größe, und den einmal gehabt zu haben man sein Lebenlang sich freuen darf. Der Horizont, welchen man vom Rotondo überblickt, ist bei weitem großartiger als der des Mont-Blanc.

Weit hin ſtreift das Auge über das Inſelland weg in die ſtralenden Meeresfernen, hinaus über die toscaniſchen Inſeln nach dem Feſtlande Italiens, welches bei heitrer Luft die weißen Seealpen und den ganzen Uferbogen von Nizza bis nach Rom zeigt. Auf der andern Seite tauchen die Berge von Toulon auf, und ſo kann der Blick ein wunderbares Panorama umſpannen, welches Berge und Meere, Eilande, die Alpen, die Apenninen und Sardinien in einen Zauberring ſchließt. Nicht ganz ſo glücklich war mir die Stunde, denn die raſtlos aus den Schluchten ſich ſpinnenden Wolken und Dünſte entzogen mir einen Teil der Ferne. Nach Norden ſah ich die Halbinſel Cap Corſo lang ausgeſtreckt wie ein Dolch, nach Oſten die Ebenen der Küſte in ſanften Linien niederſteigend, die Inſeln des toscaniſchen Meers, Toscana ſelbſt, nach Weſten die Golfe von Prato, Sagone, Ajaccio und Valinco. Deutlich zeigte ſich Ajaccio auf ſeiner Landzunge in der ſchönen Bai, eine Reihe von weißen Häuſern, die auf dem Meere ſchwimmende Schwäne zu ſein ſchienen. Das Meer ſelbſt glich einem Lichtocean.

Nach dem Süden zu verſperrt der breitbruſtige Monte d'Oro die Ausſicht in das Inſelland. Viele Berggipfel, wenig kleiner als der Rotondo und ebenfalls vom Schnee umglänzt, zeigen ſich umher, wie der Cinto und der Capo Bianco nach Norden zu, die Gipfel des Landes von Niolo.

Die Inſel ſelbſt erſcheint als ein ungeheures Felſenſkelett. Der Monte Rotondo liegt zwar nicht auf der Gebirgskette, welche ſie von Norden bis zum Süden durchzieht, ſondern auf einem etwas öſtlich fortgewichnen Zweige. Aber der Standpunkt erlaubt einen Blick in das ganze Bergſyſtem und ſein rieſiges Zellengewebe. Man ſieht die Hauptkette nahe vor ſich, von dieſem Grat die Gebirgsrippen nach beiden Seiten parallel fortlaufen und die Reihen von Tälern bilden, welche bebaut und bewohnt ſind. Jedes dieſer Täler iſt von einem Fluſſe durchſtrömt, und wiederum ſtrömen von dem Hauptgebirgsſtock

die drei großen Flüsse der Insel, nach der Ostküste der Golo und Tavignano, nach dem Westen der Liamone.

Blickt man vom Gipfel in dessen nächste Umgebung, so erschrickt das Auge vor den Felsenwüsten und todtenstillen Bergruinen rings umher. Die Blöcke liegen hier endlos ungeheuer wie ein Mal des Kampfs der Elementargeister mit dem Licht des Himmels. Fürchterlich steile Bergwände bilden ein Gewebe von öden Tälern. In den meisten derselben liegt mitten inne ein kleiner unbewegter See. Je nachdem er Licht oder Schatten vom Himmel oder von den Felsen empfängt, ist seine Farbe azur, grau oder tiefschwarz. Ich zählte mehrere solcher Seen rings umher, den Rinoso, Mello, Nielluccio, Pozzolo, aus denen Quellen nach der Restonica hinunterfließen, den Oriente, aus welchem die Hauptquelle der Restonica selbst entspringt. Weiter nach dem Nordwesten lag vor mir das berühmte Hirtenland Niolo, das höchste Bassin Corsica's, und sein schwarzer See Nino, aus welchem der Tavignano entspringt.

Alle diese Seen sind sehr kleine und tiefe Wasserbecken; die meisten wimmeln von Forellen.

Man hört, auf dem Gipfel stehend, beständig die Wasser rauschen, die zum Teil ihre unterirdischen Wege sich bahnen müssen. Also strömt, obwol starr und verwittert, diese Felsenwildniß dennoch von lebendigen Quellen über, deren Segen in die Täler quillt und Cultur und Menschengesellschaft möglich macht. Da sieht man denn an den Hängen dieser Berge tief unten hie und da ein Paese und grüne Gärten sowie Streifen gelblicher Felder.

Das Gewölk umzog allmälig die Gipfel, wir mußten hinabsteigen. Wir nahmen nun den beschwerlichen Rückweg nach der Seite des Lago di Pozzolo. Dort erhebt sich der gewaltige Frate, ein Felskoloß des Rotondo und die mächtigste Granitpyramide des Berges. Schwarze Zinnen und Zacken umstarren ihn, und chaotisches Urgestein, in unzählige graue Trümmer

zerschmettert und herabgestürzt, bedeckt seinen plumpen Fuß, der sich in das melancholische Felsental des Pozzolo hinabsenkt. In den Ritzen des Gesteins stand die blaue Wunderblume, von der mir Fiordalise gesagt hatte, daß ich sie finden würde. Angelo hatte sie gepflückt und rief mir zu: ecco, ecco lu fiore! Ich nahm sie aus seiner Hand; es war unser Vergißmeinnicht. Camillen, Tausendschön und Ranunkeln blühten in Menge in dem Gestein des Gipfels selber, und den Rand der Schneefelder zierten unsere Veilchen.

Es kostete gar große Mühe über das Gestein des Frate hinwegzusteigen, und endlich drüber weggekommen, drohte uns ein Schneestreif den Weg zu versperren: der Ziegenhirte wollte ihn umgehen, doch hätte es mir als einem Nordländer zu sehr wehe gethan, dies vortreffliche Rutschfeld unbenutzt zu lassen. Ich setzte mich also auf Angelo's Pelone und fuhr getrost hinunter. So bin ich denn in der Sommersonnenglut und obenein in Italien, unter dem 42. Breitengrade auf Schnee gefahren.

Wir hielten unser Frühstück an dem Fuße eines Kegels, und gestärkt durch etwas Brod und frisches Wasser wanderten wir weiter abwärts. Vergebens sah ich mich nach den wilden Thieren um, welche die Felsen des Monte Rotondo bewohnen, nach dem Muffio nämlich und dem Banditen. Wiewol mir Angelo versicherte, daß deren genug in dem Geklüfte hausen, an dem wir vorüber gingen, konnte ich doch keinen entdecken. Ich sah nur ein einziges vogelfreies Wesen auf jener Höhe, die zierliche Bergamsel, einen grauen Vogel mit rot-, schwarz- und weißgefiederten Flügeln.

Das corsische Wildschaf, der Muffro oder Mufflone, ist ein sehr merkwürdiges Erzeugniß der Insel. Es ist ein schönes Thier mit spiralen Hörnern, braunschwarz und seidenhaarig, und stark von Gliedern. Es lebt in den höchsten Regionen des ewigen Schnees und steigt immer höher hinauf, je mehr die

Sommersonne den Schnee von den Bergen zehrt. Tags schweift es um die Felsenseen, wo es grüne Weide findet, Nachts sucht es wieder den Schnee. Denn der Muffro schläft auf dem Schnee, sein Weibchen wirft auf den Schnee auch die Jungen. Wie die Gemse stellt auch der Muffro Schildwachen aus. Bisweilen kommen diese Wildschafe im harten Winter, wenn tiefer Schnee ihre Weiden bedeckt, unter die Ziegen der Hirten, und man sieht sie oft in den Tälern von Vivario, von Niolo und von Guagno friedlich neben den Heerden weiden. Das junge Thier läßt sich zähmen, nicht so das alte. Man stellt ihnen häufig nach, und wenn man oben in den corsischen Bergen eine Jagd toben hört und Schuß auf Schuß in den Felsen donnert, so weiß man, es wird gejagt der Muffro oder der Bandit. Beide sind Wildbrüder und gleiche Berggenossen und klimmen bis zum ewigen Schnee.

Nach dreistündigem Herabsteigen erreichte ich die Capannen wieder, und da mein Zweck erfüllt war, erschienen mir diese Hütten so traurig und im Vergleich zu dem reinen Aeter, den ich eben geatmet hatte, ihre Luft so infernalisch, daß ich nach einer Stunde Rast das Maulthier satteln ließ und mich auf den Rückweg nach Corte machte. Freundlich sagte ich dem guten Völkchen von Co di Mozzo Lebewol, und wünschte ihnen, daß ihre Heerden sich mehren möchten wie die Heerden Jacobs und daß es ihren Kindern wol erginge. Sie geleiteten mich alle bis zum Ausgange der Capannen, und wie ich hinabritt riefen mir Männer und Kinder noch ein ehrlich gemeintes Evviva nach.

Nach einigen Stunden befand ich mich wieder in der climatischen Region, wo Castanien und Citronen reifen, und ich hatte also an einem Tag vom ewigen Schnee herab bis in die Gärten von Corte drei climatische Zonen durchwandert, was einer Reise gleichkommt von dem hohen Winter Norwegens bis zu den Südländern Europa's.

Fünftes Kapitel.

Vendetta oder nicht?

Nicht ganz im Frieden sollte ich von dem stillen Corte scheiden, und das verschuldete mein Führer auf den Monte Rotondo. Nach der Stadt zurückgekehrt erfuhr ich erst, welchem jähzornigen Menschen ich mich anvertraut hatte. Obwol er mir die Unwahrheit gesagt und, des Weges auf den Gipfel nicht kundig, mich genötigt hatte, den Ziegenhirten Angelo zum Führer zu nehmen, gab ich ihm dennoch den vollen vorausbedungenen Lohn. Aber der Mensch forderte in der unverschämtesten Weise noch die Hälfte darüber. Seine und meine heftigen Worte zogen einige corsische Herren herbei, welche sich meines Rechtes annehmen wollten. Seht, sagte der Eine zu dem Führer, dies ist ein Fremder, und der Fremde hat bei uns immer Recht. Ich entgegnete dem artigen Parolanten, daß ich mein Recht nicht als Fremder sondern als Mensch beanspruche und die Behörde der Stadt augenblicks angehen würde, wenn der Wütende mich noch weiter belästige. Der warf seinen Lohn auf den Tisch und indem er rief, daß er sich an dem Deutschen schon zu rächen wissen würde, stürmte er davon. Auf dieses kam die Wirtin der Locanda herbei und sagte mir, ich solle auf meiner Hut sein, denn der Mensch sei in höchstem Maße jähzornig, im vorigen Jahre habe er einen Burschen auf dem Markt erstochen.

Bestürzt fragte ich nach dem Grunde. Weil, sagte die Wirtin, der Luccheſe den kleinen Bruder des Menschen geschlagen hatte, der sich an den Wagen gehängt, wie Kinder thun. Der Knabe lief weinend und klagend zu seinem Bruder, und dieser sprang augenblicks mit dem Dolch dem Burschen nach und mit einem Stoß hat er ihn gemordet.

Wie hat man ihn bestraft? — Mit fünf Monaten Gefängniß, denn man konnte ihm die That nicht so recht beweisen. — Nun ich gestehe, la giustizia Corsa è un po' corta.

Aber, gute Frau, Ihr kanntet die jähe Art dieses Menschen, wußtet daß er Blut vergossen, und doch habt Ihr mir diesen Teufel selber zum Führer bestellt und ließet einen Fremden ohne Waffen mit einem Mörder in das einsame Gebirg ziehn?

Ich glaubte, Herr, Ihr würdet es ihm an den Augen ansehn, auch habe ich Euch ein paar Male zugeblinzelt. Der Mensch hatte sich angeboten, und wenn ich der Grund gewesen wäre, daß Ihr ihn abwieset, dann hätte ich's mit ihm gehabt.

Jetzt erst fiel mir ein, daß die gute Frau, wie ich mit dem Führer hinwegzog mich fragte: wann denkt Ihr wieder zu kommen? und daß sie auf meine Antwort: nach zwei Tagen, die Achseln zuckte und mit den Augen etwas zu sagen schien.

Nun laßt's gut sein, sagte ich, ich gebe dem Menschen nicht einen Quatrino mehr, als Recht ist, und dabei soll es sein Bewenden haben. Abends kam der Wütende und holte sich von der Wirtin bescheiden sein ihm gebührendes Geld. Aber obwol er so sein Unrecht eingesehen zu haben schien, glaubte ich doch mich hüten zu müssen, und ging Nachts nicht vor die Stadt.

Am folgenden Abende machte ich einen Spaziergang in Begleitung des mir bekannt gewordenen Officiers. Vor dem Tore sah ich ein kleines Probestück von corsischem Temperament. Ein Junge von ungefähr 15 Jahren hatte ein Pferd an einen Zaun gebunden, und steinigte dasselbe, ganz außer sich vor Wut und sinnlos gleich einem rasenden Thiere kreischend. Wahrscheinlich hatte das arme Thier ihm nicht gehorchen wollen. Ich blieb stehen, und indem mich eine solche bestialische Bosheit erbitterte, rief ich dem Burschen zu, daß er aufhören solle, das Pferd zu steinigen. Augenblicks sagte mir mein Begleiter: um Himmels willen, kommen Sie und seien Sie still. — Ich that, wie er sagte, und war nicht wenig nachdenklich über die Scene und die besorgliche Weise in der mein Begleiter mir die Worte halblaut zugerufen hatte. Es war das auch ein Blick in die Zustände der Corsen.

Nach kurzer Zeit jagte der Bursche auf seinem Pferd vorüber, wie ein Rachegeist, die Haare flatternd, das Gesicht flammend, die Augen zwei Blitze — die ganze Erscheinung jach vorüber wie ein Wutausjauchzen.

In dem Augenblicke fiel mir ein, daß ich doch unter Barbaren war, und mich überkam eine plötzliche Sehnsucht nach Florenz und seinem milden Volke.

Indeß häufte sich auf diesem Gange das Unheimliche. Denn kaum eine Viertelstunde weiter in die Berge hineingekommen, sah ich meinen Führer, seine Flinte geschultert seitab vom Wege auf eine nahe Höhe gehen und auf einem Felsen niedersitzen, das Gewehr auf die Kniee nehmend. Ich wußte nicht, ob er noch einen Groll auf mich habe und Böses im Schilde führe, aber es war möglich. Ich zeigte ihn meinem Begleiter; denn nicht ein Zeichen von Furcht sehen zu lassen, ging ich ruhig vorüber, doch dünkte mich der Gang ein wenig schwül. Er wird nicht auf euch schießen, sagte mein Begleiter, wenn ihr ihn nicht durch ein Wort beleidigt habt. Thatet ihr aber das, so kann man für nichts stehen, denn diese Menschen können eine Beleidigung nicht ertragen. Und so schoß er denn auch nicht, und dies war recht freundlich von diesem Vampyr, dem armen Teufel wollte ich sagen, der mehr unglücklich als schuldig zu nennen ist. Denn mehr sündigt hier die Natur als der Mensch. Das Blut, das in den corsischen Bergen fließt, fließt selten um gemeine Habsucht, Gewinn und niedres Gut, zu allermeist um falsche Ehre.

Sechstes Kapitel.

Von Corte nach Ajaccio.

Die Straße von Corte nach Ajaccio steigt nach Süden bis zu dem Berge Monte d'Oro mehrere Stunden lang auf.

Sie führt durch ein freundliches und wolbebautes Hügelland und die herrlichsten Castanienhaine. Nichts ist lachender als die Landschaften des Cantons von Serraggio, welcher ehemals die Pieve von Venaco war. Bäche, die vom Monte Rotondo herabfließen, durchströmen ein grünes Land, auf dessen Hügeln Dörfer stehen, wie Pietro, Casa Nova, Riventosa und Poggio.

Poggio di Venaco bewahrt die Erinnerung an Arrigo Colonna, welcher im zehnten Jahrhundert Graf von Corsica war. Im Vorüberfahren hascht man manches Bild romantischer Sagen auf, und das ist von Wanderfreuden immer ein gutes Teil. Arrigo war so schön von Gestalt und so holdselig von Wesen, daß er Bel-Messere hieß; mit diesem Namen lebt er noch im Munde des Volks. Schön und edel war auch sein Weib, und seine sieben Kinder waren alle lieblich und jung. Aber seine Feinde wollten ihm die Herrschaft rauben, und ein grimmiger Sarde verschwor sich mit ihnen gegen sein Leben. Eines Tages überfielen ihn die Mörder und erstachen ihn, und die sieben Kinder nahmen sie und warfen sie in den kleinen See „der sieben Näpfe.“ Wie nun die böse That geschehen war, erhob sich eine Stimme in den Lüften, die klagte und rief: Bel Messere ist todt! armes Corsica, nun hoffe kein Glück mehr! — Alles Volk hob an zu klagen um Bel Messere. Sein Weib aber nahm Schild und Speer, und mit den Vasallen zog sie vor das Schloß von Tralavedo, in welches die Mörder sich geflüchtet hatten; das Schloß brannte sie nieder und schlug alle Mörder zu Tod. Heute sieht man noch auf den grünen Hügeln von Venaco in mancher Nacht neun Geister herumschweifen, das sind die Geister des Bel Messere, seines Weibes und der sieben armen Kinder.

Es war Sonntag. Das Volk wandelte in den Dörfern umher, und zumeist saßen sie wie die Väter in uralten Tagen um die Kirche — ein schönes Bild; in der Sabbatruhe feiernde Menschen, welche den Gottesfrieden halten. Doch auch Sonntags

und vor der Kirchenthüre kann plötzlich ein Flintenschuß fallen, und dann gibt's eine andere Scene.

Bei Vivario wird die Gegend wüster und die Berge werden bedeutender. Vor der Schwelle der kleinen Kirche steht mancher still und betrachtet einen Grabstein. Auf ihm steht der lateinische Bibelvers geschrieben: Maledictus qui percusserit clam proximum suum et dicet omnis populus amen. Verflucht sei wer seinen Nächsten heimlich erschlägt, und alles Volk wird sagen Amen (5. Mos. Cap. 27). Der Stein erzählt eine Geschichte der Blutrache aus dem siebenzehnten Jahrhundert; unter ihm liegt der Bluträcher begraben. Gesegnet sei das Andenken des Geistlichen, der diesen Fluch aus der Bibel nahm und auf den Stein schrieb. Er ist, sagt man, der Talisman von Vivario; denn auf ihm steht die letzte Blutrache des Dorfs verzeichnet. Wäre doch die Hand die ihn schrieb eine Riesenhand gewesen, und hätte sie in Riesenlettern über ganz Corsica schreiben können: Maledictus qui percusserit clam proximum suum et dicet omnis populus amen!

Ein Blockhaus mit einer Besatzung von zehn Mann steht in den Bergen von Vivario, einsam und wild gelegen. Hier schließt sich das große Tal des Tavignano, und ein Höhenzug bildet die Wasserscheide zwischen ihm und dem in entgegengesetzter Richtung nach S.W. bis Ajaccio hinströmenden Gravone. An der Grenze beider Täler stehen die beschneiten Berge, der Monte Renoso und der Monte d'Oro, der nur um wenige Metres kleiner ist als der Rotondo und ihn an mächtigen Formen übertrifft.

Viele Stunden lang hat man ihn vor Augen.

Nun fährt man zwischen beiden Bergen durch den herrlichen Forst von Vizzavona. Er besteht größtenteils aus Lärchenbäumen (pinus larix), die oft eine Höhe von 120 Fuß und eine Dicke von 21 Fuß erreichen. Unter allen Nadelholzbäumen ist dieser breitästige, duftende Lärchenbaum nächst der Ceder

wol der prächtigste; da ich die Cedern Asiens nicht kenne, darf ich wol behaupten, daß der Lärchenbaum Corsica's der erhabenste aller Bäume ist, den ich noch irgend sah. Ihn zu sehn in seiner stillen, dunkeln Majestät auf den gewaltigen Granitfelsen jener Berge, war für mich stets ein entzückender Anblick. Diesem kaiserlichen Baume will es wol geziemen, daß er auf Granit stehe. Er wächst hoch hinauf über den Felsen, welche seine Wurzeln gewaltsam durchdringen, und an vielen Stellen, die nur der Adler oder das Wildschaf kennt, steht er herrlich und majestätisch. Es gibt in dem Walde auch Pinien, Rotbuchen, immergrüne Eichen (Ilex) und Tannen. Viel Wild birgt sich in ihm, namentlich Hirsche, welche in Corsica klein sind; das Wildschwein zieht sich nach den Küsten hinab, wo es eifrig gejagt wird.

Der Forst von Vizzavona ist der zweite an Größe nächst dem von Aitone im Canton von Evisa, welcher zu Ajaccio gehört. Alle diese Forsten stehn in den gebirgigen Gegenden. Einige gehören dem Staat, die meisten den Communen. Auch hier sind noch große Schätze zu heben. Ich sah eine Schlange im Wege sich sonnen. Nur zwei Schlangenarten besitzt Corsica und kein giftiges Thier, außer einer Spinne, Malmignatto genannt, deren Biß plötzliche Erkaltung des Körpers und bisweilen den Tod herbeiführt, und der giftigen Ameise Innafantato.

Es war um die Mittagszeit, als ich den Forst passirte. Die Luft war erstickend heiß, aber der Wald bot seine kühlen Quellen. Ueberall rieseln sie von den Felsen dem Gravone zu, ihr Wasser ist kalt und leicht. Seneca muß niemals corsische Bergquellen gekostet haben, weil er in seinem Epigramme sagt, daß Corsica keinen Trunk Wassers habe.

Endlich erreichten wir das Bergjoch, den höchsten Punkt der Straße von Ajaccio, welcher 3500 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Es ist dies der Paß von Vizzavona, welcher in manchem corsischen Liede genannt wird.

Nun fällt der Weg in das Gravonetal hinunter. Dieses fruchtbare Tal wird von zwei Bergketten gebildet. Die nördliche geht vom Monte d'Oro aus und endet oberhalb Ajaccio in der Punta della Parata. Sie trennt das Wassergebiet des Gravone von dem des Liamone. Die südliche läuft vom Monte Renoso in paralleler Richtung fort und trennt das Gravonetal vom Tale des Prunelli. Zu beiden Seiten des Gravone stehen Ortschaften auf den Bergen. Sie sahen freundlicher aus, als ich sie noch in Corsica gefunden hatte.

Der erste Cantonsort ist Bocognano, welcher nahe vor dem wilden Schlunde von Vizzavona liegt. Rings umher waldbedeckte dunkle Berge mit beschneiten Häuptern, die ganze Gegend von einem ernsten, grandiosen Charakter. Arme Hirten wohnen hier, starkes und tapferes Volk. Wer nicht von der Milch sich nährt, nährt sich von der Castanie. Viele wirken den Pelone. Waffen sind hier überall. Der Anblick so starker Männer mit ihren Doppelflinten, der Carchera und dem braunen Wollenrock stimmt gut zu den düstern Alpenbergen und den Pinienforsten rings umher. Eisern sehen diese Bergcorsen aus, wie ihre Fucili, die sie tragen. Das Volk schien mir hier im Mittelalter stehen geblieben und eingerostet zu sein.

Der Weg fällt immer ab nach Ajaccio zu. Endlich sahen wir den herrlichen Golf. Es war fünf Uhr Abends als wir uns der Stadt nahten. Die reicher bebauten Hügel, Weingärten und Oliven und eine fruchtbare Ebne, das Campoloro genannt, in welches das Gravonetal am Golfe endigt, verkündigten die Hauptstadt Corsica's. Sie zeigte sich endlich als eine in den Golf gezogne Reihe von weißen Häusern zu Füßen einer Hügelkette und umgeben von Villen. Eine Allee von Ulmenbäumen führt längs des Golfs in die Stadt, und so betrat ich den kleinen Heimatsort des welterschütternden Mannes mit freudiger Erregung.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Ajaccio.

Ajaccio liegt am nördlichen Ende eines Golfes, welcher zu den herrlichsten der Welt gezählt wird. Seine beiden Uferlinien sind von ungleicher Länge. Die nördliche ist die kürzere; sie läuft in westlicher Richtung fort bis zur Punta della Parata, einer Landspitze, vor welcher die Isole Sanguinarie oder Blutinseln liegen. Die südliche Seite zieht sich von Nord nach Süd in vielen Einsprüngen weithin bis zum Cap Muro, um welches herumfahrend man in die Bai von Valinco gelangt.

Man sieht auf dem nördlichen Ufer keine, auf dem südlichen wenige Ortschaften und mehre Türme und Fanale. Das Nordende des Golfs überragen hohe Berge, unter ihnen der Pozzo di Borgo; es sind die Grenzgebirge des Gravonetals, welches in der fruchtreichen Ebne Campo di Loro endigt. Die Lage Ajaccio's hat Aehnlichkeit mit der Neapels.

Man behauptet, daß Ajaccio eine der ältesten Städte Corsica's sei. Die fabelnden Chronisten leiten sie von Ajax ab, andere von Ajazzo dem Sohne des trojanischen Fürsten Corso, welcher mit Aeneas in das Westmeer wanderte, Sica, eine Nichte der Dido, entführte und der Insel so den Namen Corsica gab. Nach den Angaben des Ptolemäus lag an diesem Golf Urcinium, welches das Adjacium des frühesten Mittelalters gewesen sein soll, und diese Stadt wird stets mit den

ältesten der Insel, mit Aleria, Mariana, Nebium und Sagona genannt, Städten die untergegangen sind.)

Das alte Ajaccio lag aber nicht auf der Stelle des heutigen, sondern auf einem nördlicher gelegenen Hügel, San Giovanni. Auf seiner Spitze liegen noch die Trümmer eines Castells, castello vecchio genannt, und ehedem sah man dort die Ruinen der alten Kathedrale, auf denen die Bischöfe von Ajaccio lange Zeit fortfuhren sich einweihen zu lassen. Sie sind verschwunden; nichts verrät mehr, daß hier eine Stadt gestanden habe. Aber man fand in den Weinbergen viele Römermünzen und große Gefässe von terra cotta in ovaler Form, Graburnen, welche jedesmal ein Skelett und einen Schlüssel enthielten. Man will dort auch die gewölbten Gräber der Maurenkönige gezeigt haben, welche verschwunden sind.

Die neue Stadt legte mit der Citadelle die Bank des heiligen Georg im Jahre 1492 an. Sie war der Sitz eines Leutnants des Gouverneurs von Bastia, und erst im Jahr 1811 wurde sie zur Hauptstadt der Insel erhoben, auf Betreiben der Madame Letitia und des Cardinals Fesch, welche ihren und des Kaisers Geburtsort durch diese Erhebung auszeichnen wollten.

Von jenem Hügel San Giovanni übersieht man die Stadt und ihre Umgebung am besten. Sie gewährt das freundlichste Bild, das man sich vorstellen mag, und keine andere Stadt Corsica's kommt ihr gleich. Ihr Horizont ist unvergleichlich. Wolkenhohe Berge weit ins Land hinein, der majestätische Golf in azurblauem Licht, der Himmel des Südens und eine italienische Vegetation; man kann sich keinen besseren Verein denken, und da liegt nun ein schweigsam harmloses Städtchen von 11500 Einwohnern, im Laub der Ulmenbäume versteckt, und gebietet über eine Gegend, welche bestimmt zu sein scheint, eine Weltstadt zu tragen.

Ajaccio steht auf einer Landzunge, deren Spitze das Castell

einnimmt. Auf ihr reiht sich die Stadt auf und zieht sich weiter zu beiden Seiten am Golf entlang. Die Allee von Ulmen und Platanen setzt sich in ihrer Hauptstraße, dem Cours Napoleon, fort. Denn diese ist eigentlich die Fortsetzung der Straße von Corte. Man hat sie zum Teil in die Felsen sprengen müssen, von denen zwei noch an ihrem Eingange und an den Häusern stehn. In diesem Corso verwandeln sich die Ulmen in Orangenbäume von ziemlicher Höhe, welche der Straße ein festliches und reiches Ansehn geben. Die Häuser sind hoch aber ohne schöne Architectur. Charakteristisch sind die grauen Jalousien, welche man in Corsica liebt, während sie in Italien von einer muntern grünen Farbe zu sein pflegen. Dieses Grau stumpft die Gebäude ab und macht sie monoton. Alle ansehnlicheren Häuser des Corso stehn auf der rechten Seite, das kleine Gabrieltheater, die zierliche Präfectur und eine Militärcaserne.

Mich überraschte die ländliche Stille auf allen diesen Straßen; nur ihre Namen rufen den Wandrer an und erzählen die Geschichte Napoleons. Da liest man cours Napoléon, rue Napoléon, rue Fesch, rue Cardinal, place Letitia und rue du roi de Rome. Die Erinnerung an Napoleon ist die eigentliche Seele der Stadt, und so geht man einher in Gedanken an den wunderbaren Menschen und an seine Kindheit, aus einer Gasse in die andere, und bald sind sie alle durchwandert. Parallel mit dem Cours Napoleon läuft die Straße Fesch. Jene führt auf den breiten Platz des Diamanten am Meer, welcher eine köstliche Aussicht auf den Golf und sein südliches Ufer gewährt; diese endigt in dem Marktplatz und führt nach dem Hafen. Das nun sind die beiden Hauptstraßen Ajaccio's und seine beiden Hauptplätze. Kleine Seitengassen verbinden sie und durchschneiden alle die Landzunge. Die Stille ist so recht einladend zum Erinnern, und so still liegt auch der blaue Golf vor den Blicken ausgebreitet. Man sieht ihn

fast aus jeder Straße. Nirgend bleibt das Auge in Mauern gefangen, denn die Hauptstraßen sind breit, die Plätze groß, mit grünen Bäumen bepflanzt, und Meer und Oelberge, welche hart über dem Städtchen aufsteigen, blicken überall herein wo man gehn und stehen mag. Ajaccio ist Landstadt und Seestadt zugleich, man lebt dort mitten in der Natur.

Abends belebt sich der Corso und der Diamantplatz mit Wandelnden, welche die Kühle genießen wollen. Die Musikbande spielt; in Gruppen geht, steht das Volk umher. Die Frauen tragen meist schwarze Schleier, die vom Mittelstande die malerische Faldetta. Man kann sich einbilden, irgendwo auf einer spanischen Küste zu stehn.

Die Ajacciner haben wahrlich die schönsten Promenaden der Welt, sei es auf dem Platz der einen so märchenhaften Namen führt, oder längs des Golfes unter Ulmenalleen und Wein- und Olivengärten. Ich kenne wenige Plätze, die eine so schöne Ansicht gewährten, als dieser Diamantplatz von Ajaccio. Unmittelbar an ihm rauschen die Meereswellen, nach der Landseite zu schließen ihn freundliche Häuserreihen, darunter ein stattliches Militärhospital und ein zierliches Seminar der Priester, und hart über ihm steht ein grüner Berg. Eine steinerne Wehr faßt ihn gegen den Golf ein; mit wenigen Schritten ist man am Strand, welchen eine Allee umkränzt.

Ich fand nichts Angenehmeres in Ajaccio als in der Abendfrische, wenn der Westwind über den Golf wehte, auf jenem Diamantplatze zu lustwandeln oder auf der Wehr zu sitzen und an dem zauberischen Panorama von Meer und Bergen mich zu waiden. Der Himmel Italiens stralt dann im feenhaften Licht; die Luft ist so klar, daß die Milchstraße und der Venusstern lange Schimmer über den Golf werfen und die Wellen von einem sanften Glanze wiederscheinen. Wo sie schwanken oder ein vorübergleitender Kahn Furchen hinter sich zieht, erzittern sie von phosphorescirenden Funken. Gerade über

hüllt sich das Ufer in Nacht; Fanale brennen auf den Landspitzen, und an den Bergen sieht man mächtige Feuer lodern. Dort brennt man nämlich um die Zeit des August die Buschwälder nieder, um urbares Land zu gewinnen, welches durch die Asche zugleich gedüngt wird. Ich sah diese Feuer viele Tage lang fortbrennen. Tags wälzen sie weiße Dampfwolken über die Berge, Nachts leuchten sie über dem Golf wie Vulkane, und dann wird die Aehnlichkeit mit Neapel überraschend. Man kann also jeden Abend auf dem Diamantplatz von Ajaccio die herrlichste Illumination genießen.

Auch der Marktplatz ist nicht minder schön, wenn auch seine Aussicht nicht so umfassend ist. Man übersieht von ihm den sichern und prächtigen Hafen, der durch einen granitnen Molo, eine Anlage Napoleons, begrenzt wird. Ein schöner Kai von Granit schließt die Hafenseite des Marktplatzes, der mit Bäumen bepflanzt gar ländlich und friedlich aussieht. An seinem Eingange steht Ajaccio's Hauptbrunnen, ein großer Würfel von Marmor, aus dessen Seiten das Wasser in halbrunde Becken strömt. Er ist vom Morgen bis zum Abend umlagert, und niemals konnte ich diese Gruppen von Wasser schöpfenden Frauen und Kindern betrachten, ohne an die Brunnenscenen des alten Testamentes zu denken. In einem heißen Lande ist die Wasserquelle wahrhaft die Quelle der Poesie und der Geselligkeit; Feuerherd und Brunnen sind wol die altgeheiligten Sammelpunkte der menschlichen Gemeinschaft. — Die Weiber schöpfen hier nicht mehr mit den antiken Erzgefässen wie in Bastia, sondern mit kleinen Tonnen oder Steinkrügen von Terra Cotta, über deren Oeffnung ein Henkel geschlagen ist. Auch diese Krüge sind althergebracht; sie haben aber auch Steingefässe mit langem schmalem Halse, welche ganz und gar etruskisch aussehen. Die armen Leute auf der unfruchtbaren Insel Capraja erwerben sich zum Teil ihren Unterhalt mit der Anfertigung solcher Gefässe, welche weit und breit versendet werden.

Auf demselben Marktplatz steht vor dem Hafen und dem Stadthause eine Marmorstatue Napoleons, auf einem übertrieben hohen und unschönen Piedestale von Granit. Die Inschrift lautet: dem Kaiser Napoleon seine Vaterstadt am 5. Mai 1850, im zweiten Jahre der Präsidentschaft Louis Napoleons. Lange hatte sich Ajaccio um ein Denkmal Napoleons bemüht und immer vergeblich. Die Ankunft eines Kunstwerks in Corsica war daher ein nicht kleines Ereigniß. Nun traf es sich, daß die Familie Bonaparte einst dem Herrn Ramolino die Statue eines Ganymed schickte. Als diese ausgeschifft wurde und das Volk sie erblickte, hielt es den Adler des Zeus für den Kaiseradler, den Ganymed aber für Napoleon. Es sammelte sich auf dem Marktplatz und verlangte, daß man die Bildsäule sofort auf dem Brunnenwürfel aufstelle, damit man endlich den großen Mann in Marmor vor sich habe. Indem die wackern Corsen den trojanischen Jüngling zu ihrem Landsmanne Napoleon machten, schienen sie die Fabel der Chronisten zu bestätigen, daß die Ajacciner von einem trojanischen Prinzen abstammen.

Eigentlich war die schöne Napoleonbildsäule des Florentiners Bartolini für Ajaccio bestimmt; man wurde indeß um den Preis von 60,000 Franken nicht einig, und so schmückt Bartolini's Werk Ajaccio nicht. Die Statue Napoleons auf dem Marktplatz ist eine mittelmäßige Arbeit Laboureurs; nur ihre Stellung im Angesicht des Golfs hebt sie zur vortrefflichsten Wirkung. Sie ist eine Consularstatue. Der Consul blickt vom Sockel auf das Meer, von der winzigen Vaterstadt in das Element hinausgewendet. Er trägt die römische Toga und auf dem Haupt einen Lorbeerkranz; die rechte Hand hält ein Steuerruder, welches auf der Weltkugel aufsteht. Die Idee ist gut, denn im Angesicht des Golfs ist das Steuerruder ein ganz natürliches Symbol, zumal in der Hand des Insulaners. Der Beschauer verweilt hier bei der Geschichte nicht des voll-

endeten, sondern des werdenden Herrschers, indem er die kleine Welt von Ajaccio um sich her sieht, auf welcher der gewaltigste Mensch Europa's als Kind und Jüngling umherging, nicht wissend wer er sei und wozu ihn das Geschick bestimmt hatte. Dann schweift die Erinnerung wieder auf das Meer und in diesem Golfe hier sieht sie das Schiff ankern, welches den General Bonaparte von Egypten nach Frankreich trug. Nachts saß er am Bord und durchflog mit hastiger Seele die Journale, die man in Ajaccio für ihn auftreiben konnte, und hier war es, wo er den Entschluß faßte, jenes Steuerruder zu ergreifen, mit dem er dann nicht Frankreich allein, sondern ein Kaisertum und die halbe Welt regieren sollte, bis es in seinen Händen zerbrach, und der Mann von Corsica an der Insel Sanct Helena scheiterte.

Dem Maestrale nicht ausgesetzt wie die Bai von S. Fiorenzo, sondern vor allen Stürmen geschützt, könnte dieser Golf die größesten Flotten beschirmen. Aber der Hafen ist todt, denn es mangelt der Verkehr. Einmal in der Woche kommt ein Dampfschiff aus Marseille und bringt Nachrichten aus der Welt und Gebrauchsartikel. Ich hörte oft die Corsen klagen, daß die Vaterstadt Napoleons, obwol durch eine unvergleichliche Lage und Zone so sehr begünstigt, nichts mehr sei als ein Städtchen irgend einer Provinz von Frankreich. Wie gering der Absatz der Waaren und wie dürftig die heimische Industrie ist, zeigt gleich ein Umgang auf dem Marktplatze, wo die meisten Verkaufsläden im Untergeschoß der Häuser sich befinden. Man sieht keinen Luxusladen, nur das notdürftigste Handwerk, namentlich Schneider und Schuhmacher; was nach Luxuswaaren aussieht, hat ein veraltetes und verlegenes Ansehn.

Ich fand eine einzige Buchhandlung in Ajaccio, aber auch diese ist mit einem Kleinwaarenlager verbunden, und Seife, Band, Messer und Flechtwerk verkauft man dort neben Büchern.

Doch hat das Stadthaus eine Bibliothek von 27,000 Bänden. Lucian Bonaparte hat zu ihr den Grund gelegt, und man sagt, er habe sich durch diese Büchersammlung größere Verdienste um Corsica erworben als durch seine Epopöe in zwölf Gesängen: La Cyrneide. Auch die Präfectur besitzt eine schätzenswerte Bibliothek, namentlich ist ihr Archiv reich an Documenten corsischer Geschichte.

Im Stadthause wird auch die Bildersammlung aufbewahrt, welche der Cardinal Fesch seiner Vaterstadt vermacht hat. Es sind 1000 Bilder an der Zahl. Die armen Bürger von Ajaccio können diese Gemälde nicht aufstellen, weil sie kein Museum dafür haben. Sie liegen also schon seit Jahren in der Rumpelkammer. Fesch bestimmte auch sein Haus zu einer Stiftung, erst für die Jesuiten, dann zu einem Collegium, welches nun seinen Namen trägt. Es besteht aus einem Principale und 12 Lehrern für verschiedene Wissenschaften.

Groß ist die Armut Ajaccio's an Anstalten, wie an öffentlichen Gebäuden. Sein größter Schatz ist das Haus Bonaparte.

Zweites Kapitel.

Die Casa Bonaparte.

Aus der Gasse S. Charles tritt man auf einen kleinen viereckigen Platz. Ein Ulmbaum steht dort vor einem gelbgrau übertünchten Hause von drei Stockwerken, mit plattem Dach und einem Balkonaufsatz darüber, mit sechs Fenstern Fronte und mit verbraucht aussehenden Thüren. An der Ecke dieses Hauses liest man die Aufschrift „Place Letitia.“

Keine Marmortafel sagt dem Fremden, der aus Italien kam, wo die Häuser großer Menschen ihre Inschriften tragen, daß er vor der Casa Bonaparte steht. Er klopft vergebens

an der Thüre; keine Stimme antwortet; alle Fenster sind mit grauen Jalousien versperrt, als befinde sich das Haus im Verteidigungsstande der Vendetta. Kein Mensch zeigt sich auf dem Platze. Alles ringsum ist todt und scheint hinweggestorben oder hinweggescheucht von dem Namen Napoleon.

Endlich erschien ein alter Mann an einem Fenster der Nachbarschaft und beschied mich nach zwei Stunden wiederzukommen, wo er mir den Schlüssel besorgen wollte.

Bonaparte's Haus, seither wenig verändert, wie man mir versicherte, ist, wenn auch kein Palais, so doch immer die Wohnung einer angesehenen Familie gewesen. Dies zeigt sein Aussehn, und geradezu ist es ein Palast zu nennen im Vergleich mit der Dorfcapanne, in welcher Pasquale Paoli geboren wurde. Es ist geräumig, wohnlich und sauber. Aber alle Meubel sind aus den Zimmern verschwunden, nur die Tapeten hat man auf den Wänden gelassen, und auch sie sind veraltet. Der Fußboden, welcher nach corsischem Gebrauch mit kleinen sechskantigen roten Fliesen ausgelegt ist, zeigt sich schon hie und da schadhaft. Ganz unheimlich machte die Zimmer ihre Leere und ihre Dunkelheit bei verschlossenen Läden.

Einst glänzte dieses Wohnhaus zur Zeit der schönen Letitia von einem großen Familienleben und von froher Gastlichkeit, heute gleicht es einem Todtengewölbe, und vergebens sucht man nach einem Gegenstande umher, an dem die Phantasie einen Anhalt für die Geschichte der rätselhaften Bewohner fände.

Ich weiß nicht, wann das Haus gebaut wurde, doch schwerlich ist es alt. Damals beherrschte Genua die Insel, und vielleicht erfüllte Ludwig XIV. die Welt mit seinem und mit Frankreichs Ruhme. Ich dachte an die Zeit, da der Meister dieses Haus richtete und seinen üblichen Segen sprach, und nach geheiligter Sitte die Sippschaft die Familie hineingeleitete, welche es hatte bauen lassen; ahnungslos, daß einst das launenhafte Schicksal Kaiser- und Königskronen über dieses Dach

ausschütten würde, und daß es die Wiege eines länderverschlingenden Fürstengeschlechtes werden sollte.

Die erregte Phantasie sucht sie in diesen Zimmern und sieht sie um ihre Mutter versammelt, Kinder, gewöhnlich wie andere Menschenkinder, Schulbuben, welche bei ihrem Plutarch oder Julius Cäsar schwitzen, vom ernsten Vater und von dem Großonkel Lucian gemeistert, und die drei jungen Schwestern, welche sorglos und ziemlich wild aufwachsen wie ihre Nachbarinnen in der halbbarbarischen Inselstadt. Da ist Joseph, der älteste, da Napoleon, der zweitgeborne, Lucian, Louis, Jerome, da Caroline, Elise und Pauline, die Kinder eines Notars von mittelmäßigem Einkommen, der mit den Jesuiten von Ajaccio unausgesetzt und vergebens Processe führt, ein ihm bestrittenes Gut zu gewinnen, dessen seine sehr zahlreiche Familie benötigt ist. Denn die Zukunft seiner Kinder macht ihm Sorgen. Was werden sie einmal in der Welt werden, und auf welche Weise ein wolhabendes Dasein sich sichern? —

Und siehe da! dieselben Kinder langen sich eines Tages eins nach dem andern die mächtigsten Kronen der Erde, reißen sie von den Häuptern der unnahbarsten Könige Europa's, tragen sie vor aller Welt, lassen sich von Kaisern und Königen als Brüder und Schwäger umarmen, und große Völker fallen zu ihren Füßen und geben den Söhnen des Notars von Ajaccio Blut und Vermögen preis. Napoleon ist europäischer Kaiser, Joseph König von Spanien, Ludwig König von Holland, Jerome König von Westfalen, Pauline eine Fürstin Italiens, Elise eine Fürstin Italiens, Caroline eine Königin von Neapel. So viele gekrönte Herrscher gebar und erzog in diesem kleinen Hause eine der Welt unbekannte Bürgerstochter einer kleinen kaum genannten Inselstadt, Letitia Ramolino, welche vierzehn Jahre alt einen eben so unbekannten Mann heiratete. Ihre Wehen waren wahrhaft Wehen der Weltgeschichte.

Es gibt kein Märchen aus tausend und einer Nacht, das

märchenhafter wäre als die Geschichte der Familie Bonaparte. Daß aber dieses Märchen in den ganz nüchternen Tagen der modernsten Zeit Wahrheit geworden ist, muß man als eine große That der Geschichte und als ein großes Glück betrachten. Hat es doch die Geschichte der Menschheit, welche durch die politische Regel in Verknöcherung versank und in einem legitimen Kastenwesen erstarrte, gewaltsam durchbrochen, neu bewegt, mit neuem Geist erfüllt und den Mann über das politische Schicksal gestellt. Es hat die Menschenkraft und Menschenleidenschaft vom Banne der traditionellen Ständebeschränkungen losgerissen, und gezeigt, daß der Einzelne, auch wenn er im Staube geboren ist, alles werden darf, weil die Menschen sich gleich sind. Daß nun die Geschichte der Bonaparte märchenhaft erscheint, ist allein die Schuld der mittelalterigen Zustände, in denen sich das Leben noch bewegt und jener überkommenen Ansichten von den unerschütterlichen Unterschieden der Gesellschaft. Napoleon ist der politische Faust. Nicht in seinen Schlachten, sondern in seinem revolutionären Wesen liegt seine weltgeschichtliche Größe. Er hat die legitimen Götter der Tradition gestürzt. Die Geschichte dieses prädestinirten Menschen ist darum sehr einfach, menschlich und natürlich, aber heute kann sie noch nicht geschrieben werden.

Auch die Geschichte ist Natur. Es gibt eine Kette von Ursachen und von Wirkungen, und was wir Genie oder einen großen Menschen nennen, ist immer das Resultat von bestimmten Bedingungen und notwendig.

Ein mehr als tausendjähriger fast ununterbrochener Kampf Corsica's mit seinen Bezwingern war vorangegangen, ehe der große Sieger Napoleon geboren wurde, in dessen Natur sich dies felsenfeste Eiland und dies im Schlachtenkampf gestählte, auf engstem Raum zusammengedrängte Inselvolk ein Organ geschaffen hat, dessen Gesetz war: die Schrankenlosigkeit. Dies ist die Reihe aufwärts, der corsische Bandit, der corsische

Soldat, Renuccio della Rocca, Sampiero, Gaffori, Pasquale Paoli, Napoleon.

Ich trat in ein kleines Zimmer mit blauen Tapeten und zwei Fenstern, von denen das eine nach einem Hofbalkon, das andere nach der Straße geht. Man sieht darin einen Wandschrank hinter einer Tapetenthüre, und einen Kamin, der mit gelbem Marmor eingefaßt und mit mythologischen Reliefs geziert ist. In diesem Zimmer kam am 15. August 1769 Napoleon zur Welt. Es ist doch ein seltsames Gefühl, welches die Seele auf einer Stätte ergreift, wo ein großer Mensch geboren ward. Es ist, als werfe man einen Blick hinter den Vorhang der Natur, wo sie die Organe ihrer Bewegung schafft. Aber nichts erkennt der Mensch als das Erscheinende, und nach dem Wie fragt er stets vergebens. Vor den Geheimnissen der Natur zu stehen und die leuchtenden Gestalten bewundernd anzuschauen, die dem Dunkel entsteigen, das ist auch Religion. Den Denkenden ergreift wol nichts so tief als der gestirnte Himmel der Nacht, und als der gestirnte Himmel der Weltgeschichte.

Noch andere Räume zeigt man, den Tanzsaal der Familie, das Zimmer der Madame Letitia, das kleine Zimmer Napoleons, wo er schlief, und das, worin er arbeitete. Es sind dort noch die beiden kleinen Wandschränke zu sehen, in denen seine Schulbücher standen. Auch jetzt stehen Bücher darin. Neugierig griff ich darnach, als ob es die Napoleons gewesen wären; es waren vergilbte Rechtsbücher, theologische Dinge, ein Livius, ein Guicciardini und andere, wol Eigentum der Familie Pietra Santa, die mit den Bonaparte verwandt ist und gegenwärtig ihr Haus besitzt.

In diesem Hause ist es gut die Jugendgeschichte Napoleons sich zu vergegenwärtigen, welche noch immer nicht gehörig begründet ist. Was ich davon weiß, hörte, las, will ich erzählen. Vieles verdanke ich dem eben erschienenen Buche eines Corsen

Nasica: Mémoires sur l'enfance et la jeunesse de Napoléon jusqu'à l'age de vingt-trois ans. Das Buch ist dem Neffen des Onkels gewidmet, geistlos geschrieben, aber es enthält unbezweifelt richtige Thatsachen und einige schätzenswerte Documente.

Drittes Kapitel.

Die Familie Bonaparte.

Der Ursprung der Bonaparte ist gar nicht mehr mit Sicherheit zu ermitteln. Niedrige Schmeichelei hat die lächerlichsten Dinge herbeigezogen, um Napoleon die ältesten und höchstgestellten Ahnen zu geben. Man hat sogar einen Stammbaum angefertigt, welcher mit Emanuel II., dem achten Kaiser aus dem Hause der Comnenen anhebt, dessen zwei Söhne nach dem Falle Constantinopels unter dem Namen Bonaparte erst nach Corfu, dann nach Neapel, nach Rom und Florenz gegangen sein sollen. Von ihnen stammen dann lächerlicher Weise die corsischen Bonaparte ab.

Daß die Familie der Bonaparte im Mittelalter eine Rolle unter den Signoren italienischer Städte spielte, ist geschichtlich erwiesen. Sie waren in das goldne Buch von Bologna, unter die Patricier von Florenz und in das Adelsbuch von Treviso eingeschrieben. Als Napoleon Schwiegersohn Oesterreichs geworden war, ließ der Kaiser Franz Nachforschungen über dessen Familie anstellen und übersandte seinem Schwiegersohne einige Documente, welche beweisen sollten, daß die Bonaparte lange Zeit Herren von Treviso gewesen seien. Napoleon dankte und entgegnete, er finde sich geehrt genug, der Rudolf von Habsburg seines Stammes zu sein. Und auch sonst beseitigte er die alten Adelsdiplome, die man ihm vorkramte, mit dem Worte: ich datire meinen Adel von Millesimo und von Montenotte.

Ich habe an einer andern Stelle die Vermutung ausgesprochen, daß der Name Bonaparte eine Italianisirung des longobardischen Namens „Bonipert“ sei, welcher sich in Urkunden des achten Jahrhunderts in tuscischen Landen häufig findet. Wann die Bonaparte nach Corsica kamen, ist ungewiß. Muratori hat ein Document vom Jahr 947 angeführt, in welchem drei corsische Signoren Othon, Domenico und Guido dem Klosterabt Silverio von Monte Cristo ihre Besitzung Venaco in Corsica schenken; unter den Zeugen, welche dieses Instrument in Mariana zeichnen, befindet sich auch ein Bonaparte. Es müßte demnach die Familie oder vielmehr ein Zweig derselben schon frühe aus Toscana nach Corsica gegangen sein. Andere vielleicht folgten in späteren Jahrhunderten nach, denn die toscanischen Bonaparte waren teils Guelfen, teils Ghibellinen und wurden abwechselnd mit der einen oder der andern Partei vertrieben. Man weiß, daß einige von ihnen in die Lunigiana, nach Sarzana, gingen und in den Dienst der mächtigen Herren Malaspina traten, mit denen sie, wie ich behaupten möchte, auch nach Corsica wanderten. Ein anderer Zweig blieb in Toscana und machte sich hier ganz heimisch, erst in Florenz, dann in dem Castell San Miniato al tedesco. Die Familie hatte ihre Gruft in Santo Spirito zu Florenz, und dort las ich im Kreuzgang des Convents auf einem Grabstein diese Inschrift:

S. di Benedeto
Di Piero di Giovanni
Buonaparte. E di sua Descendenti.

Das Wappen zeigt über und unter den Querbalken je einen Stern, bezeichnend genug, denn zweimal ist der Stern über dem Hause Bonaparte aufgegangen.

In San Miniato blieben noch bis auf Napoleons Zeit Glieder seiner Familie. Nach seiner Expedition von Livorno

fand er dort einen alten Canonicus Filippo Bonaparte, welcher den jungen Helden zu seinem Erben einsetzte und im Jahre 1799 starb.

Was die Bonaparte in Ajaccio betrifft, so steigen sie mit Sicherheit auf bis zum Messire Francesco, der im Jahre 1567 starb; ohne Zweifel war der corsische Zweig der Bonaparte von Sarzana herüber gekommen. Ich gebe der Uebersicht wegen diese Stammtafel:

Francesco Bonaparte 1567.
|
Gabriele Bonaparte Messire,
baute in Ajaccio Türme gegen die Barbaresken.
|
Geronimo Bonaparte Egregius, procurator nobilis,
Haupt der Aeltesten von Ajaccio.
|
Francesco Bonaparte,
Capitano der Stadt.

Sebastiano Bonaparte.	Fulvio Bonaparte.
Carlo Bonaparte nobilis.	Lodovico Bonaparte 1632, vermält mit Maria von Gondi.
Giuseppe Bonaparte, Aeltester der Stadt.	
Sebastiano Bonaparte, magnificus, Aeltester der Stadt. 1760.	Luciano Bonaparte, Archidiaconus.
Carlo Maria Bonaparte, geb. 29. März 1746, Vater Napoleons, vermält mit Letitia Ramolino.	

Die Bonaparte haben keine Rolle in der corsischen Geschichte gespielt. Angesehn in ihrer Stadt, von den Genuesen, welchen diese gehorsam blieb, mit Titeln als Edle geehrt, beschränkten sie sich auf die Teilnahme an der bürgerlichen Verwaltung. Erst mit Carlo Bonaparte wird dieser Name im ganzen Lande Corsica angesehn und geschichtlich.

Napoleons Vater war am 29. März 1746 in Ajaccio geboren, in einer stürmischen Zeit, da die Corsen alle ihre Kraft zusammen nahmen, um das Genuesenjoch abzuschütteln. Gaffori war damals Haupt der Corsen, Pasquale noch in der Verbannung zu Neapel. Bei den Bonaparte in Ajaccio war es Sitte geworden, ihre Kinder nach Toscana zur Ausbildung zu schicken, und besonders sie in Pisa studiren zu lassen. Denn sie erinnerten sich ihres florentinischen Adels, welchen sie geltend zu machen nie aufhörten. Carlo selbst nannte sich Nobile und Patrizier von Florenz. Er machte seine ersten Studien auf Paoli's neu gestifteter Hochschule in Corte und dann ging auch er nach Pisa, wo er viele Landsleute fand. Er studirte die Rechtswissenschaften, und man erzählt von ihm, daß er sich durch seine Kenntnisse Achtung und durch seine Freigebigkeit Neigung zu gewinnen wußte. In sein Vaterland zurückgekehrt, nachdem er zum Doctor der Rechte promovirt war, wurde er der beliebteste Advocat Ajaccio's.

Carlo Bonaparte, sehr schön, beredt und von glänzendem Verstande, erregte die Aufmerksamkeit Paoli's, welcher einen richtigen Blick für die Menschen zu haben pflegte. Er zog ihn an sich und wußte ihn in Staatsgeschäften zu gebrauchen. Im Jahre 1764 lernte der junge Advocat das schönste Mädchen von Ajaccio kennen, Letitia Ramolino, welche 14 Jahre alt war. Beide entbrannten in heftiger Neigung für einander, aber die Ramolini waren genuesisch gesinnt und wollten ihre Tochter einem Paolisten nicht zum Weibe geben. Da legte Paoli selbst sich ins Mittel und wußte die Eltern Letitia's zu gewinnen. Ihre Mutter hatte als Wittwe Herrn Fesch geheiratet, Capitän im Schweizerregiment in genuesischen Diensten, und aus dieser Ehe stammte der nachherige Cardinal Fesch.

Den jungen Carlo machte unterdeß Paoli zu seinem Secretär und nahm ihn mit sich nach Corte, dem Sitze der Regierung. Nur ungern folgte Letitia. Nun brach die Katastrophe über

die Corsen herein; die Franzosen hatten nach dem Vertrage von Fontainebleau bereits die Insel betreten; das Volk war zu einem Parlament zusammen gekommen, um über die zu nehmende Entschließung zu ratschlagen. Hier stimmte Carlo Bonaparte in einer feurigen Rede für den Krieg gegen Frankreich.

Nach der unglücklichen Schlacht von Ponte nuovo, da alles sein Heil in der Flucht suchte und die Franzosen bereits Corte sich näherten, flüchteten einige hundert angesehene Familien auf den Monte Rotondo, unter ihnen auch Carlo Bonaparte und sein Weib, welches gerade mit Napoleon schwanger ging. Der Berg bot einen traurigen Anblick von Verzweifelnden und Wehrlosen, von Weibern und Kindern. So vergingen Tage der Angst und Ungewißheit in jenen Wildnissen unter den Ziegenhirten. Endlich erschienen französische Officiere mit der Friedensfahne, Gesandte des Grafen Devaux, welcher in Corte eingerückt war. Sie kündigten den Flüchtlingen an, daß die Insel unterworfen und Paoli im Begriffe sei, sich einzuschiffen, daß sie nichts zu fürchten hätten und in ihre Heimat herabsteigen könnten. Sogleich schickten die Flüchtlinge eine Deputation nach Corte, an deren Spitze Carlo Bonaparte und Lorenzo Giubega von Calvi standen, und nachdem diese Abgesandten Sicherheitspässe für alle ihre Familien empfangen hatten, kehrten sie auf den Monte Rotondo zurück, um diese abzuholen.

Bonaparte stieg mit seinem Weibe ins Niolo, um auf diesem schwierigeren Wege nach Ajaccio zu gelangen. Sie mußten den Liamone passiren, und da dieser Fluß angeschwollen war, kam Letitia in Gefahr zu ertrinken. Nur ihr Mut und die Schnelligkeit ihrer Begleiter retteten sie. Carlo wollte nun Paoli, seinen Gönner und Freund, ins Exil begleiten, indem er es für schimpflich hielt, in Corsica zu bleiben, nachdem das gemeinsame Vaterland in Franzosengewalt gefallen war.

Aber die Bitten seines Onkels, des Archidiaconus Lucian und die Tränen seines Weibes vermochten ihn von diesem verzweifelten Gedanken abzubringen. Er kehrte nach Ajaccio zurück und wurde dort unter französischem Regiment Assessor des königlichen Gerichtshofes. Marbeuf behandelte ihn mit Auszeichnung; durch seine Verwendung erhielt er für seinen ältesten Sohn Joseph eine Stelle im Seminar zu Autun, für seinen zweitgebornen Napoleon eine in der Militärschule zu Brienne. Marbeuf, der Eroberer Corsica's war es also, welcher dem jungen Napoleon seine Laufbahn möglich machte. Er besuchte das Haus Bonaparte sehr häufig und verlebte in der Gesellschaft der schönen Letitia manche angenehme Stunde; dies und die Gönnerschaft, welche der französische Graf dem jungen Napoleon schenkte, hat dessen Feinde veranlaßt, ein scandalöses Gerücht über Marbeufs Verhältniß zu Letitia zu verbreiten.

Uebrigens war Marbeuf dem Vater Napoleons verpflichtet. Als nämlich der General Narbonne-Fritzlar in Corsica gegen jenen intriguirte, um den Oberbefehl zu erhalten, stimmte Carlo das französische Ministerium dahin, Marbeuf in der Regierung Corsica's zu belassen. Diesen Dienst vergalt ihm der Graf mit seiner Freundschaft, mit seinem Wolwollen und mit der Empfehlung des jungen Militärschülers Napoleon an die einflußreiche Familie Brienne. Carlo zeigte Marbeuf auf jede Weise seine Anhänglichkeit; ich las von ihm ein Sonett auf den Grafen, welches ich nicht mitteilen will, weil es unbedeutend ist.

Im Jahre 1777 wurde Napoleons Vater Deputirter des Adels für Corsica und reiste über Florenz nach Paris. Noch einmal begab er sich dahin, um seinen Proceß mit den Jesuiten von Ajaccio wegen gewisser Besitzungen zu Ende zu führen. Darüber starb er in seinem 39sten Jahre zu Montpellier an demselben Magenübel, an welchem auch sein Sohn Napoleon sterben sollte, im Februar 1785. In den Phantasien des

Todes träumte er beständig von Napoleon, ein Beweis, daß er auf diesen Sohn alle seine Hoffnungen gesetzt hatte; er rief sterbend: „Wo ist Napoleon, warum kommt er nicht mit seinem großen Degen seinem Vater zu helfen?“ In den Armen seines Sohnes Joseph verschied er. Man begrub ihn in Montpellier. Als Napoleon Kaiser geworden war, machten ihm die Bürger dieser Stadt den Antrag, seinem Vater ein Denkmal zu errichten. Napoleon aber antwortete, daß man die Todten solle ruhen lassen, denn wenn er seinem Vater, der nun schon so lange todt sei, eine Statue setze, so würden sein Großvater und sein Urgroßvater mit demselben Recht eine gleiche verlangen. Später ließ Louis Bonaparte, König von Holland, seines Vaters Leiche ausgraben und in St. Leu beisetzen.

Napoleon war, als Carlo Bonaparte starb, auf der Schule in Paris. Dies ist der Trostbrief, welchen der 16jährige Jüngling an seine Mutter schrieb:

Paris, den 29. März 1785.

Meine teure Mutter!

Heute hat die Zeit die ersten Ausbrüche meines Schmerzes ein wenig beruhigt, und ich beeile mich Ihnen die Dankbarkeit zu bezeugen, welche mir die Güte einflößt, die Sie immer für uns gehabt haben. Trösten Sie sich, meine teure Mutter. Die Umstände gebieten es. Wir werden unsre Sorge und unsre Erkenntlichkeit verdoppeln und glücklich sein, wenn wir durch unsern Gehorsam Sie in Etwas für den unschätzbaren Verlust eines geliebten Gatten entschädigen können. Ich schließe, meine teure Mutter; mein Schmerz befiehlt es, indem ich bitte, daß Sie den Ihrigen besänftigen. Meine Gesundheit ist ausgezeichnet und alle Tage bitte ich den Himmel, Ihnen eine ähnliche zu schenken. Bringen Sie meine Hochachtung der Tante Gertrud, Minana Saveria, Minana Fesch 2c.

P. S. Die Königin von Frankreich ist mit einem Prinzen

niedergekommen, genannt Herzog der Normandie, am 27. März, 7 Uhr des Abends.

Ihr sehr ergebener und affectionirter Sohn:
Napoleon de Bonaparte.

Wenn dieser lakonische Brief des jungen Napoleon ächt ist, so ist er noch etwas mehr wert, als der Trostbrief Seneca's an seine Mutter Helvia.

Carlo war ein Mann von glänzenden Eigenschaften, ein klarer Verstand, ein warmer Redner, ein Patriot und doch wie man gesehn hat wol fügsam in die Umstände und von politischer Lebensklugheit. Er liebte Glanz und Verschwendung. Bei seinem Tode war Madame Letitia erst 35 Jahre alt und hatte ihm schon 13 Kinder geboren, von denen 5 gestorben waren. Jerome lag noch in der Wiege.

Das Haupt der Familie wurde der Archidiaconus Lucian, welcher das Familienvermögen verwaltete. Die Bonaparte besaßen einige Landgüter, Weinberge und Heerden.

Viertes Kapitel.

Napoleons Knabenjahre.

Ich bin auch ein sterblicher Mensch,
Gleich wie die andern, geboren
Vom Geschlecht des ersten geschaffenen Menschen.
Weisheit Salomonis.

Es hat einen großen Reiz, einen außergewöhnlichen Menschen als Kind und in dem Alter sich vorzustellen, wo er unter seinesgleichen verloren noch schicksalslos ist. Man fühlt sich versucht schon in der Kindesphysiognomie die Züge der Mannesgröße zu erraten; aber die Kindheit ist ein tiefes Mysterium, und wer kann in ihr die Gestalt des Genius oder des Dämon entdecken, wer gar die geheimnißvolle Macht wahrnehmen, die

das schlummernde Ungeheure plötzlich ergreift und in die Zeit hinaussetzt.

Ich sah in den Uffizien von Florenz die Marmorbüste eines Knaben. Ihr unschuldiges Kinderlächeln zog mich an und mit Vergnügen betrachtete ich sie. Auf dem Sockel stand geschrieben: Nero.

Von der ersten Kinderzeit Napoleons ist nicht viel bekannt. Seine Mutter war beim Feste der Assunta in der Kirche, als sie die Geburtswehen empfand. Sie hatte nicht mehr Zeit, ihr eignes Zimmer zu erreichen, sondern gebar in dem kleinen Cabinet und wie man erzählt, auf einem Teppich, welcher Scenen aus der Heldengeschichte der Iliade darstellte. Ihre Schwägerin Gertrude verrichtete die Hebammendienste. Es war 11 Uhr des Morgens, da Napoleon zur Welt kam.

Er wurde erst am 21. Juli 1771 getauft, also fast zwei Jahre nach seiner Geburt, und zusammen mit seiner bald verstorbenen Schwester Maria Anna. Man erzählt, daß er sich heftig sträubte, als der Priester ihn mit Weihwasser begießen wollte; vielleicht wollte er sich selber taufen, wie er sich später selber krönte, dem Papst die Krone aus den Händen nehmend.

Als Knabe zeigte er ein heftiges Temperament und war in fortdauerndem Zank mit seinem ältesten Bruder Joseph. In den kindlichen Prügelscenen war Joseph immer der Zerzauste, und wenn er klagen lief, bekam Napoleon Recht. Zuletzt wurde Joseph dem kleineren Bruder ganz untertan, und die Familie schien Napoleon als das Haupt der Geschwister schon in früher Zeit betrachtet zu haben. Auf seinem Todtenbette sagte der Archidiaconus Lucian zu Joseph: „Du bist der älteste der Familie, aber dort steht ihr Haupt, das sollst du nicht vergessen.“

Wir wollen es gerne glauben, daß der Knabe Napoleon eine unbezähmbare Leidenschaft für das Militär zeigte, und daß er nichts lieber that, als neben dem Militär in Ajaccio herlaufen. Er quälte seinen Vater mit Bitten, ihm eine Kanone

anzuschaffen, und noch lange zeigte man die kleine metallne Kanone im Hause Bonaparte, mit welcher dieser Pulverwolkensammler Zeus als Kind zu spielen pflegte. Bald erstreckte sich sein Ansehn über die Jugend von Ajaccio, und wie Cyrus die Hirtenkinder der Meder und Peter der Große seine Gespielen, vereinigte er die Kinder der Stadt in eine Soldatencompanie, welche gegen die feindliche Jungenschaft des Borgo tapfer zu Felde zog und Schlachten mit hölzernen Säbeln lieferte.

Im Jahre 1778 brachte ihn der Vater auf die Militärschule nach Brienne, wo der nachher berühmte Pichegrü sein Lehrer war. Man weiß, daß Napoleon dort anfangs sanft und fleißig sich zeigte. Nur bisweilen brach sein Temperament und reizbares Ehrgefühl gewaltsam hervor. Sein Quartiermeister verurteilte ihn eines Tags um eines Vergehens willen zu der schimpflichen Buße im Wollenkleide und auf den Knieen an der Thüre des Refectorium zu essen. Das konnte der Stolz des jungen Corsen nicht ertragen — er erbrach sich und bekam einen Nervenanfall. Der Père Petrault befreite ihn sofort von der Strafe indem er sich beklagte, daß man seinen besten Mathematiker so schmählich behandle.

Im Jahre 1783 ging Napoleon auf die Militärschule nach Paris um seine Studien zu vollenden, bereits trefflich gebildet, den Kopf voll Heldengestalten aus seinem geliebten Plutarch und das Herz durchdrungen von den Thaten seiner großen corsischen Väter, ein sprühend genialer Jüngling und ein ausgeprägter Charakter. Es gährte damals in der Welt und durch die Zeit ging der Geist großer Ereignisse. Es war eine lebenswerte Zeit voll Werdedrang und voll titanischem Ungestüm; sie gab der Natur den Befehl, in ihrer Werkstatt große Menschen zu bilden.

Der junge Officier Napoleon war im Jahre 1785 zu seinem Regiment nach Valence gegangen. Das erregte Gemüt suchte nach einem Ausdrucke seiner selbst. Er machte sich hier an die

Preisaufgabe der Akademie von Lyon: „Welches sind die Principien und die Institutionen, die man den Menschen geben muß, um sie glücklich zu machen“ — ein in jener humanistischen Periode beliebtes Thema, welches der Jüngling anonym löste. Später warf er das Manuscript ins Feuer als er Kaiser geworden war und Talleyrand dasselbe aus den Archiven von Lyon hervorgezogen hatte, um dem Mächtigen zu schmeicheln. Der junge Menschenbeglücker mußte den Tribut an seine Zeit entrichten, und auch die Sentimentalität war ein Zug in ihr. Was würde man wol dazu sagen, wenn eines Tages Napoleon als Autor eines sentimentalen Romans im Charakter des Richardson und Sterne Furore gemacht hätte? Er hatte mit einem seiner Freunde Demarris eine Reise auf den Mont Cenis unternommen, und zurückgekehrt, das Herz angenehm bewegt von seiner zärtlichen Neigung zu dem Fräulein Colombier in Valence, mit welchem er verstolne Rendezvous hatte und unschuldige Kirschen aß, setzte er sich an den Tisch und fing eine empfindsame Reise auf den Mont Cenis zu schreiben an. Er kam nicht weit damit; doch ist diese Anwandlung in der Seele Napoleons merkwürdig, und hatte er nicht auch in Egypten Werthers Leiden mit sich?

Noch Corse mit Leib und Seele schrieb er in Valence auch eine Geschichte der Corsen, eine schöne Aufgabe für einen jungen Napoleon. Das nicht vollendete Manuscript befindet sich in der Bibliothek zu Paris und wird nun herausgegeben werden. Er schickte es an Paoli, welchen er bewunderte, und der damals in der Verbannung zu London lebte. Dieses ist ein Teil seines begleitenden Schreibens an den großen Landsmann:

„Ich ward geboren als das Vaterland starb. Dreißigtausend Franzosen, auf unsre Küsten gespieen, der Tron der Freiheit in den Blutwellen versinkend, das war das verhaßte Schauspiel, welches zuerst meine Blicke erschreckte. Das Geschrei der

Sterbenden, das Geseufze der Unterdrückten, die Tränen der Verzweiflung umgaben meine Wiege seit meiner Geburt.

„Sie verließen unsre Insel, und mit Ihnen verschwand die Hoffnung des Glücks; die Sclaverei war der Preis unserer Unterwerfung. Unter der gehäuften Last der dreifachen Kette des Soldaten, des Gesetzgebers und des Steuereinnehmers, lebten unsre Landsleute in der Verachtung . . . in der Verachtung derjenigen, welche die Gewalt der Regierung in der Hand haben. Ist das nicht die grausamste der Martern die derjenige erleiden kann, welcher Gefühl hat?

„Die Verräter am Vaterlande, die feilen Seelen, welche die Liebe zu einem schmutzigen Lohne besticht, haben um sich zu rechtfertigen gegen die nationale Regierung und gegen Ihre Person im Besondern Verläumdungen ausgesät. Die Schriftsteller adoptiren sie und überliefern sie als Wahrheiten der Nachwelt.

„Indem ich sie las, geriet ich in Flammen, und ich habe beschlossen, diese Uebel, die Producte der Unwissenheit, zu zerstreuen. Ein frühe begonnenes Studium der französischen Sprache, gute Beobachtungen und Denkwürdigkeiten aus den Papieren der Patrioten geschöpft, setzen mich in den Stand sogar einigen Erfolg zu hoffen . . . Ich will Ihre Verwaltung mit der gegenwärtigen vergleichen . . . Ich will die Verräter der gemeinen Sache mit dem Pinsel der Schande in Schwarz malen . . . Ich will vor das Tribunal der öffentlichen Meinung diejenigen laden, welche regieren, ihre Quälereien bis ins Kleinste darstellen, ihre geheimen Schliche aufdecken, und wenn es möglich ist, den tugendhaften Minister welcher den Staat regiert, Herrn von Necker für das beklagenswerte Schicksal interessiren, welches uns so grausam niederschlägt."

Dies sind die Gesinnungen und dies ist die Sprache des jungen Corsen Napoleon, des revolutionären Demokraten und Schülers von Plutarch. In seiner Geschichte der Corsen sagt

er einmal: „Wenn das Vaterland nicht mehr ist muß ein edler Bürger sterben.“ Es waren dies damals keine Phrasen aus dem Tacitus, es war die glühende Sprache einer zum Großen befähigten Jünglingsseele. Gibt es doch kaum einen Menschen, dessen jugendlich rasche Entwicklung man mit gleicher Freude verfolgen darf, als die des jungen Napoleon, etwa bis zum Frieden von Campo Formio. Ein Held, ein Halbgott fliegt an uns vorüber, noch unangetastet vom Eigennutz, bis das herrliche Menschenbild nach und nach sich zertrümmert und von uns zu denen gestellt wird, welche gewöhnliche Despoten waren. Denn es dauert keine Größe, und Macchiavelli hat Recht: Es gibt keine andern, als gewöhnliche Menschen. — Man nennt noch einige Jugendschriften Napoleons, welche nun gedruckt werden sollen, darunter zwei Novellen le Comte d'Essex und le Masque prophête, ein Dialog über die Liebe, Giulio betitelt und andere literarische Versuche.

Napoleon kam alle Jahre nach Ajaccio und machte dann seinen Einfluß auf die Erziehung seiner Geschwister geltend. Diese war einfach nach der Art des Landes und altväterisch strenge. „Man möchte sagen,“ heißt es in dem Buche Nasicas, „daß man in einem Collegium oder in einem Convente lebte. Das Gebet, der Schlaf, das Studium, die Erholung, die Lustbarkeit, alles war geregelt und gemessen. Die größte Harmonie, eine zarte und aufrichtige Liebe herrschte unter allen Gliedern der Familie. Sie war damals das Muster der Stadt, wie sie später ihre Zierde und ihr Ruhm wurde.“

Der Archidiaconus Lucian verwaltete das Familiengut mit Oekonomie, und es kostete den jungen Napoleon viel Anstrengung, wenn er vom Großonkel einiges Geld mehr zu seinen Ausgaben erhalten wollte. Indeß er erhielt es. Die ganze Familie fühlte den Einfluß des jungen Mannes und stand unter der Herrschaft dieses geborenen Gebieters. Denn gebieten mußte er einmal, und so ist es sehr charakteristisch, daß er

nicht allein die jüngeren Geschwister, sondern auch seinen ältesten Bruder schulmeistert, und in ihre Erziehung bestimmend eingreift. Es war bald eine ausgemachte Sache, daß man dem jungen Napoleon zu gehorchen habe.

Ich finde einen authentischen Brief Napoleons an seinen Onkel Fesch, den nachherigen Cardinal, vom 15. Juli 1784 und datirt aus Brienne. Der 15jährige Knabe schreibt hier in der verständigsten und klarsten Anschauung der Lebensverhältnisse über die Laufbahn, die wol sein ältester Bruder Joseph zu ergreifen habe. Der Brief ist lesenswert genug, bedenkt man, daß dieser so bedenklich besprochene Joseph nachher König von Spanien war.

Napoleon an seinen Onkel Fesch.

Mein teurer Onkel, ich schreibe Ihnen, um Sie von der Reise meines lieben Vaters durch Brienne zu unterrichten, welcher nach Paris ging, Marianne (die spätere Elisa von Toscana) nach St. Cyr zu bringen und seine Gesundheit wiederherzustellen. Er ist hier am 21. angekommen mit Lucian und den beiden Demoiselles, die Sie gesehn haben. Diesen letzteren hat er hier gelassen. Er ist 9 Jahre alt, und 3 Fuß, 11 Zoll und 10 Linien groß: er ist in der Sechsten im Latein, und wird die verschiedenen Partieen des Unterrichtes lernen; er zeigt viel Talent und guten Willen, man darf hoffen, daß etwas Gutes aus ihm werden wird (que ce sera un bon sujet — Lucian war der Einzige, der es verschmähte, König zu sein). Er ist gesund, er ist kräftig, lebhaft und unbesonnen, und für den Anfang ist man mit ihm zufrieden. Er weiß das Französische recht gut und hat das Italienische ganz und gar vergessen. Uebrigens wird er meinem Briefe beischreiben; ich werde ihm nichts sagen, damit Sie wissen, wie es mit ihm steht. Ich hoffe, daß er Ihnen nun öfter schreiben wird, als

da er in Autun war. . . . Ich bin überzeugt, daß mein Bruder Joseph Ihnen noch nicht geschrieben hat. Wie wollten Sie das verlangen? Er schreibt an meinen lieben Vater höchstens zwei Zeilen, wenn er es noch thut. In Wahrheit, er ist nicht mehr derselbe. Indeß an mich schreibt er sehr oft. Er ist in der rhetorischen Klasse; und er würde besser thun, wenn er arbeitete, denn der Herr Lehrer hat meinem lieben Vater gesagt, daß es im Collegium (zu Autun) keinen Physiker, noch Rhetoriker, noch Philosophen gebe, der so viel Talent hätte als er, und der so gut eine Uebersetzung machte. Was den Stand betrifft, den er wählen soll, so war es, wie Sie wissen, zuerst der geistliche, welchen er wählte. Er blieb bei diesem Entschlusse bis auf diese Stunde, wo er nun dem Könige dienen will. Darin thut er aus mehren Gründen Unrecht.

1) Wie mein Vater bemerkt, hat er nicht Kühnheit genug, um den Gefahren einer Schlacht die Stirne zu bieten; seine schwache Gesundheit erlaubt ihm nicht, die Beschwerden eines Feldzuges zu ertragen; und mein Bruder sieht den Soldatenstand nur von der Seite der Garnisonen. Ja, mein lieber Bruder wird ein guter Garnisonofficier sein: da er einen leichten Sinn hat und folglich zu frivolen Complimenten geschickt ist, wird er mit seinen Talenten immer eine gute Figur in der Gesellschaft machen, aber in einer Schlacht? Das ists, was mein teurer Vater bezweifelt.

Qu'importe à des guerriers ces frivoles avantages?
Que sont tous ces trésors sans celui du courage?
A ce prix fussiez vous aussi beau qu'Adonis,
Du Dieu même du Pinde eussiez-vous l'éloquence,
Que sont tous ces dons sans celui de la vaillance?

2) Er hat eine Erziehung für den geistlichen Stand empfangen; es ist zu spät, sie zu vergessen. Der Herr Bischof

von Autun würde ihm ein großes Benefiz gegeben haben, und er wäre sicher Bischof zu werden. Welche Vorteile für die Familie! Der Herr Bischof von Autun hat sein möglichstes gethan, um ihn zu bewegen zu bleiben, und ihm versprochen, daß er es nie bereuen solle. Vergebens: er beharrt. Ich lobe es, wenn er einen entschiedenen Geschmack für diesen Stand hat, den schönsten von allen Ständen, und wenn der große Beweger der menschlichen Dinge (le grand moteur des choses humaines) indem er ihn bildete ihm wie mir eine entschiedene Neigung für das Militär gegeben hätte.

3) Er will, daß man ihn im Militär placirt; das ist ganz gut, doch in welches Corps? Etwa in der Marine? 4) Er versteht nichts von der Mathematik. Es bedürfte zweier Jahre, um sie ihn zu lehren. 5) Seine Gesundheit verträgt sich nicht mit dem Meer. Etwa im Genie? Da brauchte er vier oder fünf Jahre, um das Nöthige zu lernen. Außerdem denke ich, daß den ganzen Tag beschäftigt zu sein und zu arbeiten sich nicht mit der Leichtigkeit seines Wesens verträgt. Derselbe Grund wie für das Genie ist für die Artillerie vorhanden, mit der Ausnahme, daß er nur 18 Monate zu arbeiten brauchte, um Eleve zu werden, und ebenso viel um Officier zu werden. Oh! das ist noch nicht nach seinem Geschmacke. Laßt also sehn: er will ohne Zweifel in die Infanterie. Gut, ich verstehe: er will den ganzen Tag nichts zu thun haben, er will den ganzen Tag das Pflaster treten: um so mehr, was ist denn ein winziger Infanterieofficier? Ein schlechtes Subject drei Viertel der Zeit hindurch. Und das wollen weder mein teurer Vater, noch Sie, noch meine Mutter, noch mein Onkel der Archidiaconus, denn er hat schon kleine Stückchen von Leichtsinn und Verschwendung gezeigt. Folglich, man muß einen letzten Versuch machen, um ihn für den geistlichen Stand zu gewinnen; wo nicht, so wird ihn mein lieber Vater mit sich nach Corsica nehmen, wo er unter seinen Augen sein

wird. Man wird versuchen, ihn in die Gerichtsschreiberei zu geben. Ich schließe mit der Bitte, mir Ihr Wolwollen zu erhalten; mich dessen wert zu machen wird für mich die wesentlichste und angenehmste Pflicht sein. Ich bin mit dem tiefsten Respect, mein teurer Onkel,

Ihr sehr ergebener und sehr gehorsamer Diener und Neffe

Napoleon de Bonaparte.

P. S. Zerreißen Sie diesen Brief.

Doch können wir hoffen, daß Joseph mit den Talenten, die er besitzt, und den Gesinnungen, welche seine Erziehung ihm eingeflößt haben muß, sich zum Guten besinnen und die Stütze unserer Familie sein werde. Stellen Sie ihm ein wenig alle diese Vorteile vor."

Hätte man nicht ein Recht zu zweifeln, daß ein Knabe von 15 Jahren diesen so selbstbewußten, entschiedenen und klaren Brief geschrieben habe? Er ist bisher nicht herausgegeben; ich fand ihn in dem Werke Tommaseo's: „Briefe des Pasquale Paoli," welcher erklärt, daß er ihn dem Rate des königlichen Gerichts von Bastia, Herrn Luigi Biadelli, zu verdanken habe. Mich dünkt, dies ist ein unschätzbares Document. Man blickt da recht tief in den Familienrat der Bonaparte und sieht die kleine Sippschaft recht deutlich vor Augen. Herr Fesch in Ajaccio trug, als er den Brief mit den Nachrichten über den leichtsinnigen Joseph bekam, gerade seinen schafswollnen Kittel und hatte die hölzerne Tabakspfeife im Munde; denn so haben ihn noch viele Augenzeugen gesehen. Später trug er den Cardinalshut, der leichtsinnige Junge Joseph aber ward König von Spanien.

Napoleon kann man in diesem Briefe schon als den späteren Tyrannen seiner Familie erkennen. Hier für seine Brüder sorgend, an ihre Zukunft denkend, gab er ihnen dann Königskronen und verlangte unbedingten Gehorsam. Seiner Tyrannei

widerstanden allein der bürgerliche Lucian und Louis König von Holland.

Fünftes Kapitel.

Napoleon als eifriger Demokrat.

So oft Napoleon zum Besuche nach Ajaccio kam, lebte er gern in Milelli, einem den Bonaparte gehörigen Landhause nahe bei Ajaccio, wo man noch heute den alten Eichbaum sieht, unter welchem der Jüngling Bonaparte zu sitzen, zu träumen, zu grübeln pflegte.

Da kam die Revolution in Frankreich, der Sturm auf die Bastille, der Umsturz der bestehenden Dinge.

Der junge Napoleon warf sich mit der ganzen Leidenschaft seines Wesens in die Bewegung der Geister. Das Schicksal aber hatte ihn zu anderen Dingen aufgespart, als in dem Kampfe der Parteien frühe sich aufzureiben. Von Paris ferne und auf seiner kleinen Insel mußte er die ersten Stürme der neuen Zeit gleichsam vorbereitend mitleben. Corsica wurde seine Schule.

Wir finden ihn in Ajaccio wieder als exaltirten Revolutionär, in den Clubs Reden halten, Adressen schreiben, die Nationalgarde organisiren helfen; kurz ganz in der Weise, wie wir das aus unsern Erfahrungen kennen, den großen Politiker machen.

Ajaccio war damals der Mittelpunkt der corsischen Revolutionäre, das Haus Bonaparte bald ihr Versammlungsort, die beiden Brüder Joseph und Napoleon Hauptführer der Demokratie. Die Stadt war in Aufruhr. Ihre Bewegung schien dem General Barrin, welcher die Insel befehligte, so bedrohlich, daß er Gaffori's Sohn, den Marschall Francesco abschickte, sie zu zügeln. Gaffori hatte keinen Erfolg, vielmehr

war er froh im Hause Bacciocchi's, des nachherigen Fürsten von Lucca und Piombino, Schutz zu finden.

Napoleon und Joseph versammelten indeß die demokratische Partei in der Kirche San Francesco und redigirten ein Gratulationsschreiben an die Constituante, worin zugleich die bittersten Beschwerden gegen die bisherige Regierung von Corsica aufgesetzt und die Forderung ausgesprochen wurde, es möchte die Insel zu einem integrirenden Teile Frankreichs erklärt werden.

Napoleon erkannte seine Zeit; dem corsischen Patriotismus entsagend, wurde er entschieden Franzose und warf sich der Revolution in die Arme.

Im November 1789 kehrte er nach Valence zurück, und bald darauf ist er wieder in Ajaccio, wo der rührige Joseph, während man die Nationalgarde organisirte, sich eifrig um eine Officierstelle bemühte. Marius Peraldi, der reichste Mann Ajaccio's und Feind der Bonaparte, wurde zum Obersten der Nationalgarde erwählt, Joseph aber Officier.

Mittlerweile hatte man in Corsica den Antrag gemacht, die Exilirten zurückzurufen, und auf Betreiben der beiden Brüder Bonaparte und des Abbate Coti ernannte die corsische Landesversammlung vier Deputirte, welche Pasquale in Frankreich einholen und nach der Insel geleiten sollten; unter ihnen befand sich Marius Peraldi, und Napoleon wie Joseph schloßen sich der Deputation an.

Als Paoli nach Paris gekommen war, hatte die Constituante am 1. December 1789 die Einverleibung der Insel in Frankreich bereits decretirt, und dies Decret ihrer politischen Selbständigkeit für immer ein Ende gemacht. Mirabeau und der Corse Saliceti, Abgeordneter des dritten Standes, der nachher berühmt gewordene Minister Murats in Neapel, hatten diesen Antrag gestellt.

Napoleon selbst eilte Paoli in Marseille zu bewillkommnen und war Zeuge der Freudentränen, welche der edle Patriot

vergoß, als er im Cap Corso seinen vaterländischen Boden wieder betrat. Eine Landesversammlung kam in Orezza zusammen, um über die Angelegenheiten der Insel zu beraten und sie zu ordnen. Napoleon und sein Feind, der junge Carl Andrea Pozzo di Borgo, verdienten sich hier bei den Wahlversammlungen die ersten Sporen als öffentliche Redner. Schon um seines Vaters willen mußte er die Aufmerksamkeit Paoli's erregen, der über die Genialität und die glänzende Urteilskraft des Jünglings erstaunt, von ihm gesagt haben soll: dieser junge Mann wird Carriere machen, es fehlt ihm nur die Gelegenheit um ein Mensch des Plutarch zu sein. Man erzählt, daß Pasquale in eine Locanda einkehrte, und die Zimmer in Unordnung findend sich vom Wirt sagen ließ: ein junger Mann, Bonaparte, sei vor ihm hier logirt gewesen, der habe Tag und Nacht geschrieben und wieder zerrissen, in Unruhe auf und ablaufend, dann sei er fort auf das Schlachtfeld von Ponte Nuovo.

Der junge Napoleon hatte es an nichts fehlen lassen, um seinem Bruder Joseph zur Präsidentenstelle des Districts von Ajaccio zu verhelfen; als ein gewandter Parteimann hatte er die Ortschaften bereist, Stimmen geworben und Geld gespendet.

In Ajaccio war er unermüdlich thätig, den republicanischen Club in Feuer zu halten, die Priester und die Aristotraten zu überwältigen. Es gab zwischen beiden Parteien blutige Kämpfe; Napoleon schwebte in Lebensgefahr, ein Officier der Nationalgarde wurde neben ihm getödtet. Er erzählt die näheren Umstände selbst in einem Manifest. Mehrere Tage lang dauerte das Blutvergießen und mehrmals stand das Leben der Bonaparte auf dem Spiel.

Napoleon galt als die Seele des Clubs von Ajaccio. Gleich den jungen Politikern unserer jüngsten Vergangenheit, sehen wir ihn ein Pamphlet an einen Aristokraten schleudern. Es war dies der Graf Matteo Buttafuoco, derselbe welcher Rousseau

nach Vescovato eingeladen, welcher zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges der Corsen in französischen Diensten gestanden und dem Landesfeinde gegen seine eignen Landesbrüder seinen Arm geliehen hatte. Er war corsischer Adelsdeputirter, hatte gegen die Vereinigung der Stände in Versailles gestimmt und sich auch sonst durch seine aristokratischen Abstimmungen verhaßt gemacht. Gegen diesen Mann nun schrieb der junge Napoleon zu Milelli ein Manifest, welches er in Dôle drucken ließ und dann dem Club von Ajaccio zusandte. Das überschwängliche, doch sachlich wol begründete Pamphlet ist ein merkwürdiger Beitrag zur Kenntniß Napoleons. Es hat all' den excentrischen Schwung der jungen Revolutionäre, und wie ich es las in dieser Welteinsamkeit von Ajaccio, erweckte es mir die heitersten Erinnerungen aus den Jahren 1848 und 1849. Aber es ist mehr als das bloße Pamphlet eines jungen Demagogen, es ist das Exercitium für kaiserliche Edicte, es ist der Kaiser selbst als Embryo. Man kann das Manifest nicht entbehren, wenn man Napoleons Werden und Natur von der jugendlichen Entwicklung an erkennen will.

Brief des Herrn Bonaparte an Herrn Matteo Buttafuoco,

Deputirten Corsica's zur Nationalversammlung.

Mein Herr!

Von Bonifazio bis zum Cap Corso, von Ajaccio bis nach Bastia ist nur ein Chorus von Verwünschungen gegen Sie. Ihre Freunde verbergen sich, Ihre Verwandten verleugnen Sie, und der Verständige selbst, der sich von der Volksmeinung nie meistern läßt, ist diesmal von der allgemeinen Erbitterung mit fortgerissen.

Was haben Sie denn gethan? Welches sind denn die Verbrechen, die einen so allgemeinen Unwillen, ein so vollständiges Verlassen rechtfertigen können? das mein Herr, will ich eben ergründen und mich Ihres eignen Lichtes bedienen.

Die Geschichte Ihres Lebens, zum mindesten seit Sie auf den Schauplatz der Angelegenheiten geworfen sind, ist bekannt. Ihre Hauptzüge sind hier in Blutcharakteren gezogen. Indeß es gibt weniger bekannte Einzelheiten; ich könnte also irren, doch rechne ich auf Ihre Nachsicht und Ihre Zurechtweisung.

In den Dienst Frankreichs getreten, kamen Sie zurück Ihre Verwandten zu sehen; Sie fanden die Tyrannen niedergeschlagen, die Nationalregierung etablirt, und die Corsen, von großen Gesinnungen beherrscht, dem öffentlichen Wol um die Wette tägliche Opfer bringen. Sie ließen sich durch die allgemeine Gährung nicht verführen; weit entfernt, Sie hörten nur mit Mitleiden dies Geschwätz von Vaterland, Freiheit, Unabhängigkeit, Constitution, mit dem man selbst unsre letzten Bauern aufgebläht hatte. Ein tiefes Nachdenken hatte sie seitdem diese künstlichen Empfindungen schätzen gelehrt, welche sich nur mit dem allgemeinen Schaden aufrecht erhalten. In Wahrheit, der Bauer soll arbeiten und nicht den Helden machen, wenn er nicht vor Hunger sterben, wenn er seine Familie erziehn und die Autorität respectiren soll. Was die Personen betrifft, welche durch ihren Rang und ihr Glück zum Regieren berufen sind, so ist es unmöglich, daß sie lange Zeit so dumm sein sollten, ihre Gemächlichkeit und ihr Ansehn einer Chimäre zu opfern, und daß sie sich erniedrigen sollten, einem Schuhflicker zu hofiren, um den Brutus zu spielen. Indeß, als Sie auf das Project fielen, Herrn Paoli zu fesseln, mußten Sie heucheln. Herr Paoli war der Mittelpunkt aller Bewegungen des Staatskörpers. Wir wollen ihm Talent, selbst ein gewisses Genie nicht absprechen: er hatte eine Weile die Angelegenheiten der Insel auf einen guten Stand gebracht; er hatte eine Universität gestiftet, wo man vielleicht das erste Mal seit der Schöpfung in unsern Bergen die Wissenschaften lehrte, welche der Entwicklung unsrer Vernunft förderlich sind; er hatte eine Eisengießerei, Pulvermühlen, Befestigungen eingerichtet, welche

die Vertheidigungsmittel vermehrten; er hatte Häfen geöffnet, welche den Handel ermutigend die Agricultur hoben; er hatte eine Marine geschaffen, welche unsre Communicationen begünstigte, indem sie den Feinden verderblich war. Alle diese Einrichtungen waren in ihrem Entstehen nur das Anzeichen von dem, was er eines Tages geschaffen hätte. Die Einheit, der Friede, die Freiheit waren die Vorläufer des Nationalglücks, wenn nichtsdestoweniger ein übel organisirtes, auf falschen Grundlagen gebautes Gouvernement nicht das noch sicherere Vorzeichen des Unglücks gewesen wäre, in welches die Nation gestürzt wäre.

Der Traum Paoli's war, den Solon zu machen; aber er hatte sein Modell schlecht copirt. Er hatte alles in die Hände des Volks oder seiner Vertreter gelegt, so daß man nicht existiren konnte als durch sein Gefallen. Seltsamer Irrtum, welcher einem brutalen Löhner einen Mann unterwirft, der durch seine Erziehung, durch seine glänzende Geburt und sein Glück allein zum Herrscher gemacht ist. In die Länge kann eine so fühlbare Verkehrung der Vernunft nicht ermangeln, den Ruin und die Auflösung des Staatskörpers herbei zu ziehn, nachdem sie ihn durch aller Art Uebel in Aufruhr gebracht hat.

Nach Wunsch reüssirten Sie. Herr Paoli, von Enthusiasten und Schwindelköpfen unaufhörlich umgeben, stellte sich nicht vor, daß man eine andere Leidenschaft als den Fanatismus der Freiheit und der Unabhängigkeit haben könne. Sie fanden gewisse französische Connaissancen mit ihm, und er nahm sich nicht Zeit, die Grundsätze Ihrer Moral näher zu prüfen als Ihre Worte. Er ließ Sie ernennen, um in Versailles wegen des Abkommens zu unterhandeln, das unter Vermittlung dieses Cabinets in Gang kam. Herr von Choiseul sah Sie und erkannte Sie. Die Seelen von einem gewissen Gepräge weiß man im Augenblick zu schätzen. Bald verwandelten Sie sich aus dem Vertreter eines freien Volkes in den Commis eines

Satrapen; Sie teilten ihm die Instructionen, die Projecte, die Geheimnisse des Cabinets von Corte mit.

Diese Aufführung, welche man hier niedrig und schamlos findet, finde ich für meine Person ganz simpel; doch in jeder Art von Angelegenheit kommt es darauf an zu verstehen und mit kaltem Blute zu urteilen.

Die Prude richtet die Coquette, und man persiflirt sie darob; das ist in wenig Worten Ihre Geschichte.

Ein Mensch von Grundsätzen beurteilt Sie nach dem Schlimmsten, aber Sie glauben nicht an Menschen von Grundsätzen. Der Gewöhnliche, welcher stets durch tugendhafte Demagogen verführt wird, kann von Ihnen nicht gewürdigt sein, der Sie an Tugend nicht glauben. Man darf Sie nur durch Ihre eignen Grundsätze verurteilen, wie einen Verbrecher durch die Gesetze; aber diejenigen, welche das Raffinement kennen, finden in Ihrer Handlungsweise nichts als große Einfältigkeit: das kommt also auf das schon Gesagte hinaus, daß man in jeder Art von Angelegenheit zuerst verstehen, und dann mit Ruhe urteilen solle. Im übrigen können Sie nicht minder siegreich sich verteidigen, denn Sie haben nicht das Ansehn eines Cato oder Catinat begehrt; es genügt Ihnen zu sein wie eine gewisse Welt; und in dieser gewissen Welt ist es Herkommen, daß der, welcher Geld haben kann und das nicht benutzt ein Einfaltspinsel ist; denn das Geld verschafft alles Vergnügen der Sinne, und das Vergnügen der Sinne ist das allein Schätzenswerte. Also Herr von Choiseul, welcher sehr freigebig war, gestattete Ihnen nicht zu widerstehen, als Ihr lächerliches Vaterland nach seiner lustigen Gewohnheit Sie für Ihre Dienste mit der Ehre ihm zu dienen bezahlte.

Als der Tractat von Compiègne abgeschlossen war, landeten Herr von Chauvelin und 24 Bataillons auf unsern Küsten. Herr von Choiseul, dem es auf die Schnelligkeit der Expedition gar sehr ankam, geriet in Unruhe, daß er diese Erregung

Ihnen nicht verhelen konnte. Sie rieten ihm, Sie mit einigen Millionen herzuschicken. Wie Philipp mit seinem Maulesel Städte einnahm, versprachen Sie ihm alles ohne Hindernisse zu unterwerfen .... Gesagt, gethan; und Sie über das Meer eilend, warfen die Maske ab, und das Gold und das Gnaden=diplom in der Hand, zettelten Sie mit denen Unterhandlungen an, welche Sie für die zugänglichsten hielten.

Das corsische Cabinet stellte sich nicht vor, daß ein Corse sich mehr lieben könne als das Vaterland, es hatte Sie mit seinen Interessen beauftragt. Indem Sie Ihrerseits sich nicht vorstellten, daß ein Mensch das Geld und sich nicht mehr lieben könne als das Vaterland, verkauften Sie sich und hofften alle zu kaufen. Tiefer Moralist, Sie wußten was der Fanatismus eines Jeden gelte; als einige Pfunde Gold mehr oder weniger wechselten in Ihren Augen die verschiedenen Charaktere.

Indeß Sie täuschten sich; der Schwache wurde wol erschüttert, aber er ward durch die schreckliche Idee den Busen des Vaterlandes zu zerfleischen entsetzt. Er bildete sich ein, den Vater, den Bruder, den Freund, der in seiner Verteidigung umkam, seinen Grabstein erheben zu sehn, um ihn mit Flüchen zu ersticken. Diese lächerlichen Vorurteile waren mächtig genug, Sie in ihrem Laufe aufzuhalten. Sie seufzten es mit einem kindischen Volke zu thun haben; aber, mein Herr, diese Verfeinerung von Empfindungen ist der Menge nicht gegeben; so lebt sie in der Armut und in dem Elende, während der kluge Mensch so bald ihm nur die Umstände einigermaßen günstig werden, sich schnell zu erheben weiß. Das ist ungefähr die Moral Ihrer Geschichte.

Indem Sie von den Hindernissen Rechenschaft gaben, welche sich der Verwirklichung Ihrer Versprechen entgegenstellten, machten Sie den Vorschlag das Regiment Royal=Corse hieher kommen zu lassen. Sie hofften, daß sein Beispiel unsre zu guten und zu einfältigen Bauern bekehren würde, daß es sie an eine Sache

gewöhnen würde, in der sie so viel Widerstrebendes fanden; auch in dieser Hoffnung wurden Sie noch getäuscht. Haben nicht die Rossi, Marengo und einige andere Narren dieses Regiment bis so weit enthusiasmirt, daß die gesammten Officiere durch eine authentische Acte erklärten, lieber ihre Diplome zurückzuschicken als ihren Eid oder noch heiligere Pflichten zu verletzen?

Sie fanden sich auf Ihr alleiniges Beispiel beschränkt. Ohne aus der Fassung zu kommen, warfen Sie sich an der Spitze einiger Freunde und eines französischen Detachements nach Vescovato; aber der schreckliche Clemens jagte Sie aus dem Nest. Sie retirirten sich nach Bastia mit den Gefährten ihres Abenteuers und ihrer Familie. Diese kleine Affaire brachte Ihnen wenig Ehre; Ihr Haus und die Häuser Ihrer Genossen wurden verbrannt. In Ihrem Sicherheitsorte spotteten Sie über diese Anstrengungen der Ohnmacht.

Man will Ihnen hier dreist zumuten, daß sie Royal-Corse gegen seine Brüder haben bewaffnen wollen. Man will desgleichen wegen des geringen Widerstandes von Vescovato Ihnen den Mut absprechen. Diese Beschuldigungen sind wenig begründet; denn die erste ist eine unmittelbare Consequenz, ist ein Mittel der Ausführung Ihrer Projecte, und wie wir behauptet haben, daß Ihre Handlungsweise sehr simpel gewesen sei, so folgte daraus, daß diese nebensächliche Beschuldigung gehoben ist. Was den Mangel an Mut betrifft, so sehe ich nicht daß die Action von Vescovato ihn bestätige; Sie gingen nicht dahin um im Ernst einen Krieg zu führen, sondern um durch Ihr Beispiel diejenigen zu ermutigen, welche in der Gegenpartei schon wankten. Und dann, welches Recht hatte man zu verlangen daß Sie die Frucht zweier Jahre von guter Aufführung riskirten, um sich tödten zu lassen wie einen Soldaten; aber Sie mußten in Bewegung geraten, da Sie Ihr Haus und die Häuser Ihrer Freunde die Beute der

Flammen werden sahen. Guter Gott! wann werden die bornirten Menschen aufhören auf alles Wert legen zu wollen? Indem Sie Ihr Haus brennen ließen, zwangen Sie Herrn von Choiseul Sie zu entschädigen. Die Erfahrung hat die Richtigkeit Ihrer Rechnung bestätigt; weit über den Wert des Verlornen hat man Sie bezahlt. Es ist wahr daß man sich beklagt, daß Sie alles für sich in Anspruch nahmen und nur eine Kleinigkeit den Elenden gaben, welche Sie verführt hatten. Um zu wissen was Sie thun durften, ist es nur zu wissen nötig, ob Sie es mit Sicherheit thun konnten; nun, arme Leute, welche Ihres Schutzes so sehr benötigt waren, waren weder in der Lage reclamiren zu können, noch selbst das Unrecht, das man Ihnen anthat, deutlich genug einsehen zu können; sie konnten nicht die Mißvergnügten machen und gegen Ihre Autorität sich auflehnen: ein Abscheu ihren Landsleuten, wäre ihre Rückkehr nicht einmal sicher gewesen. Es ist also wol natürlich daß wenn Sie so einige Tausend Thaler fanden, Sie dieselben nicht entwischen ließen; das wäre eine Dummheit gewesen.

Die Franzosen, trotz ihres Goldes, ihrer Diplome, der Disciplin ihrer zahlreichen Bataillons, der Leichtigkeit ihrer Escadrons, der Geschicklichkeit ihrer Artillerie geschlagen, vernichtet bei Penta, bei Vescovato, bei Oreto, bei S. Nicolao, bei Borgo, Borbaggio, Oletta, verschanzten sich äußerst entmutigt. Der Winter, die Zeit ihrer Ruhe, war für Sie, mein Herr, die der größten Arbeit; und wenn Sie über die Hartnäckigkeit der Vorurteile nicht triumphiren konnten, welche in dem Geiste des Volkes tiefe Wurzeln geschlagen haben, so gelang es Ihnen, einige seiner Häupter zu verführen, denen Sie, obwol mit Mühe, ihre guten Gesinnungen zu rauben vermochten, was, vereint mit den 30 Bataillons, die im folgenden Frühjahre Herr de Vaux mit sich brachte, Corsica unter das Joch warf, Paoli und die Begeistertsten zum Rückzuge zwang.

Ein Teil der Patrioten war gefallen während der Verteidigung ihrer Unabhängigkeit, ein anderer hatte ein proscribirtes Land, jetzt das ekle Nest der Tyrannen, geflohen; aber eine große Zahl hatte weder sterben noch fliehen dürfen: sie waren der Gegenstand der Verfolgungen. Seelen, welche man nicht hatte bestechen können, waren von einem anderen Gepräge. Man konnte die französische Herrschaft nur auf ihrer vollständigen Vernichtung befestigen. Ach! dieser Plan wurde nur zu pünktlich ausgeführt. Die Einen starben als Opfer der Verbrechen, die man ihnen unterschob; die andern durch die Gastfreundschaft und das Vertrauen verraten, hauchten auf dem Schaffot ihre Seufzer aus, ihre Tränen unterdrückend. In großer Zahl durch Narbonne-Fritzlar in den Turm von Toulon gesperrt, durch schlechte Nahrung vergiftet, durch ihre Ketten gemartert, mit den unwürdigsten Mißhandlungen überhäuft, lebten sie einige Zeit in den Krämpfen des Todeskampfes, nur um den Tod mit langsamem Schritte sich nahen zu sehn . . . O Gott, Zeuge ihrer Unschuld, warum hast du dich nicht zu ihrem Rächer gemacht!

In diesem allgemeinen Elend, mitten unter dem Geschrei und dem Seufzen dieses unglücklichen Volkes fingen Sie unterdeß an, die Frucht Ihrer Mühen zu genießen. Ehren, Würden, Pensionen regneten auf Sie, Ihre Besitztümer würden sich noch reißender vermehrt haben, wenn nicht die Dubarry, Herrn von Choiseul stürzend, Sie eines Protectors, eines Schätzers Ihrer Dienste beraubt hätte. Der Schlag entmutigte Sie nicht; Sie kehrten von der Seite der Bureaus wieder; Sie erkannten allein die Notwendigkeit emsiger zu sein. Man fühlte sich dadurch geschmeichelt, Ihre Dienste waren so notorisch! . . . . Alles ward Ihnen zugestanden. Nicht zufrieden mit dem Teiche von Biguglia, verlangten Sie einen Teil der Ländereien mehrer Gemeinden. Warum wollten Sie diese ihrer berauben? fragt man. Ich meiner Seits frage, welche Rücksichten durften Sie

für eine Nation nehmen, von der Sie wußten, daß sie Sie verabscheue?

Ihr Lieblingsproject war die Insel unter zehn Barone zu teilen. Wie! nicht genug, daß Sie die Ketten Ihres Vaterlandes hatten schmieden helfen, Sie wollten sie auch der absurden Feudalherrschaft unterwerfen! Aber ich lobe Sie, daß Sie den Corsen das größte Uebel zufügten, das Ihnen möglich war; Sie waren in einem Kriegsstande mit ihnen, und im Kriegsstand ist es Axiom, Schaden thun zu seinem Vorteil.

Doch gehen wir über alle diese Miseren hinweg; kommen wir zur Gegenwart und endigen wir einen Brief, welcher durch seine schreckliche Länge Sie zu ermüden nicht verfehlen wird.

Die Lage der Dinge Frankreichs weissagte außerordentliche Ereignisse; sie fürchteten ihren Rückschlag in Corsica. Dieselbe Raserei, von welcher wir vor dem Kriege besessen waren, begann zu Ihrem großen Aerger dieses liebenswürdige Volk außer sich zu bringen. Sie begriffen die Folgen davon; denn wenn die großen Gesinnungen die Meinung beherrschten, wurden Sie aus einem rechtschaffenen Manne nur ein Verräter, und noch schlimmer, wenn die großen Gesinnungen das Blut unserer warmen Mitbürger in Bewegung setzten; wenn je eine nationale Regierung daraus folgte, was wurde aus Ihnen? Ihr Gewissen also begann Sie zu beunruhigen. Erschreckt, niedergeschlagen, gaben Sie sich doch nicht auf; Sie entschlossen sich Alles gegen Alles zu setzen, aber Sie thaten es als ein Mann von Kopf; Sie nahmen ein Weib, um Ihren Halt zu vergrößern. Ein Ehrenmann, welcher auf Ihr Wort seine Schwester Ihrem Neffen gegeben hatte, sah sich hintergangen. Ihr Neffe, dessen väterlich Gut Sie verschlungen hatten, um ein Erbe zu vermehren, welches das seinige sein sollte, fand sich mit einer zahlreichen Familie ins Elend gesetzt.

Nachdem Sie Ihre häuslichen Angelegenheiten geordnet hatten, warfen Sie einen Blick auf das Land. Sie sahen es von

dem Blute seiner Märtyrer rauchen, bedeckt mit vielen Opfern und überall nur Rachegedanken atmen. Aber Sie sahen hier den wilden Soldaten, den frechen Schreiber, den gierigen Steuereinnehmer ohne Widerspruch herrschen und den Corsen unter der dreifachen Kettenlast nicht zu denken wagen weder an das, was er war, noch an das, was er noch sein konnte. In der Freude Ihres Herzens sagten Sie sich: die Sachen gehn gut, es handelt sich nur darum, sie so zu erhalten, und augenblicks verbanden Sie sich mit dem Soldaten, mit dem Schreiber und mit dem Zollpächter. Es war von nichts mehr die Rede, als darauf zu denken, Deputirte zu haben, welche von diesen Gesinnungen beseelt waren; denn was Sie betraf, so konnten Sie nicht glauben, daß eine Ihnen feindliche Nation Sie zu ihrem Vertreter wählte. Aber Sie sollten die Meinung ändern, als die Berufungsschreiben durch eine vielleicht absichtliche Absurdität feststellten, daß der Adelsdeputirte in einer allein aus 22 Personen zusammengesetzten Versammlung gewählt werden solle; es handelte sich nur darum, 12 Stimmen zu gewinnen. Ihre Mitverbündete vom hohen Rate waren äußerst thätig: Drohungen, Versprechungen, Liebkosungen, Geld, alles ward aufgeboten: Sie reussirten. Die Ihrigen waren in den Communen nicht so glücklich: der erste Präsident fiel durch, und zwei in ihren Ideen exaltirte Menschen — der Eine war Sohn, Bruder, Neffe der eifrigsten Verteidiger der Volkssache; der andere hatte Sionville und Narbonne gesehn, und über seine Ohnmacht seufzend, war seine Seele mit den Schrecken, die er hatte ausüben sehen, erfüllt — diese beiden Menschen wurden proclamirt und begegneten den Wünschen der Nation, deren Hoffnung sie wurden. Der geheime Unwille, die Wut, welche bei Ihrer Ernennung Alle angriff, macht Ihren Manövern und dem Credit Ihrer Verbündeten Ehre.

Als sie in Versailles angekommen waren, wurden Sie ein eifriger Royalist; in Paris mußten Sie mit einem fühlbaren

Kummer sehen, daß die Regierung, welche man auf so vielen Trümmern errichten wollte, dieselbe war, die man bei uns in so viel Blut ertränkt hatte.

Die Anstrengungen der Schlechten waren unmächtig; die neue Constitution, von Europa bewundert, ist die Sorge jedes denkenden Wesens geworden. Es blieb Ihnen nur noch eine Rettung, und die war glauben zu machen, daß diese Constitution für unsere Insel nicht passe, da sie doch genau dieselbe war, welche so gute Erfolge bewirkte, und die uns zu entreißen es so vielen Bluts bedurfte.

Alle Abgeordneten der alten Verwaltung, welche in Ihre Cabale natürlich eingingen, dienten Ihnen mit aller Wärme des persönlichen Eigennutzes. Man faßte Memoiren ab, in denen man behauptete, die Vorteile zu erfahren, welche für uns das bestehende Gouvernement hätte, und in denen man darstellte, daß jede Veränderung dem Wunsche der Nation zuwider sei. In derselben Zeit hatte die Stadt Ajaccio Wind von dem, was man anzettelte: sie erhob ihr Haupt, formirte ihre Nationalgarde, organisirte ihr Comité. Dieser unerwartete Zwischenfall brachte Sie in Schrecken. Die Gährung teilte sich überall mit. Sie beredeten den Minister, vor dem Sie in Angelegenheiten Corsica's die Einsicht voraus hatten, daß es nötig sei, Ihren Schwiegervater, Herrn Gaffori, dahin zu schicken, den würdigen Vorläufer des Herrn Narbonne, welcher an der Spitze seiner Truppen die Unverschämtheit hatte, mit Gewalt die Tyrannei aufrecht halten zu wollen, die sein verstorbener Vater, glorreichen Andenkens, durch sein Genie geschlagen und niedergeworfen hatte. Unzählige Schnitzer ließen die Mittelmäßigkeit der Talente Ihres Schwiegervaters nicht verborgen bleiben: er besaß nur die Kunst, sich Feinde zu machen. Allerseits sammelte man sich gegen ihn. In dieser dringenden Gefahr erhoben Sie Ihre Blicke und sahen Narbonne. Narbonne hatte, einen günstigen Augenblick benützend,

den Plan gefaßt, in einer Insel, welche er durch unerhörte Grausamkeiten verwüstet hatte, den Despotismus zu befestigen, welcher sein Gewissen quälte. Sie stimmten ihm bei: der Plan ist entworfen, 5000 Mann haben Ordre erhalten; die Decrete, das Provinzialregiment um ein Bataillon zu vermehren, sind expedirt; Narbonne ist abgereist. Diese arme Nation, ohne Waffen, ohne Mut, ist ohne Hoffnung und ohne Hülfsquellen den Händen dessen überliefert, der ihr Henker war.

O unglückselige Mitbürger! welcher gehässigen Intrigue solltet ihr zum Opfer fallen! ihr würdet sie gemerkt haben, wenn es zu spät war. Welches Mittel, ohne Waffen 10,000 Menschen zu widerstehn? Ihr selber hättet die Acte eurer Degradation unterschrieben, die Hoffnung wäre entflohen, die Hoffnung wäre erstickt, und Tage des Unheils wären unabläßig sich gefolgt. Das freie Frankreich hätte euch mit Verachtung angesehn, das bekümmerte Italien mit Unwillen, und Europa, über diese beispiellos tiefe Erniedrigung erstaunt, hätte aus seinen Annalen die Züge gestrichen, welche eurer Tugend Ehre machen. Aber eure Gemeindedeputirte durchdrangen den Plan und gaben euch zur rechten Zeit Kunde. Ein König, welcher stets nur das Glück seiner Völker wünschte, durch Herrn Lafayette, diesen standhaften Freund der Freiheit, aufgeklärt, wußte die Intriguen eines perfiden Ministers zu vernichten, den die Rache fortwährend antrieb, euch zu schaden. Ajaccio zeigte sich in seiner Adresse entschlossen; dort war mit so viel Energie der klägliche Zustand dargestellt, in welchen euch das am meisten despotische Regiment gebracht hatte. Das bis dahin noch schlummernde Bastia erwachte beim Geräusche der Gefahr und ergriff die Waffen mit dieser Entschlossenheit, welche es immer ausgezeichnet hat. Arena kam von Paris nach der Balagna, voll von diesen Gesinnungen, welche alles zu unternehmen und keine Gefahr zu fürchten fähig machen. Die Waffen in der einen, die Decrete der Nationalversammlung

in der andern Hand, machte er die öffentlichen Feinde erbleichen. Achille Murati, der Eroberer von Capraja, welcher die Verzweiflung bis nach Genua getragen hatte, dem, um ein Türenne zu sein, nur die Umstände und ein größerer Schauplatz fehlten, erinnerte die Gefährten seines Ruhms, daß es Zeit sei, ihn wieder zu gewinnen, daß das Vaterland in Gefahr nicht Intriguen, die es nie verstand, sondern Eisen und Feuer nötig habe. Beim Geräusche eines so allgemeinen Stoßes, kehrte Gaffori in das Nichts zurück, aus dem ihn wider Willen die Intrigue hatte hervorgehen lassen. Er zitterte in der Festung von Corte. Narbonne eilte von Lyon hinweg, in Rom seine Schande und seine höllischen Pläne zu begraben. Wenige Tage später, und Corsica ist an Frankreich gekettet, Paoli zurückgerufen, und in einem Augenblick ändert sich die Aussicht und bietet euch eine Laufbahn, welche ihr zu hoffen nie würdet gewagt haben.

Verzeihen Sie, mein Herr, verzeihen Sie: ich habe die Feder ergriffen, um Sie zu verteidigen, aber mein Herz hat sich gewaltsam gegen ein System empört, in dessen Gefolge Verrat und Perfidie waren. Und wie? Sohn dieses selben Vaterlandes, haben Sie nie Etwas für es gefühlt? Und wie? war Ihr Herz denn ohne Bewegung beim Anblick der Felsen, der Bäume, der Häuser, der Gegenden, welche die Schauplätze Ihrer Spiele in der Kindheit waren? Als Sie zur Welt kamen, trug dies Land Sie an seinem Busen, nährte Sie mit seinen Früchten. Als Sie in die Jahre der Vernunft kamen, setzte es auf Sie seine Hoffnung, ehrte es Sie mit seinem Vertrauen, sagte es zu Ihnen: „Mein Sohn, du siehst den elenden Zustand, in welchen mich die Ungerechtigkeit der Menschen versetzt hat: mich sammelnd in meiner Leidenschaft, gewinne ich die Kräfte wieder, welche mir eine sichere und unfehlbare Wiederherstellung versprechen; aber man bedroht mich aufs neu; eile, mein Sohn, eile nach Versailles, kläre

den großen König auf, zerstreue seinen Argwohn, bitte ihn um seine Freundschaft."

O wol! ein wenig Gold machte Sie zum Verräter an seinem Vertrauen, und bald sah man Sie um ein wenig Gold das vatermörderische Schwert in der Hand seine Eingeweide zerreißen. Ach! mein Herr, ich bin weit entfernt Ihnen Uebles zu wünschen: aber fürchten Sie . . . es gibt Gewissensbisse, welche rächen. Ihre Mitbürger, welche Sie verabscheuen, werden Frankreich aufklären. Die Güter, die Pensionen, Früchte Ihrer Verrätereien, werden Ihnen genommen sein. In der Abgelebtheit des Alters und des Elends, in der schauderhaften Einsamkeit des Verbrechens, werden Sie lange genug leben, um von Ihrem Gewissen gepeinigt zu sein. Der Vater wird Sie seinem Sohne, der Lehrer seinem Schüler zeigen, ihnen sagend: „Jünglinge, lernt das Vaterland, die Tugend, die Treue, die Menschlichkeit achten."

Und Sie, deren Jugend, Anmut und Unschuld man prostituirt, Ihr reines und keusches Herz zittert unter der Berührung einer Verbrecherhand? Achtungswerte und unglückliche Frau! . . . . . .

. . . . . .

Bald wird die Ehrenkette und das Gepränge des Reichtums verschwinden; die Verachtung der Menschen wird sich auf Sie häufen. Werden Sie in der Brust dessen, welcher der Urheber davon ist, einen Trost suchen, dessen Ihre sanfte und liebende Seele nicht entbehren kann? Werden Sie in seinen Augen Tränen suchen, um sie mit den Ihren zu mischen? Wird Ihre bebende Hand, auf sein Herz gelegt, ihm die Bewegung des Ihrigen zu sagen suchen: Ach! wenn Sie bei ihm Tränen finden, werden es die der Gewissensangst sein. Wenn sein Herz schlägt, werden es die Convulsionen des Bösen sein, welcher stirbt, die Natur, sich und die Hand, welche ihn führt, verfluchend.

O Lameth! o Robespierre! o Petion! o Volney! o Mirabeau! o Barnave! o Bailley! o La Fayette! seht, das ist der Mensch, welcher es wagt an Eurer Seite zu sitzen. Ganz vom Blute seiner Brüder triefend, mit Verbrechen jeder Art besudelt, stellt er sich frech unter dem Generalskleide, dem ungerechten Lohne seiner Schurkereien, dar! Er wagt es sich Repräsentanten der Nation zu nennen, er der sie verkauft hat, und Ihr duldet es! Er wagt es die Augen zu erheben, Euren Discursen zuzuhören, und Ihr duldet es! Wenn dies die Stimme des Volkes ist, so hatte er nie mehr als die von zwölf Edelleuten. Wenn dies die Stimme des Volkes ist, so mußte Ajaccio, Bastia und der größte Teil der Cantons dasjenige an seinem Bilde thun, was sie an seiner Person hatten thun wollen.

Aber Ihr, welche der Irrtum des Augenblicks, vielleicht der Mißbrauch der Minute verleitet, den neuen Veränderungen euch zu opponiren, werdet Ihr einen Verräter leiden können; den, welcher unter der kalten Außenseite eines verständigen Mannes die Gier eines Lakaien verbirgt? Ich kann es mir nicht denken. Ihr werdet die ersten sein, ihn mit Schimpf und Schande fortzujagen, sobald man Euch über das Gewebe von Schurkereien wird aufgeklärt haben, dessen Künstler er gewesen ist.

Ich habe die Ehre, mein Herr, Ihr sehr unterwürfiger und sehr gehorsamer Diener zu sein.

Bonaparte.

Aus meinem Cabinet von Milelli, den 23. Januar,
im zweiten Jahre.

Aus meinem Cabinet von Milelli — — es klingt ganz imperatorisch. Man wird sagen müssen, daß dieser gewaltige Brief des 21jährigen Jünglings, halb Robespierre, halb Marat, den besten Pamphleten der Revolutionsberedsamkeit nimmer nachsteht.

Ich will hier bemerken, daß unter den sechs Deputirten Corsica's zum Convent, drei für die ewige Detention Ludwigs Capet, zwei für Detention bis zum Frieden und Verbannung darnach, Christoforo Saliceti allein für den Tod stimmte.

Sechstes Kapitel.

Napoleons letzte Thätigkeit in Corsica.

Im Jahre 1791 sollten zwei Bataillone in Corsica gebildet werden. Die Soldaten sollten ihre Chefs selbst ernennen. Da ist es merkwürdig zu sehen, wie der nachherige Cäsar es für die höchste Ehre und ein fast unerreichbares Glück erachtet, sich zum Chef eines Bataillons emporzuschwingen. Die Schwierigkeiten waren groß wie die Energie des jungen Candidaten. Ihm standen die angesehensten Männer von Ajaccio entgegen, Cuneo, Lodovico Ornano, Ugo Peretti, Matias Pozzo di Borgo, der reiche Marius Peraldi. Peraldi machte Napoleon lächerlich, er spottete über seine Figur, seine geringen Aussichten. Napoleon, ganz in Wut, forderte ihn. Peraldi nahm das Duell an. Sein Nebenbuler wartete auf ihn bis zum Abend an der kleinen Capelle der Griechen, unruhig auf und abwandelnd; aber Peraldi erschien nicht, die Sippschaft hatte das Duell hintertrieben.

Wenn man heute nach der Capelle der Griechen geht, von wo aus der Blick auf Stadt und Golf sehr schön ist, so sieht man seitwärts über sich einen kleinen jonischen Tempel. Ich fragte nach seiner Bedeutung: es ist das Grabmal der Peraldi, so sagte man mir. Marius, der Nebenbuhler Napoleons um eine Majorstelle, liegt dort begraben. Seine Familie hat keinen andern Ruf hinterlassen als den, eine der reichsten Corsica's zu sein.

Madame Letitia opferte ihr halbes Vermögen, um dem geliebten Sohne das Commando des Bataillons zu verschaffen. Ihr Haus war für Napoleons zahlreiche Partei stets geöffnet, ihr Tisch stets gedeckt. In den Zimmern und auf der Flur lagen Matratzen bereit, um den bewaffneten Anhängern Aufnahme für die Nacht zu geben. Man lebte dort wie im Zustande der Vendetta. Die Lage war bedrohlich. Napoleon war nie so aufgeregt als in dieser Zeit; er schlief nicht, und Tags ging er unruhig in den Zimmern umher oder beriet sich mit dem Abbé Fesch und seinen Parteigängern. Er war nachdenklich und blaß, die Augen voll Feuer, die Seele voll Leidenschaft. Vielleicht ging er dem Consulat und dem Kaisertum ruhiger entgegen als dem Range eines Majors der Nationalgarde von Ajaccio.

Der Commissär, welcher die Wahl leiten sollte, war angekommen, und im Hause der Peraldi hatte er sich einlogirt. Dies war fürchterlich. Man beschloß einen 18. Brumaire, einen kleinen Staatsstreich auszuführen. Die Partei Napoleon bewaffnet sich, der wilde Bagaglino, bis an die Zähne bewaffnet, dringt Nachts in das Haus Peraldi, wo man mit dem Commissär eben bei Tische sitzt. „Madame Letitia will Euch sprechen," ruft Bagaglino drohend, „aber sogleich." — Der Commissär folgt ihm, die Peraldi wagen es nicht ihn zurückzuhalten, die Napoleonisten entführen den Gast, und sie zwingen ihn sich in die Casa Bonaparte einzuquartieren, unter dem Vorwande, daß er bei den Peraldi nicht frei sei. Dieser Staatsstreich zeigt den Napoleon fix und fertig.

Die Casa Bonaparte hielt sich im Kriegszustande, aber Peraldi wagte nichts. Nun erschien der Tag der Wahl. In der Kirche San Francesco sollte sie vollzogen werden. Es gab einen Sturm, Geronimo Pozzo di Borgo ward von dem Rednerstul gerissen und nur mit Mühe geschützt. Das Resultat der Wahl war dieses: Quenza, von der Partei Bonaparte, wurde

der erste Chef, Napoleon der zweite nach ihm. Der Sieg war fast vollständig, und das unerreichbare Ziel fast erreicht: Napoleon zweiter Befehlshaber eines Bataillons!

Von dieser Zeit an lebte er nur in seinem Bataillon, dessen Seele er war. Hier machte er seine praktischen Studien ehe er ins Feld abging, wie er im Club von Ajaccio die Schule des Politikers durchmachte. Unterdeß wuchs die Spannung zwischen der Gegenpartei, den Aristokraten, den von eidscheuen Priestern bearbeiteten Bürgern und dem Nationalbataillon von Tag zu Tage. Wenn man die heutigen Bergcorsen sieht, kann man sich ungefähr eine Vorstellung von der Natur jenes Bataillons Quenza-Napoleon machen. Nicht ohne Grund wird der Bürger von Ajaccio diesen Trupp in der Dressur begriffner Montagnards gefürchtet haben. Am Ostertage des Jahres 1792 kam es zu einem blutigen Kampf zwischen dem Volk und dem Bataillon. Er entspann sich auf dem Diamantplatze und dauerte unter vielem Blutvergießen mehrere Tage, ohne daß die Civilbehörden oder der Militärcommandant Maillard sich ins Mittel legten. Napoleon entging glücklich aller Lebensgefahr. Nachdem sich nun der Sturm gelegt hatte, setzte er ein Rechtfertigungsschreiben im Namen seines Bataillons auf, und adressirte es an das Departement, an den Kriegsminister und die Legislative. Es erschienen darauf drei Commissäre; sie statteten günstigen Bericht über die Führung des Bataillons ab, aber es wurde aus Ajaccio entfernt. Napoleon ging nach Corte, wo ihn Paoli mit Kälte empfing.

Im Mai desselben Jahres reiste er nach Paris, um seine Schwester Elisa aus S. Cyr zu holen. Der Umsturz der Dinge überraschte ihn hier und zertrümmerte die Aussichten auf ein Armee-Avancement, die er in Paris zu verwirklichen gehofft hatte. Die leidenschaftliche Natur des Corsen wurde davon so mächtig ergriffen, daß man sagt, er habe Selbstmordgedanken

gehegt. Er ward sie los in einem Dialoge über den Selbstmord. Napoleon verließ Paris bald nach dem schrecklichen 2. September und kehrte nach Corsica zurück.

Der Mann also, welcher bestimmt war Europa umzugestalten, mühte sich in derselben Zeit wo Dumouriez mit den ersten Waffenthaten der jungen Republik die Welt in Erstaunen setzte, in dem wilden Corsica ab, den Cabalen seiner Gegner Stand zu halten und selber Cabalen zu schmieden, und setzte täglich sein Leben dem Dolchstoß oder der Flintenkugel aus. In Corte wieder angekommen, entließ ihn Paoli mit Strenge. Ihre Wege gingen vollständig auseinander, denn in der Seele des jungen Bonaparte regten sich nun andere Wünsche als die, in die Fußstapfen des edlen Patrioten zu treten. Hätte er das gethan, wäre sein Herz für die Freiheit Corsica's entzündet geblieben, dann zeigte mir heute vielleicht ein wilder Ziegenhirte in den Bergen irgend einen Schauerort und sagte: seht, hier ist der große Corsenhäuptling Napoleon Bonaparte gefallen, er war fast so tapfer wie Sampiero.

Paoli gab ihm den Befehl sich nach Bonifazio zu verfügen, um der Expedition gegen Sardinien sich anzuschließen. Murrend gehorchte Napoleon.

Acht Monate blieb er in Bonifazio, die nötigen Anordnungen zu treffen, so weit er damit beauftragt war. Am 22. Januar, einen Tag nach der Hinrichtung Ludwigs, hätte Napoleon in Bonifazio fast das Leben verloren. Marinesoldaten, wütendes Gesindel aus Marseille, waren ans Land gekommen und hatten mit dem Corsenbataillon Händel angefangen; als Napoleon herbeieilte, Ruhe zu schaffen, empfingen sie ihn mit dem Gebrüll ça ira, riefen, daß er ein Aristokrat sei, und auf ihn einstürmend wollten sie ihn an die Laterne hängen, bis es dem Maire, dem Volk und den Soldaten gelang die Bande zu verjagen.

Die Unternehmung auf Sardinien unter Truguets Ober-

befehl eingeleitet, um den Hof von Turin zu schrecken, schlug vollständig fehl. Man will wissen, daß Paoli an dem Mißlingen gearbeitet hatte. Zwar hatte er tausend Mann Nationalgarden unter den Befehl seines vertrautesten Freundes Colonna-Cesari gestellt, aber wie dieser später selbst erzählte, ihm gesagt: „Erinnere dich, o Cesari, daß Sardinien der natürliche Verbündete unserer Insel ist, daß es in allen Verhältnissen uns mit Lebensmitteln und mit Munition versorgt hat, daß der König von Piemont immer der Freund der Corsen und ihrer Sache gewesen ist.“ Das Geschwader, welches unter Colonna's Befehlen stand, verließ endlich den Hafen von Bonifazio und segelte gegen die Insel Santa Maddalena. Napoleon stand unmittelbar unter Colonna und war mit der Artillerie beauftragt. Der junge Artillerist brannte vor Ungeduld, es war seine erste Waffenthat. Einer der ersten sprang er ans Land und schleuderte mit eigner Hand eine Brandkugel in das Castell Maddalena. Aber seine vorzüglichen Anordnungen hatten keinen Erfolg; die Sarden machten einen Ausfall, Colonna ließ ohne Weiteres zum Rückzuge blasen.

Der junge Napoleon weinte vor Wut, er machte Colonna heftige Vorstellungen, und da dieser ihn mit Nichtachtung anhörte, wandte sich Napoleon gegen einige Officiere und sagte: Er versteht mich nicht. — Colonna herrschte ihm darauf zu: Ihr seid ein Unverschämter! — Der junge Soldat kannte seine Pflicht, schwieg und stellte sich an seinen Posten. Ein Paradepferd ist er und nichts anderes, sagte er nachher. So war die erste Waffenthat Napoleons sieglos und ein Rückzug.

Als er darauf nach Bonifazio zurückgekehrt war, erfuhr er, daß Paoli, welcher nun die Maske abzuwerfen sich genötigt sah, das Bataillon Quenza aufgelöst habe. Dies geschah im Frühlinge des Jahres 1793, zu der Zeit als der Convent Saliceti, Delcher und Lacombe als Commissäre auf die Insel schickte. Lucian Bonaparte und Bartolomeo Arena hatten

Paoli denuncirt. Napoleon aber hatte an der Denunciation keinen Teil, vielmehr gebot ihm das Andenken seines Vaters und sein Edelmut den großen Landsmann zu verteidigen. Er schrieb selbst Paoli's Apologie und sandte sie dem Convente zu; dies war eine That, welche ihn ehrt. Die merkwürdige Schrift ist aufbehalten, doch an einigen Stellen lückenhaft; wie sie vorliegt, halte ich sie nur für den ersten Hinwurf Napoleons, aus welchem er dann ein Ganzes formen wollte.

Schreiben Napoleons an den Convent.

Repräsentanten!

Ihr seid die wahren Organe der Volkssouveränität. Alle eure Decrete sind von der Nation dictirt oder durch sie unmittelbar vollzogen. Jedes eurer Gesetze ist eine Wolthat und erwirbt euch einen neuen Anspruch auf den Dank der Nachwelt, welche euch die Republik verdankt, und auf den der Welt, welche von euch die Freiheit datiren wird.

Ein einziges eurer Decrete hat die Bürger der Stadt Ajaccio tief niedergeschlagen; dasjenige, welches einem 70jährigen schwachen Greise befiehlt sich an eure Barre zu schleppen, und ihn einen Augenblick neben den gottlosen Wühler oder den feilen Ehrgeizigen stellt.

Paoli sollte ein Wühler oder ein Ehrgeiziger sein?

Aufwiegler! und warum? Etwa um sich an der Familie der Bourbons zu rächen, deren perfide Politik sein Vaterland mit Jammer überhäufte und ihn zur Verbannung zwang? Aber endete jene nicht eben mit der Tyrannei, und habt ihr nicht eben seinen Groll, wenn er ihn noch bewahrt, in dem Blute Ludwigs gesättigt?

Aufwiegler! und warum? Etwa um die Aristokratie des Adels und der Priester wiederherzustellen? Er, welcher seit seinem 13. Jahre ..... er welcher, kaum an die Spitze der

Angelegenheiten gelangt, das Lehnswesen zerstörte, und keine andere Auszeichnung kannte, als die des Bürgers? er welcher, dreißig Jahre sind es her, gegen Rom kämpfte und excommunicirt ward (dieses ist eine Unrichtigkeit), welcher der Güter der Bischöfe sich bemächtigte, um sie zu geben, nach Venedig .... in Italien ....

Aufwiegler! und warum? Um Corsica an England zu liefern, er, welcher es nicht an Frankreich hat liefern wollen trotz der Offerten Chauvelins, der nicht Titel noch Gunstbezeugungen schonte!

Corsica an England geben! Was würde er gewinnen, wenn er in dem Kote Londons lebte? Warum blieb er nicht dort als er exilirt ward?

Paoli sollte Egoist sein? Wenn Paoli Egoist ist, was kann er noch mehr begehren? Er ist der Gegenstand der Liebe seiner Landsleute, welche ihm nichts verweigern; er steht an der Spitze der Armee; er befindet sich am Vorabend des Tages, wo er das Land gegen einen fremden Angriff verteidigen soll.

Wenn Paoli ehrgeizig war, so hat er alles bei der Republik gewonnen: und wenn er sich anhänglich zeigte an . . . seit der constituirenden Versammlung, was muß er nicht heute thun, wo das Volk alles ist?

Paoli ehrgeizig! Repräsentanten, als die Franzosen von einem verderbten Hofe regiert waren, als man weder an die Tugend noch an die Vaterlandsliebe glaubte, hatte man ohne Zweifel sagen müssen, daß Paoli ehrgeizig war. Wir haben den Tyrannen den Krieg gemacht; das hat nicht sein sollen aus Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit, sondern aus Ehrgeiz der Führer! In Coblenz also muß Paoli für ehrgeizig gelten; aber in Paris, in dem Centrum der französischen Freiheit, muß Paoli, wenn man ihn wol kennt, der Patriarch der französischen

Republik sein; so wird die Nachwelt denken, so glaubt es das Volk. Folgt meiner Stimme, laßt die Verläumdung schweigen und die gründlich verderbten Menschen, welche sie als Mittel gebrauchen. Repräsentanten! Paoli ist mehr als ein Greis von siebenzig Jahren, er ist schwächlich! Ohne dies würde er an eure Barre gegangen sein, um seine Feinde zu vernichten. Wir sind ihm alles schuldig, bis auf das Glück eine französische Republik zu sein. Er genießt stets unser Vertrauen. Nehmt, was ihn betrifft, euer Decret vom 2. April zurück und gebt diesem ganzen Volke die Freude wieder ...."

Bald darauf überwarf sich der junge Revolutionär mit Paoli bis zur tödtlichen Feindschaft. Der greise Patriot fand in dem jungen Manne den heftigsten Gegner nicht seiner Person, sondern seiner Ideen. Man erzählt, Paoli habe ihn damals noch nicht ganz erkannt und ihm angedeutet, daß er damit umgehe, Corsica von Frankreich loszureißen und eine Verbindung mit England anzuknüpfen. Entrüstet sei Napoleon aufgefahren, und Paoli in den leidenschaftlichsten Haß gegen ihn geraten. Pasquale's Anhang war zahlreich, und auch die Festung Ajaccio in den Händen seines Freundes Colonna. Er und Pozzo di Borgo, damals Generalprocurator, vor den Convent geladen, trotzten daher der Aufforderung; sie lebten jetzt unter der Acht des Conventes und im offnen Kriege gegen die Franzosen.

Nun bestellten die drei Repräsentanten Napoleon Bonaparte zum Generalinspector der Artillerie Corsica's, und gaben ihm auf, die Citadelle von Ajaccio zu erobern. Er versuchte es, doch alle seine Anstrengungen, die Festung seiner Vaterstadt zu erzwingen, scheiterten. Das Schicksal hatte einmal für Napoleon in Corsica keine Lorbeern gepflanzt. Während dieser Unternehmung schwebte sein Leben in äußerster Gefahr. Er besetzte nämlich den Turm von Capitello am Golf von Ajaccio mit etwa 50 Mann, um von hier aus zu Lande zu operiren,

während die Kriegsfahrzeuge von der See her bombardirten. Ein Sturm wehte die Flotte aus dem Golf; Napoleon blieb von ihr abgeschnitten in dem Turm allein und mußte durch drei Tage, von Pferdefleisch sich nährend, sich verteidigen, bis einige Hirten von den Bergen ihn aus seiner Lage befreiten und er über Wasser die Flotte wieder erreichte.

Mißmutig reiste er nach Bastia, zu Lande. Unterwegs aber erfuhr er, daß sein Leben bedroht sei, daß Marius Peraldi das Volk aufgewiegelt habe, ihn festzunehmen und an Paoli auszuliefern, der ihn wolle erschießen lassen, sobald er seiner habhaft würde. In Vivario barg ihn der Pfarrer, in Bocognano wurde er von seinen Freunden mit äußerster Not der Volkswut entrissen; er versteckte sich dort in einem Zimmer und entschlüpfte Nachts durch ein Fenster auf die Straße. Glücklich entkam er nach Ajaccio. Aber auch hier noch heftiger bedroht, rettete er sich aus seinem Hause in eine Grotte, nahe bei der Capelle der Griechen, wo er eine Nacht sich verborgen hielt. Seine Freunde schifften ihn endlich ein, und so gelangte er über Meer nach Bastia. Unterdeß richtete sich die Wut der Paolisten auch auf Napoleons Familie. Madame Letitia erschrak vor den Anzeichen der nahen Gefahr und floh mit ihren Kindern nach Milelli, von einigen getreuen Paesanen aus Bastelica und Bocognano begleitet. Mit ihr waren Louis, Elisa, Paolina und der Abbé Fesch; Hieronymus und Carolina blieben im Hause Ramolino versteckt. Auch in Milelli nicht sicher, entfloh die geängstigte Familie während der Nacht nach dem Meere zu in die Gegend des Turms von Capitello, in der Hoffnung, die angekündigte französische Flotte daselbst erwarten zu können. Die Flucht durch dieses schwierige Bergland war mühsam, denn es gibt dort keine andern Wege als über das Gestein, durch die Macchia und über die Bergwasser. Madame Letitia hielt die kleine zierliche Paolina an der Hand; Fesch ging mit Elisa und mit Louis; voraus marschirte ein Trupp von Landleuten

aus Bastelica, dem Geburtsorte Sampiero's, dahinter die Männer von Bocognano, bewaffnet mit Dolchen, Flinten und Pistolen. So irrte die Familie Napoleons über die Berge und erreichte nach vieler Anstrengung, über Felsen kletternd und durch die Wasser watend, das Ufer von Capitello, wo alle sich im Buschwalde verbargen.

In eben dieser Zeit hatte Napoleon in Bastia ein kleines Schiff bestiegen und war der französischen Flotte vorangesegelt, welche von dort ausgelaufen war, um bei Ajaccio zu landen und das Castell zu nehmen. Napoleon stieg bei den Blutinseln ans Land, wo viele der Hirten seiner Familie ihre Heerden hatten, und dort erfahrend, daß seine Familie auf der Flucht sei, schickte er Hirten nach allen Gegenden sie aufzusuchen. Er wartete die Nacht hindurch auf Botschaft. Es ward Morgen; er saß unter einem Felsen, sorgenvoll an das Schicksal der Seinigen denkend — plötzlich stürzt ein Hirt auf ihn zu, rufend: rettet Euch! Ein Trupp Menschen, aus Ajaccio ausgezogen, Bonaparte und seine Familie einzubringen, eilte auf ihn zu — Napoleon sprang ins Meer. Sein kleines Schiff, eine Chebeque, hielt die Verfolger durch sein Feuer zurück und glücklich nahm ihn das Boot auf.

An demselben Tage segelte Bonaparte in den Golf ein, und an der Küste hinstreichend, bemerkte er Menschen am Ufer, welche Zeichen gaben, daß sie aufgenommen werden wollten. Es waren seine Mutter Letitia und seine Geschwister.

Man schaffte sie schnell nach Calvi, wo sie Gastfreundschaft fanden. Das Haus Bonaparte war von dem wütenden Volke geplündert worden. Ihre Rettung hatte die Familie allein der Umsicht des Corsen Costa zu verdanken, welchem Napoleon noch in seinem Testament aus Erkenntlichkeit die Summe von 100,000 Franken vermachte.

Er selbst segelte nach einem vergeblichen Versuche auf Ajaccio, von der Flotte nicht unterstützt und endlich abgerufen, gleich-

falls nach Calvi, und von hier aus Corsica verlassend, erscheint er in Toulon wieder.

So hatte ihn Pasquale Paoli in die Weltgeschichte hineingetrieben. Zwei Männer, die sich als erbitterte Feinde gegenübergestanden, Marbeuf und Paoli, und das ist der Despotismus und die Demokratie, hatten Napoleon seine Laufbahn gewiesen. Als er nun Consul wurde und sein Gestirn glänzend über der Welt stand, war Paoli's Stern lange untergegangen. Tief bewegt es mich, denke ich mir da den edlen Greis Pasquale als verschollenen Verbannten einsam in seinem Hause zu London, wie er in uneigennütziger Freude auf die Kunde von Napoleons Consulernennung sein Haus illuminirt, den Groll vergessend und hoffend, daß der große Corse ein Hort der Menschheit sein werde. In einem Brief sagte er: „Napoleon hat unsere Vendetta an allen denen vollzogen, welche die Ursache unsres Falles gewesen sind. Ich wünsche nur, daß er sich seines Vaterlandes erinnern möge." Er blieb in der Verbannung: Napoleon rief ihn nicht zurück, vielleicht weil er fürchtete, die Eifersucht der Franzosen zu erregen.

In den Tagen seines Glücks vergaß Bonaparte sein kleines Vaterland, undankbar und kleinlich wie alle Emporkömmlinge, welche an die dunkle Stelle ihrer Geburt nicht gerne erinnert sein wollen. Er that nichts für das arme Land, und die Corsen haben ihm das nicht vergessen können. Sie erinnern sich auch noch heute daran, daß der Kaiser als sich ihm einst ein Corse vorstellte, diesen trocken fragte: „Nun, wie steht's in Corsica, ermorden sich die Corsen noch immer?"

Seit seiner Flucht besuchte er die Heimatsinsel nur noch einmal, als er von Egypten kam. Am 29. September 1799 lief sein Schiff in den Hafen von Ajaccio ein; mit ihm waren Murat, der in anderer Gestalt einst diesen Hafen verlassen sollte, Eugen, Berthier, Lannes, Andreossi, Louis Bonaparte, Monge und Berthollet. Er wollte nicht ans Land, aber seine

Begleiter waren neugierig seinen Heimatsort kennen zu lernen, und er widerstand nicht länger ihren Bitten und denen der Bürger Ajaccio's. Ein Mann, der damals als Kind die Landung Napoleons mit angesehen hatte, erzählte mir davon. Seht, sagte er, dieser Platz war mit jauchzenden Menschen bedeckt und das Volk füllte die Dächer; es wollte den räthselhaften Mann sehen, der noch vor wenigen Jahren als schlichter Officier und als einer der Hauptdemokraten Ajaccio's hier herumgegangen war. Er stieg ab in der Casa Bonaparte. Er ging auf dem Diamantplatze spazieren. Da muß ich Euch eine Geschichte erzählen, welche ihm Ehre macht. Als Napoleon noch in Ajaccio war, waren die Priester und Aristokraten auf ihn sehr erbittert. Eines Tages will er in sein Haus zurückkehren; er ist gerade an die Ecke dieser Straße gekommen, da sieht er einen Priester, meinen eignen Verwandten, am Fenster jenes Hauses stehn, die Flinte auf ihn angelegt. In demselben Augenblick bückt sich Napoleon, und die Kugel schlägt über ihm weg in die Wand — einen Moment früher, und es gab keinen Kaiser Napoleon in der Welt. Jenem Priester nun begegnete der General Bonaparte auf dem Diamantplatze. Der Geistliche wich nach der andern Seite der Straße aus. Aber Napoleon sah ihn, kam auf ihn zu, gab ihm die Hand und erinnerte ihn heiter an die Vergangenheit. Seht, er war darin kein Corse, und große Menschen vergessen leicht Beleidigungen." Aber Napoleon war wol ganz Corse, als er den Herzog von Enghien erschießen ließ. Diese That war die That eines corsischen Banditen, und kann erst recht begriffen werden, wenn man weiß was die Blutrache in Corsica erlaubt, den Mord nämlich auch an den unschuldigen Gliedern der feindlichen Sippschaft. Nicht ganz konnte Napoleon sein corsisches Naturell verläugnen, und so war er auch romantisch, theatralisch, abenteuerlich wie die Corsen es zum Teile sind. Egypten, Rußland, Elba sind Stellen in seiner

Geschichte, wo er nichts war als ein großer und genialer Abenteurer.

In Ajaccio ging er damals mit seinen Begleitern auf die Jagd; einen Tag brachte er in Milelli zu, wo er einst das Pamphlet gegen Buttafuoco geschrieben hatte. Wie viele bewundernswürdige Thaten lagen nun schon hinter ihm, wie viele Fürsten und Völker hatte nun schon die Gewalt seines Schwertes und der Donner seiner Phrase niedergeworfen. Er rief seine Hirten, reichlich belohnte er jenen Bagaglino, der ihm einst seinen ersten Staatsstreich ausgeführt hatte. Seine Heerden, seine Aecker verteilte er. Auch seine Amme Camilla Ilari kam herbei; sie umarmte ihn mit Schluchzen, sie brachte ihm eine Flasche voll Milch zum Geschenk; in ihrer naiv einfältigen Weise sagte sie, mein Sohn, ich habe dir die Milch meines Herzens gegeben, nimm jetzt die Milch meiner Ziege. Napoleon schenkte ihr ein wohnliches Haus und reichliches Ackerland, und als er Kaiser geworden war fügte er noch eine Pension von 3600 Franken hinzu. — Nach einem Aufenthalt von sechs Tagen ging er von Ajaccio nach Frankreich unter Segel.

Seitdem besuchte er seine Heimatsinsel nie mehr; aber das Schicksal zeigte sie eines Tages noch seinen Augen als er, ein geschlagener Mann, beseitigt von der Weltgeschichte und für ihre Zwecke aufgebraucht, auf dem winzigen Felsen von Elba stand. Da zeigte ihm das ironische Schicksal die dunkle Stelle, von wo er einst als Kind der Fortuna in die Welt gezogen war, sein Glück zu suchen.

Später, auf Sanct Helena, kehrten seine Gedanken immer wieder zu Corsica zurück. Sterbende pflegen ihren Lebensgang in Gedanken zurückzuwandern und am liebsten bei ihrer Kindheit zu verweilen. Viel sprach er von seiner Heimat. In den Commentaren sagt er einmal: „Meine guten Corsen waren in der Zeit des Consulats und des Kaiserreichs nicht mit mir

zufrieden. Sie behaupteten, ich hätte wenig für mein Vaterland gethan ... Meine Feinde und mehr meine Neider spionirten um mich; alles was ich für meine Corsen that, ward wie ein Diebstal ausgeschrien und wie ein Unrecht gegen die Franzosen. Diese notwendige Politik hatte mir das Gemüt meiner Landsleute abgewendet und sie gegen mich erkältet. Ich bedaure sie, doch ich konnte nicht anders handeln. Als die Corsen mich unglücklich sahen, als sie mich von manchem undankbaren Franzosen mißhandelt, als sie Europa gegen mich verschworen sahen, da vergaßen sie alles wie Menschen von fester und unverdorbener Tugend, und fanden sich bereit sich für mich zu opfern, wenn ich es gewollt hätte ... Welche Erinnerungen hat mir Corsica gelassen! Ich denke noch mit Freude an seine schönen Gegenden, an seine Berge, ich erinnere mich noch jetzt an den Duft, den es aushaucht. Ich würde das Loos meines schönen Corsica verbessert haben, ich würde meine Mitbürger glücklich gemacht haben, aber der Umsturz ist gekommen, und ich habe meine Pläne nicht ausführen können."

Die erste Frage, welche Napoleon an den Corsen Antommarchi, seinen Arzt richtete, als er in S. Helena zu ihm ins Zimmer trat, war diese: Haben Sie einen Filippini? — Viele Landsleute seiner Insel hatten ihn in seiner Laufbahn begleitet gehabt, viele hatte er erhoben, Bacciochi, Arena, Cervoni, Arrighi, Saliceti, Casabianca, Abbatucci, Sebastiani. Mit demselben Colonna, welcher Paoli's Freund gewesen war und der ihn einst befeindet hatte, war er bis zu seinem Ende innig befreundet. Man sagt, daß Paoli jenem aufgetragen hatte, dem jungen Napoleon bei Ajaccio einen Hinterhalt zu legen, um ihn lebend oder todt aufzubringen; nun, man sagt es. Dessen weigerte sich Colonna. Beiden Männern Paoli wie Napoleon blieb er Freund, ohne zu heucheln, denn er war ein edler Mensch. Er war der Erste, welcher um Napoleons Flucht aus Elba wußte, und in seinem Testament von

S. Helena vertraute ihm der Kaiser die Sorge um seine Mutter. Colonna unterzog sich ihr gewissenhaft; bis an Letitia's Tode blieb er bei ihr als Freund und Hausmeister. Dann zog er sich nach Vico bei Ajaccio zurück.

Aus eines Corsen Händen nahm der sterbende Napoleon die letzte Oelung auf Sanct Helena; es war der Priester Vignale, welcher nachher in Corsica ermordet wurde. So starb er unter seinen Heimatsbrüdern, die ihn nicht verlassen hatten.

Siebentes Kapitel.

Zwei Särge.

Wo kam der Tron des größten Königs hin?
Wo sind die Großen all' voll Heldensinn?
Du gehst von hinnen, doch es währt die Welt,
Und keiner hat ihr Rätsel aufgehellt.
Voll weiser Lehren ist für uns ihr Lauf,
Warum denn achten wir so wenig drauf?
Firdusi (von Schack).

Indem ich die Geschichte Napoleons, sein glanzvolles Kaiserreich, die Völker und die Fürsten, welche dieser jähe Wandelstern zu seinem Hofe heranzog, die Flut von Ereignissen und von Geschicken, die er über die Welt warf, mir vergegenwärtigte, überkam mich in seinem nun todtenstillen Hause Traurigkeit und Befriedigung zugleich.

Alle jene ungeheuren Leidenschaften, welche nimmersatt die halbe Welt verschlangen, wo sind sie nun, was bewegen sie noch? Sie sind wie ein Traum, wie eine große Fabel, welche die Säugamme Zeit ihren Kindern erzählt. Dank sei der Zeit. Sie ist die stille und geheimnißvolle Macht, die alles wieder ebnet, selbst die himmelaufragenden Herrscher. Sie ist der heilsame Ostracismus, das wahre Scherbengericht.

Wo ist Napoleon? Was blieb von ihm übrig? — —

Ein Name und eine Reliquie, welche ein leicht zu blendendes Volk nun öffentlich anbetet. Wie die verhaltene Leichenfeier Napoleons vom Jahre 1821 erscheint mir das, was nun jenseits des Rheins geschah. Aber die Todten stehen nicht mehr auf. Nach den Göttern kommen die Gespenster und nach der Welttragödie das Satirspiel. — Ein Leichengeruch geht durch die Welt, seitdem sie drüben, jenseits des Rheins, einen todten Mann aufgeweckt haben.

Ich ging aus dem Hause der Letitia in ihre Sargcapelle.

Die Straße des Königs von Rom führt zu der Kathedrale von Ajaccio. Die Kirche ist ein plumper Bau mit schlichter Façade, über deren Portal ein ausgelöschtes Wappen zu sehen ist. Ohne Zweifel war es das Wappen der Republik Genua. Das Innere ist bunt und ziemlich ländlich. Schwere Pfeiler trennen es in drei Schiffe; die Kuppel ist klein, wie die Tribüne.

Rechts nun befindet sich am Chor eine kleine schwarz ausgeschlagene Capelle. Zwei mit schwarzem Sammet überdeckte Särge stehen darin vor einem ganz dörflich ausgezierten Altar. Zu Fuß und zu Haupt eines jeden Sarges sind hölzerne Candelaber aufgestellt, und ein ewiges, doch ausgelöschtes Lämpchen hängt über jedem. Auf dem Sarge zur Linken liegt ein Cardinalhut und ein Immortellenkranz; auf dem Sarge zur Rechten eine Kaiserkrone und ein Immortellenkranz.

Das sind die Särge des Cardinals Fesch und der Madame Letitia. Im Jahre 1851 hat man sie aus ihren italischen Grüften hieher gebracht. Letitia war am 2. Februar 1836 in ihrem römischen Palast am venetianischen Platz gestorben, und ihr Sarg stand seitdem in einer Kirche der Stadt Corneto bei Rom.

Kein Marmor, kein Kunstwerk, kein Gräberpomp — nichts ziert die Stätte, wo eine Frau begraben liegt, welche einen Kaiser, drei Könige und drei Fürstinnen gebar.

867

Mich überraschte die bewußtlose Ironie und der tief tragische Sinn, welcher in dieser fast ländlichen Einfalt von Letitia's Gruftcapelle liegt. Sie gleicht einer fürstlichen Todtengruft aus Theatercoulissen. Ihr Sarg ruht auf einem hohen hölzernen Gestell, von Holz sind die plumpen Candelaber und das Gold daran ist Schaum. Sammet dünkt der Ueberhang der Capelle, doch ist er von gemeinem Tafft und die langen silbernen Fransen daran sind Silberpapier. Jene goldne Kaiserkrone auf dem Sarge ist von Holz und mit Goldschaum überklebt. Nur der Immortellenkranz Letitia's ist ächt.

seit 1855 in der Fesch-Capelle im Palais Fesch

Man sagte mir, daß diese Gruftcapelle provisorisch sei, und daß man eine neue Kathedrale bauen werde mit einer schönen Todtengruft für die Mutter Napoleons. Das hat gute Wege, denn die Corsen sind sehr arm, und es sollte mich auch dauern. Die wackern Bürger von Ajaccio wissen gar nicht, wie tiefsinnig sie gewesen sind. Es spricht eine so große Lebensweisheit aus dieser Capelle . . . Was waren auch die Kronen, welche Letitia von Ajaccio und ihre Kinder trugen? Einen kurzen Abend lang waren sie Fürsten, dann warfen sie schnell Purpur und Scepter ab und verschwanden, als wäre nichts geschehn. Darum hat die Geschichte selber die Krone von Goldschaum auf den Sarg der Bürgerstochter Ramolino gelegt. Laßt sie liegen, sie ist nicht minder schön, wenn sie gleich unecht ist wie das Glück der Bastardkönige, welche dieses Weib gebar.

Nie durfte wol, so lange die Welt steht, einer Mutter Herz höher schlagen, als das Herz des Weibes in diesem Sarge. Ihre Kinder sah sie eins nach dem andern auf der höchsten Sonnenhöhe menschlicher Herrlichkeit, aber eins nach dem andern sah sie dieselben niederstürzen. Sie hat dem Schicksal die Schuld bezahlt.

Welch ein unverschuldetes Loos, und wie kam es, daß in dem Schooße einer jungen, heitern und eiteln Frau so

dämonische Mächte, diese völker- und städteverschlingenden Gewalten reifen mußten? —

Achtes Kapitel.

Pozzo di Borgo.

Das Haus in der Straße Napoleon, in welchem der Flüchtling Murat gewohnt hatte, ist zu einem Palast umgeschaffen. Das Wappen über der Thüre sagt, daß es der Familie Pozzo di Borgo angehört. Nächst den Bonaparte sind die Pozzo die berühmteste Familie Ajaccio's, von altem Adel und lange vor jenen in Corsica namhaft. Im sechzehnten Jahrhundert zeichneten sie sich im Dienste der Venetianer aus. Der corsische Dichter Biagino di Leca, welcher in seinem Epos il d'Ornano Marte die Thaten des Alfonso Ornano verherrlicht, preist zugleich auch mehrere Pozzo di Borgo und weissagt ihrem Geschlecht unsterblichen Ruhm.

Wenigstens hat die Familie eine europäische Bedeutung durch den Grafen Carlo Andrea erlangt, jenen Jugendgenossen Napoleons, Freund Paoli's und unerbittlichen Hasser des Kaisers. Er war am 8. März 1768 in Alata bei Ajaccio geboren; er hatte in Pisa die Rechte studirt, wie Carlo Bonaparte, und spielte dann in Corsica erst als Demokrat und Revolutionär, dann als Paolist eine Rolle. Im Jahre 1791 war er Abgeordneter von Ajaccio, dann Generalprocurator und Paoli's rechte Hand. Als Corsica sich an England angeschlossen, wurde der gewandte Mann Präsident des corsischen Staatsrates unter dem Vicekönigtum Elliots. Man sagt, daß der Diplomat seinen Gönner Paoli bei den Engländern in Mißcredit brachte, um seinen eigenen Einfluß geltend zu machen. Später verließ er Corsica, ging mehrmals nach London, nach Wien, nach Rußland, nach

Constantinopel, nach Syrien; die Welt und die Höfe durchwandernd, wie einst Sampiero, schürte der unermüdliche Feind in rastloser Thätigkeit den Haß der Cabinette gegen Napoleon. Alexander hatte ihn im Jahre 1802 zum russischen Staatsrat gemacht. Napoleon verfolgte ihn mit gleichem Hasse; diesen alle seine Bahnen durchschleichenden Feind sehnte er sich in seine Gewalt zu bekommen. Nach dem Preßburger Frieden forderte er seine Auslieferung. Hätte er sie erlangt, so würde er mit Pozzo di Borgo gethan haben, wie Carl der Zwölfte mit Pattul that. Merkwürdig ist diese Feindschaft — sie ist ja wol corsische Vendetta, corsischer Haß auf die Weltgeschichte übertragen. Pozzo di Borgo war es, welcher Bernadotte gegen Napoleon zur Thätigkeit stimmte; er war es, welcher die Verbündeten zum schleunigen Marsche gegen Paris trieb; er war es, welcher den König von Rom beseitigte, welcher auf dem Wiener Congreß darauf drang, Napoleon aus Elba in eine weit abgelegene Insel zu verbannen. Bei Waterloo stand er seinem großen Gegner mit den Waffen in der Hand gegenüber und wurde verwundet. Als nun endlich sein gigantischer Feind für immer gebändigt auf St. Helena da lag, sprach der Diplomat im Gefühle seiner gesättigten Rache das stolze und fürchterliche Wort: Ich habe Napoleon nicht getödtet, aber ich habe auf ihn die letzte Schaufel Erde geworfen!

Pozzo die Borgo erndtete die russische Grafenkrone und die Ehre, der bleibende Vertreter aller russischen Staaten am Hofe Frankreichs zu sein. In Paris lebend trat er freimütig der Reaction entgegen und geriet darüber in eine gespannte Stellung mit den Höfen. Er war und blieb trotz seiner Laufbahn Corse. Man erzählte mir, daß er die Landesart nimmer abgelegt hatte. Er liebte seine Heimat. Man könnte fast sagen, er bekriegte auch darin Napoleon, daß er ihm die Dankbarkeit seiner Landsleute nahm. Napoleon that nichts für Corsica, Pozzo di Borgo sehr viel. Er ließ die Herausgabe der beiden

corsischen Geschichtschreiber Filippini und Peter besorgen, und Gregori widmete ihm auch seine Sammlung der Statuten. Pozzo di Borgo's Name prangt nun auf den drei größesten Documenten corsischer Geschichte und ist unauslöschlich. Seine Wolthätigkeit in milden Stiftungen und Spenden an seine Landsleute war groß, wie sein Vermögen. Er starb als Privatmann in Paris am 15. Februar 1842, 74 Jahre alt, mit der Welt zerfallen, innerlich zerrissen und geisteskrank. Er war einer der gewandtesten Diplomaten und der scharfsinnigsten Köpfe dieses Jahrhunderts.

Sein Vermögen ging auf seine Neffen über, welche sich reiche Besitzungen bei Ajaccio gekauft haben. Einer derselben wurde vor wenigen Jahren in der Nähe der Stadt ermordet. Er war Verwalter der Wolthaten, welche der Graf Carlo Andrea spendete, und hatte sich als solcher durch Ungerechtigkeiten verhaßt gemacht. Man erzählte mir, daß er nebenher ein Mädchen verführt hatte, und sich weigerte, ein hohes Bußgeld an die Sippschaft desselben zu zahlen. Die durch ihn Beleidigten beschloßen seinen Tod. Als er eines Tags von seiner Villa nach der Stadt fuhr, umringten Jene den Wagen und riefen ihm zu: Neffe des Carlo Andrea Pozzo di Borgo steige aus! Der Unglückliche that es ohne Zögern. Mit kaltem Blut vollzogen die Mörder die Execution, am hellen Tage und unter freiem Himmel, gleichsam als Act der Volksjustiz gegen einen Verbrecher. Nicht gleich hatten die Schüsse den Mann getödtet. Die Mörder trugen den Sterbenden selbst in den Wagen und befahlen dem Kutscher, umzukehren, damit der Neffe Pozzo di Borgo's auf seinem Bette sterbe. Dann gingen sie in den Buschwald, wo sie nach einiger Zeit im Kampf mit den Gendarmen erschlagen wurden.

Dies ist ein Zug schrecklicher Gerechtigkeit, wie sie in dem Lande der Corsen so oft geübt wird. Ich erzähle hier ein zweites Beispiel. Es ist ein bewundernswürdiger und erschüttern-

der Vorfall, welcher sich in dem Geburtsdorf der Pozzo zu Alata wenige Millien von Ajaccio begeben hat.

* * *

Der corsische Brutus.

Zwei Grenadiere des französischen Regiments Flandern, welches als genuesisches Hülfscorps in Ajaccio lag, desertirten. Sie flohen in die Berge von Alata und hielten sich dort in den Wildnissen verborgen, wo sie das Mitleid und die Gastlichkeit der armen Hirten ansprachen.

Heilig ist das Gastrecht. Wer es verletzt ist nach der alten Sitte der Väter vor Gott und Menschen gleich dem Kain.

Als es nun Frühling geworden war, jagten Officiere vom Regiment Flandern in jenen Bergen Alata's. Sie kamen dem Ort nahe, wo die Flüchtlinge sich versteckt hielten. Diese erblickten die Jäger und duckten sich hinter einen Felsen, auf daß sie nicht erkannt und zum Jagdwilde wurden. Dort weidete gerade ein junger Hirte seine Ziegenheerde. Der Herr von Nozières, Oberst des Regiments, trat auf ihn zu und fragte ihn, ob etwa entflohene Grenadiere in den Bergen versteckt wären. Ich weiß es nicht, sagte der junge Hirt und war verlegen. Der Herr von Nozières schöpfte Argwohn. Er drohte dem Hirten mit Gefängniß im Turm von Ajaccio, wenn er nicht die Wahrheit sage.

Da erschrack Joseph, er sagte nichts, aber zitternd wies er mit der Hand nach dem Orte hin, wo die armen Deserteure sich versteckt hielten. Der Officier verstand ihn nicht. Rede! schrie er ihn an. Joseph sagte nichts, er zeigte wieder mit der Hand. Die anderen Officiere ließen nun die Hunde los und eilten nach der angedeuteten Stelle, vielleicht im Glauben, dort ein Thier zu finden, welches der einfältige Stumme ihnen gewiesen.

Es sprangen die beiden Grenadiere auf, flohen, wurden eingeholt und festgemacht.

Dem Joseph gab der Herr von Nozières vier blanke goldne Louisd'ors als Anzeigelohn. Wie der junge Hirte die Goldstücke in der Hand hielt, vergaß er vor kindischer Freude Officiere und Grenadiere und die ganze Welt, denn er hatte niemals blankes Gold gesehn. Er lief in die Capanne seines Vaters, und Vater, Mutter und Bruder rief er zusammen, geberdete sich unsinnig vor Freude und zeigte seinen Schatz.

Wie hast du dieses Gold erworben, mein Sohn Joseph? fragte der alte Hirte. Der Sohn erzählte was geschehen war. Mit jedem Worte, das er sprach, wurde das Gesicht seines Vaters finsterer, die Brüder entsetzten sich, und wie Joseph auserzählt hatte, war er selbst blaß geworden wie der Tod.

Heilig ist das Gastrecht. Wer es verletzt ist nach der alten Sitte der Väter vor Gott und Menschen gleich dem Kain.

Der alte Hirte warf einen schrecklichen Blick auf seinen zitternden Sohn, und ging aus der Capanne. Seine ganze Sippschaft rief er zusammen. Wie nun die Sippen gekommen waren, legte er ihnen den Fall vor und gab ihnen auf über seinen Sohn zu urteilen. Denn es scheine ihm, er sei ein Verräter und habe seinen ganzen Stamm und das ganze Volk geschändet.

Das Gericht der Sippen fällte den Spruch, daß Joseph des Todes schuldig sei, und das thaten sie einstimmig. Wehe mir und meinem Sohne! rief verzweifelt der Alte. Wehe meinem Weibe, daß sie mir den Judas gebar!

Die Sippen gingen zu Joseph. Sie nahmen ihn und führten ihn an die Stadtmauer von Ajaccio, an einen einsamen Ort.

Wartet hier, sagte der alte Hirte, denn ich gehe zu dem Commandanten. Ich will ihn um das Leben der beiden Grenadiere bitten. Ihr Leben sei auch meines Sohnes Leben.

Der Alte ging zu dem Herrn von Nozières. Er warf sich vor ihm auf die Kniee und bat um die Begnadigung der

beiden Soldaten. Verwundert sah ihn der Officier an und staunte über eines Hirten Mitgefühl, der um zwei fremde Sol daten so bitterlich weinte. Aber er sagte ihm, daß Deserteure des Todes schuldig seien, denn so wolle es das Gesetz. Der Alte stand auf und ging seufzend hinweg.

Er kam zurück an die Mauer, wo die Sippen mit dem armen Joseph standen. Es war umsonst, sagte er. Mein Sohn Joseph, du mußt sterben, stirb wie ein braver Mann, und lebe wol!

Der arme Joseph weinte, dann wurde er still und gefaßt. Einen Priester hatte man geholt, der empfing seine Beichte und gab ihm den himmlischen Trost.

Es war gerade die Stunde, als man die beiden armen Deserteure mit Spießruten zu Tode schlug. Da stellte sich auch der arme Joseph ruhig an die Mauer. Die Sippen zielten gut, und er fiel.

Wie er todt war, nahm sein alter Vater bitterlich wei= nend die vier blanken Louisd'ors, gab sie dem Priester und sagte zu ihm: Gehet zu dem Commandanten und sagt ihm: Herr, hier habt ihr den Judaslohn zurück. Wir sind arme und redliche Menschen und haben den gerichtet, welcher ihn aus eurer Hand empfing.

Heilig ist das Gastrecht. Wer es verletzt ist nach der alten Sitte der Väter vor Gott und Menschen gleich dem Kain.

* * *

Lebhaft gedenkt man noch in Alata und Ajaccio der groß= herzigen That eines Weibes aus der Familie Pozzo di Borgo, vom Jahr 1794. Auch diese sei hier erzählt.

Marianna Pozzo di Borgo.

In Appietto bei Ajaccio war alles Volk beim Carneval vergnügt. Nach alter Sitte, die noch heute auf der Insel

besteht, saß der Carnevalskönig von seinen Ministern umgeben, eine goldne Krone auf dem Haupt, mitten auf dem Marktplatz. Tische waren dort aufgestellt voll von Wein, Früchten und Speisen mancherlei Art. Denn der König hatte tüchtig Steuern ausgeschrieben; und dies ist corsisches Carnevalsgesetz, daß er das Recht hat den Familien des Dorfes je nach ihrem Vermögen die Steuer aufzulegen, welche sie in Wein und Speisen zum gemeinen Besten herbeizubringen haben.

Da wurde nun waidlich getrunken und geschmaust. Die Citern und die Violinen spielten auf, und das junge Volk drehte sich im Tanz.

Plötzlich fiel mitten in den Jubel hinein ein Flintenschuß und ein Schrei, und alles stob aus einander. Ein wildes Gewühl entstand auf dem Markte zu Appietto. Da lag in seinem Blut der junge Felix Pozzo di Borgo. Andrea Romanetti hatte ihn erschossen — eine Beleidigung war gefallen. Andrea war in die Macchia gesprungen.

Man trug den todten Jüngling in das Haus seiner Mutter. Die Frauen erhoben den Lamento, keine Citer schallte mehr. Des Felix Mutter Marianna war verwittwet; viel Unglück hatte sie erfahren. Als man den Jüngling auf den Friedhof gebracht hatte, weinte sie nicht mehr, sondern sie dachte nur daran ihn zu rächen, denn sie war eine mutige Frau und aus dem uralten Hause Colonna d'Istria.

Marianna legte die Frauenkleider ab und ein Mannskleid an. Sie hüllte sich in den Pelone, setzte eine phrygische Mütze auf, umgürtete sich mit der Carchera, steckte Dolch und Pistolen in den Gurt und ergriff die Doppelflinte. Ganz glich sie einem rauhen corsischen Manne, nur der Gürtel von Scharlach, eine Verbrämung von Sammt auf dem Pelone, und der zierliche Griff des Dolchs, der von Elfenbein und Perlmutter glänzte, verrieten, daß sie von einem edlen Hause sei.

Sie stellte sich an die Spitze ihrer Verwandten, und ruhelos

verfolgte sie den Mörder ihres Sohnes. Andrea Romanetti floh von Busch zu Busch, von Grotte zu Grotte, von Berg zu Berg. Aber Marianna war ihm auf den Fersen. In einer finstern Nacht warf sich der Flüchtling in sein eignes Haus im Dorf zu Marchesaccia. Hier entdeckte ihn ein Mädchen von der feindlichen Sippschaft und gab von seinem Aufenthalte Kunde. Marianna eilte herbei. Ihre Verwandten umringten das Haus. Tapfer hielt sich Romanetti, aber da ihm die Munition ausging und die Feinde bereits aufs Dach stiegen um durch dasselbe einzudringen, erkannte er, daß er verloren sei. Er dachte an nichts mehr, als an sein Seelenheil, denn er war fromm und gottesfürchtig.

Haltet ein! rief Romanetti aus dem Hause; ich will mich ergeben, aber versprechet mir, daß ehe ich sterbe, ich beichten darf. Marianna versprach ihm dieses.

Also kam Romanetti hervor und gab sich willig in die Hände seiner Feinde. Sie führten ihn in das Dorf zu Teppa und zogen mit ihm vor das Haus des Pfarrers Saverius Casalonga. Marianna rief den Geistlichen und bat ihn um Gottes Willen Romanetti's Beichte zu empfangen, denn darnach müsse er sterben.

Mit Tränen bat der Geistliche um das Leben des Unglücklichen; aber seine Bitten waren fruchtlos. Jener empfing die Beichte, und während der Mörder ihres Sohnes sie vor dem Pfarrer ablegte, lag Marianna auf ihren Knieen und rief Gott an, daß er sich seiner Seele erbarmen möge.

Die Beichte war vollbracht. Nun führten die Pozzo di Borgo Romanetti hinaus vor das Dorf und banden ihn an einen Baum.

Sie erhoben ihre Flinten — plötzlich stürzte Marianna herbei — haltet ein! rief sie, um Gott haltet ein! und sie lief an den Baum, woran Jener gebunden stand, und umschloß mit ihren Armen den Mörder ihres Sohnes. Im Namen

Gottes, rief sie, ich verzeihe ihm. Hat er mich auch zu der unseligsten aller Mütter gemacht, so sollt ihr ihm fürder kein Leides thun, und ehe mich erschießen als ihn. Und so hielt sie ihren Feind umschlossen und deckte ihn mit ihrem eigenen Leibe.

Der Priester trat hinzu. Es bedurfte seiner Worte nicht mehr. Die Männer lösten Romanetti, und zur Stunde ward er frei und sein Haupt heilig den Sippen der Pozzo di Borgo daß ihm Keiner ein Haar krümmte.

Neuntes Kapitel.

Umgegend von Ajaccio.

Ich habe die Umgegend von Ajaccio durchwandert. Der enge Raum erlaubt eigentlich nur drei Straßen und einen Spaziergang längs des nördlichen Ufers, einen ins Land auf der Straße von Bastia, einen an der andern Seite des Golfes nach Sartene zu. Berge schließen die vierte Seite ab. Da führen Landwege zwischen Weingärten hin, welche in großer Zahl die nordöstliche Umgebung von Ajaccio schmücken.

In diesen Weingärten sieht man häufig jene wunderlichen Wächterhäuschen, welche Ajaccio eigentümlich sind und Pergoliti genannt werden. Sie bestehen aus vier jungen Pinienstämmen, die frei in der Luft ein mit Stroh bedachtes Hüttchen tragen, worin der Wächter sich niederlegen kann. Dieser führt hier den stolzen Namen Barone. Er ist bewaffnet mit einem Doppelgewehr und stößt von Zeit zu Zeit in ein Muschelhorn oder in eine gellende Thonpfeife, um seine Gegenwart bemerklich zu machen und die Traubenfrevler zurückzuschrecken.

Eines Abends führte mich ein freundlicher Greis in seinen Weinberg am Hügel S. Giovanni. Er beschenkte mich reichlich

mit Muscatellertrauben und pflückte mir Mandeln, saftige Pflaumen und Feigen, die bunt durch einander zwischen den Rebenstöcken wuchsen. Er hatte mich des Wegs kommen sehn, und wie es so die gute gastliche Art ist, mich in seinen Garten genommen. Es war ein guter alter Vater, das rührende Bild des Alters, wie wir es in den Gedichten der Zeit Gleims dargestellt finden, welche in ihrer fabelnden Einfalt oft mehr menschliche Weisheit haben als die gelesensten Gedichte unserer Gegenwart. Gibt es ein schöneres Menschenbild, als einen heitern Greis in seinem Garten, den er in der Jugend gepflanzt hat, und dessen Früchte er nun milde austeilt an die Müden, die des Weges kommen? Ja, so soll das Menschenleben friedlich und wolthätig ausgehen.

Der Alte rühmte mir gesprächig diese und jene Frucht und sagte, wie man's machen müsse, um sie recht saftig zu bekommen. Die Reben zieht man hier in einer Höhe von vier bis fünf Fuß wie die Bohnen an Stöcken; in der Regel stehn deren vier in einer viereckigen leichten Vertiefung neben einander, mit den Spitzen zusammengebunden. Der Segen an Trauben war groß, aber an vielen Orten herrschte die Traubenkrankheit. Der Wein von Ajaccio ist feurig wie der Spanier. Ich fand in jener Vigna auch zum erstenmal die reife Frucht der indischen Feige. Wenn diese ihre Cactusblume abgeworfen hat, reift die Frucht schnell. Ihre Farbe ist gelblich; man schält die Rinde ab und gewinnt das Fleischige und Körnige der Feigen, welches unangenehm süß ist. Man hat schon Versuche gemacht, daraus Zucker zu ziehen. Die Triebkraft dieser Cactusart, welche bei Ajaccio in erstaunlicher Menge wächst, ist sehr groß. Ein abgerissenes Blatt schlägt hastig Wurzel im Boden und bildet sich dreist zu einer neuen Pflanze. Sie bedarf nur der geringsten Nahrung, des wenigsten Staubes, um fortzuwuchern.

Eine schloßartige Villa mit gothischen Türmchen und mächtigen

Imperator-Adlern von Stein steht neben S. Giovanni. Dies ist die Villa des Principe Bacciocchi.

Die kleine fruchtreiche Ebne, welche sich weiter am Ende des Golfes hinzieht, heißt Campo Loro. Der Geist einer düstern Begebenheit aus dem Genuesenkriege schwebt über diesem Goldfelde. Hier hatten sich 21 Hirten aus Bastelica aufgestellt, gewaltige Männer, Sampiero-Menschen. Gegen 800 Griechen und Genuesen hielten sie tapfer Stand, bis sie in einem Sumpf eingeschlossen allesammt getödtet wurden mit Ausnahme eines einzigen Jünglings. Dieser hatte sich unter die Todten geworfen, und zum Teil von ihnen bedeckt sich für todt gestellt. Es kamen aber die Genuesen, den Todten die Köpfe abzuschneiden, um sie auf die Mauern der Citadelle aufzupflanzen. Sie nahmen den jungen Hirten und führten ihn vor den genuesischen Leutnant. Zum Tode verurteilt, wurde der Jüngling, der Letzte der 21 Männer von Bastelica, durch die Straßen von Ajaccio geführt, behängt mit sechs Köpfen seiner Gefährten, und dann geviertelt und den Raben auf der Mauer ausgesetzt.

Am Ende dieses Feldes liegt der botanische Garten, eine Anlage, welche sich von Ludwig XVI. herschreibt, und die in ihren Anfängen unter der Obhut Carlo Bonaparte's stand. Sie war anfangs dazu bestimmt, exotische Pflanzen zu acclimatisiren, die man in Frankreich einführen wollte. Der Garten, von den Höhen gegen die kalten Winde geschützt und der Mittagssonne geöffnet, enthält die herrlichsten Gewächse, welche unter freiem Himmel üppig gedeihen. Man wandelt dort umher unter prächtigen Magnolien, den wunderbaren Poincianen, Tulpenbäumen, Gledizien, Bignonien, Tamarinden und libanonischen Cedern. Auf den indischen Feigen entsteht dort auch die Cochenille nicht anders als in Mexico.

Der schöne Pflanzengarten versetzt in tropische Gegenden, und wenn man unter einem jener fremd blühenden Bäume

steht und der Blick auf den tief blauen Golf fällt, über welchem die Sommerluft flimmert, so möchte man wahrlich glauben an irgend einem Golfe von Mexico zu stehn. Der Garten liegt hart an der Straße nach Bastia, welche am meisten belebt ist. Namentlich ist dies Abends der Fall, wo die Bewohner aus der Campagne heimkehren.

Ich machte mir oft das Vergnügen, mich am Golf niederzusetzen und die Vorüberziehenden zu betrachten. Die Weiber sind hier wolgebaut und von reinen und zarten Zügen. Oftmals überraschte mich die Sanftmut ihrer Augen und die Weiße ihrer Gesichtsfarbe. Sie tragen das Mandile um den Kopf gebunden; am Sonntage ist es von weißer Gaze und sieht zur schwarzen Faldetta äußerst sauber aus. Die Bäuerinnen tragen hier allgemein kreisrunde Strohhüte mit sehr niedrigem Boden. Das Weib legt auf den Strohhut ein kleines Kissen und trägt dann gewandt und flink schwere Lasten. Wie in Italien zeichnet die Frauen in Corsica natürliche Grazie des Benehmens aus. Ich hatte oft Gelegenheit, ihrer mich zu erfreuen. Ich begegnete eines Tags einem jungen Mädchen, welches mit Früchten nach der Stadt ging. Ich bat sie, mir einige zu verkaufen. Das Mädchen setzte sofort den Korb ab und mit der liebenswürdigsten Anmut bat sie mich, zu essen wie viel ich wollte. Mit ebensoviel Feinheit schlug sie eine Geldentschädigung aus. Sie war sehr ärmlich gekleidet. So oft ich ihr nachher in Ajaccio begegnete, erwiderte sie meinen Gruß mit einer Grazie, die auch einem vornehmen Fräulein wol würde gestanden haben.

Da sprengt nun ein Mann an uns vorbei. Sein zierliches Weib ging vielleicht eben vorüber, belastet mit Reisholz oder Viehfutter, der faule Mann aber kam aus den Bergen, wo er nichts that, als auf der Vendetta liegen. Sieht man diese Halbwilden in Schaaren zu dreien, sechsen oder auch einzeln, reitend, gehend, alle das Doppelgewehr vor sich, so möchte

man glauben, sich im fortdauernden Kriegszustande zu befinden. Selbst der Bauer, der auf seinem Heuwagen sitzt, hat die Flinte übergehängt. Ich zählte in einer halben Stunde 26 mit Doppelflinten bewaffnete Leute, die an mir vorüber kamen, um nach Ajaccio zu gehen. Das Volk um Ajaccio ist auch in Corsica bekannt als das streitbarste der Insel.

Oft sehen diese Menschen kühn und malerisch aus, oft abschreckend häßlich und selbst lächerlich. Sie sitzen auf den kleinen Pferden, in der Regel kleine Menschen von Napoleonsgröße, schwarzhaarig, schwarzbärtig, bronzefarbig; braunschwarz und zottig ist ihre Jacke, ebenso die Hose; das Doppelgewehr hängt über der Schulter, an einem Riemen auf dem Rücken die gelbe runde Zucca, welche in der Regel nur mit Wasser gefüllt ist, an einem andern Riemen hängt der kleine Schlauch von Ziegen- oder Fuchsfell, in welchem Brod, Käse und nötige Dinge hineingestopft sind; um den Leib ist der lederne Kartuschengurt geschnallt, an dem gewöhnlich ein lederner Tabaksbeutel hängt. So ist der corsische Reiter fertig, und so liegt er alle Tage im Felde, während das Weib arbeitet. Ich konnte mich niemals eines Aergers enthalten, wenn ich diese furiösen Menschen das Pferd, auf dem häufig zwei Personen hinter einander sitzen, unbarmherzig antreibend, mit Geschrei vorüber jagen sah, und wenn ich dabei auf die schönen Ufer des Golfs blickte, auf welchen kein Dorf sichtbar ist. Ihr Boden könnte hundertfältige Frucht tragen, nun trägt er Rosmarin, Dorn und Disteln und wildes Oelgestrüppe.

Erfreuend ist der Gang an der nördlichen Seite des Golfs längs des Strandes. Dort brechen sich bei leichtem Winde die Wellen an den Granitriffen und überschäumen sie mit ihrem milchweißen Schaum. Zur rechten Seite steigen die Uferberge auf, welche nahe an der Stadt mit Oelbäumen bedeckt sind, weiter hin kahl und öde werden bis zum Cap Muro.

Auf diesem Ufer steht hart am Meer die kleine Capelle

der Griechen. Man konnte mir nicht sagen, weshalb sie diesen Namen trage, da sie doch der Madonna del Carmine geweiht ist und den Namen der Familie Pozzo di Borgo (Puteo-Burgensis) auf einer Tafel führt. Wahrscheinlich hatte man sie den Griechen eingeräumt, als sie nach Ajaccio kamen. Die Genuesen hatten die Mainoten-Colonie nach Paomia weit oberhalb Ajaccio angesiedelt. Diese fleißigen Männer waren von den Corsen beständig bedroht. Voll Haß und Verachtung gegen die Eindringlinge, welche ihre Colonie zu schöner Blüte gebracht hatten, überfielen sie den Ackerbauer beim Pfluge, erdolchten ihn, erschossen den Winzer in seinem Weinberge, und verwüsteten die Felder und die Fruchtgärten. Im Jahre 1731 wurden die armen Griechen aus ihrer Colonie gejagt; sie flohen nach Ajaccio, wo die Genuesen, denen sie stets treu blieben, drei Companien aus ihnen bildeten. Als nun die Insel den Franzosen untertan wurde, gab man ihnen Cargese zur Besitzung. Sie brachten das Ländchen in Flor, aber kaum darin warm geworden, überfiel sie der Corse wieder im Jahre 1793, warf Feuer in ihre Häuser, vertilgte ihre Heerden, zertrat ihre Weinberge, und zwang die Mainoten wiederum nach Ajaccio zu fliehen. Der General Casabianca führte die Vertriebenen im Jahre 1797 nach Cargese zurück, wo sie nun unangetastet leben. Die Eigentümlichkeit ihrer Sitten ist geschwunden; sie sprechen corsisch wie ihre schlimmen Umwohner, unter sich aber reden sie ein verfälschtes Griechisch. Cargese liegt nördlich von Ajaccio am Meer, seitwärts von den Bädern von Vico und denen von Guagno.

Auf demselben nördlichen Ufer stehen viele kleine Capellen zerstreut, in mannichfaltiger Form, rund, vieleckig, gekuppelt, in Sarkophag-, in Tempelform, mit weißen Mauern umschlossen und zwischen Cypressen und Trauerweiden. Es sind Familiengräber. Ihre Lage am Ufer, in den grünen Gebüschen, und ihre zierliche maurische Form geben ein sehr

freundliches Bild. Der Corse läßt sich nicht leicht auf dem öffentlichen Kirchhofe begraben; nach der uralten Sitte der Patriarchen will er in seinem Besitztum mit den Seinen begraben sein. Daher ist die ganze Insel mit Gruftcapellen überstreut, welche oft die reizendste Lage haben und das Malerische der Gegenden erhöhen.

Weiter wandernd gegen das Cap Muro, wo hart am Ufer einige rote Granitklippen liegen, die blutigen Inseln, mit einem Fanal und mehreren genuesischen Wachttürmen, fand ich Fischer beschäftigt, das Netz an den Strand zu ziehn. Sie standen in zwei Reihen von je 10 bis 12 Mann; eine jede wand ein langes Tau auf, an dem das Netz befestigt war. Solche Taue sind auf jeder Seite mehr als 150 Ellen lang; was von ihnen mühsam aufgewunden ist, wobei die Fischer mit den Händen und der Brust an einem Gurte ziehn, wird geschickt und sauber in einer Kreislinie aufeinandergehäuft. Nach drei Viertelstunden war das Netz am Strande, einem wolgefüllten Sacke gleich. Wie es nun auseinander geschlagen wurde, war es ein Wimmeln, Zappeln, Springen und Krabbeln von dem armen Seegethier — zumeist waren es Sardellen, und die größesten Fische Rochen (razza), die unserm baltischen Flinder ähnen. Am langgespitzten Schwanze tragen sie einen bösen Stachel. Vorsichtig legt der Fischer den Rochen auf den Boden und schneidet ihm mit dem Messer den Stachelschwanz ab. Es war ein emsiges und rüstiges Volk, kräftige Leute. Die Corsen sind so tüchtig auf der See, wie in den Bergen. Der Granitberg und das Meer bestimmen beide den Charakter der Insel und ihrer Bevölkerung, daher zerfällt diese in zwei uralte gleich kräftige Stände, die Hirten und die Fischer. — Die Fischerei bei Ajaccio ist sehr bedeutend wie in allen Golfen Corsica's. Im April zieht auch der Thunfisch längs den Küsten Spaniens, Frankreichs und Genua's in den Canal von Corsica; der Haifisch ist sein geschworner

Feind. Er zeigt sich oft in diesen Meeren, aber dem Ufer kommt er nicht nahe.

Als ich in der Dunkelheit von dieser Strandwanderung nach Ajaccio zurückkehrte, fiel in meiner Nähe in den Bergen ein Flintenschuß. Ein Mann kam auf mich zugeeilt und fragte sehr erregt: Sie hörten den Schuß? — Ja, mein Herr. — Sahen Sie etwas? — Nein, mein Herr. — Der Frager verschwand wieder. Zwei Sbirren kamen vorüber. Was war's? — Vielleicht fiel Einer in den Bergen in sein Blut. Die Spaziergänge hier zu Lande können recht dramatisch sein. Immer von einem Hauch des Todes ist man hier umwittert, und die Natur selbst hat hier den Reiz einer schwermütigen Schönheit.

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

Von Ajaccio bis zum Tal Ornano.

Die Straße von Ajaccio nach Sartene ist reich an merkwürdigen Gegenden und eigentümlichen Ansichten. Eine Zeit lang führt sie längs des Golfes fort, geht über den Gravonefluß, und dann in das Tal Prunelli. Die Ansicht des großen Golfs ist von allen Seiten gleich herrlich; sie entschwindet bald und bald zeigt sie sich wieder, weil der Weg spiralförmig an den Bergen hinläuft.

An der Mündung des Prunelli steht einsam der Turm von Capitello, den wir aus der Geschichte Napoleons kennen.

Der Ortschaften gibt es hier wenige, wie Fontanaccia, Serrola und Cavro. Cavro ist ein zerteiltes Paese in einer wildromantischen Berggegend, welche an Granit und Porphyr reich ist, und von den üppigsten Weingärten umgeben. Zehn Minuten weiter gelangt man in den Felsengrund, in welchem Sampiero ermordet wurde. Die Ornani hatten das Mordlocal gut gewählt. Dort stehen hohe Felsen im Kreise umher, ein Steg windet sich in die Tiefe, welche ein Bergwasser durchrauscht, und Eichen, Oelbäume und wildes Gestrüpp bedecken den Ort. Auf einem Felsen in der Nähe sieht man noch die Trümmer der Burg Giglio, wo Sampiero übernachtete, ehe er in seinen Tod ging. Vergebens sah ich mich nach einem

Denkzeichen um, welches dem Wandrer sagen möchte, daß in diesem Schauerort der heldenmütigste aller Corsen gefallen sei. Auch dies ist charakteristisch für die Corsen — das lebendige Gedächtniß ist das einzige Denkmal ihrer wilden, tragischen Geschichte. Ein jeder Fels ihrer Insel ist Denkstein ihrer Thaten: sie mögen daher der Gedächtnißsäulen und der Inschriften leicht entbehren, so lange die geschichtlichen Ereignisse noch als ein Teil von ihrem eignen Wesen fortleben. Denn sobald ein Volk anfängt, sein Land mit Denkmälern auszuschmücken, liefert es den Beweis, daß seine Kraft verloren ging. Ganz Italien ist heute ein Museum von Denksäulen, von Statuen und Inschriften. In Corsica blieb auch hier der Naturstand und die lebendige Ueberlieferung. Auch würden die Corsen nicht einmal verstehen, was ein Standbild soll; und wunderlich würde es unter ihnen sich ausnehmen. Als Pasquale Paoli nach seiner Rückkehr aus England eine Bildsäule votirt wurde und er sie ablehnte, sagte ein Corse: einem einfachen Manne eine Bildsäule setzen, ist so viel als ihm eine Ohrfeige geben.

An dem Rande der düstern Mordschlucht fand ich indeß eine Gruppe von lebendigen Standbildern Sampiero's, Bauern, welche die phrygische Freiheitsmütze in die Stirn gedrückt, in der Sonne plauderten. Ich trat an sie heran und wir redeten von dem alten Helden. Das Volk hat ihm den ehrendsten Zunamen gegeben, den irgend eines Volkes Sohn tragen darf, denn er wird niemals anders genannt als Sampiero Corso. Schlagend hat sich in diesem Zunamen das Urteil seiner Landsleute ausgesprochen, daß Sampiero der vollkommenste Ausdruck des corsischen Volkscharakters sei, und daß er sein Volk bedeute. Die ganze Natur des Insellandes faßt sich in diesem Manne aus Urgranit zusammen, wilde Tapferkeit, Freiheitsglut, Vaterlandsliebe, durchdringender Verstand, Armut und Bedürfnißlosigkeit, Rauhheit und Jähzorn, vulkanische Leiden-

schaft, Rachsucht, daß er wie Othello der Mohr sein Weib erwürgte; und damit in der Geschichte des Sampiero Corso nicht auch der ganze blutige Zug fehle, welcher die corsische Nationalität heute psychologisch so merkwürdig macht, wurde an ihm selber die Blutrache vollzogen. In einem frühen Jahrhundert lebend konnte er das volkstümliche Wesen noch ganz bewahren. Das aber wird schon in Pasquale Paoli durch den humanistischen Zug seines Jahrhunderts verallgemeinert.

Von Sampiero's Söhnen haben wir den ältesten Alfonso d'Ornano nach seines Vaters Tode eine Zeitlang den Krieg gegen Genua fortführen sehen, bis er auswanderte. Im Jahre 1570 ernannte ihn Catharina von Medicis zum Colonel des Corsenregiments, welches sie in Dienste genommen hatte. Er glänzte in vielen Schlachten und Belagerungen unter Carl IX. und Heinrich III. Nach der Ermordung dieses Königs, in dessen Namen er die Dauphiné regierte, bemühte sich die Liga den einflußreichen Corsen auf ihre Seite zu ziehn, aber Alfonso war einer der Ersten, welche Heinrich IV. anerkannten, und wurde seine kräftigste Stütze. Der König ernannte ihn zum Marschall von Frankreich und vergalt ihm seine Treue durch seine Freundschaft. In einem Briefe schreibt Heinrich an Alfonso: „Mein Cousin, durch Eure Depesche, welche mir der Herr von Tour überbracht hat, habe ich die erste Nachricht von dem erhalten, was Ihr so glücklich in meiner Stadt Romans ausgeführt habt. Gott schenkt mir die Gunst, daß fast alle diese bösen Anschläge ohne Erfolg bleiben, nächst ihm, weiß ich, hat in dieser Sache niemand ein so großes Verdienst um mich, als Ihr, der mit aller Klugheit und Tapferkeit gehandelt hat, wie nur zu wünschen war, und deß will ich Euch Dank wissen. Es ist nur die Fortsetzung Eurer gewohnten Handlungsweise und des Glückes, das alle Eure guten Absichten begleitet." Im Jahre 1594 unterwarf Alfonso dem Könige auch Lyon, dann Vienne und viele Städte der

Provence und Dauphiné. Er war das Schrecken der feindlichen Partei, und wie er durch sein kriegerisches Genie gefürchtet war, so wurde er auch wegen seiner Gerechtigkeit und Menschenliebe geachtet. Viele durch die Pest und den Krieg heruntergekommne Städte Frankreichs unterstützte er aus eignen Mitteln. Er starb im Alter von 62 Jahren, im Jahr 1610 zu Paris und liegt in der Kirche de la Merci in Bordeaux begraben. Von seiner Gemalin, einer Tochter des Nicolas de Pontevèze, Herrn von Flassan, hatte er mehrere Kinder, von denen ein Sohn Jean Baptiste d'Ornano gleichfalls Marschall von Frankreich wurde. Zur Zeit Richelieu's stürzten ihn Intriguen des Hofes; der Minister warf ihn in die Bastille, wo er, wie man sagt auf dessen Befehl vergiftet im Jahre 1626 starb. Im Jahr 1670 erlosch der Stamm Sampiero's, welcher mit Alfonso nach Frankreich hinübergegangen war.

Sein zweiter Sohn Anton Francesco d'Ornano nahm wie der Vater ein blutiges Ende. Es war derselbe, mit welchem die unglückliche Mutter Vannina von Marseille nach Genua auf die Flucht sich begab, und den sie bei sich hatte, als der rasende Vater sie ermordete. Anton Francesco lebte wie sein Bruder am Hofe Frankreichs. Jung und feurig wollte er die Welt sehen und begleitete den Gesandten Heinrichs III. nach Rom. Eines Tages gab das Kartenspiel die Veranlassung zu einem Streit zwischen ihm und den französischen Herren der Gesandtschaft, namentlich dem Herrn de la Roggia. Der ungestüme Corse beleidigte den Franzosen durch einige heftige Worte, aber dieser versteckte seinen rachsüchtigen Groll, so daß der junge Ornano nichts argwöhnte. Hierauf machten diese Herren gemeinschaftlich einen Ritt nach dem Colosseum; Ornano blieb mit seinem Diener allein, nachdem seine italienischen Freunde ihn verlassen hatten, und mit ihm waren zwölf Franzosen, sechs zu Fuße und sechs zu Pferd. Der Herr von Roggia lud ihn höflich ein, abzusteigen um einen Gang ins Colosseum

zu machen. Ornano folgte der Einladung ohne Weiteres, aber kaum war er abgestiegen, als die tückischen Franzosen über ihn herfielen. Schon aus vielen Wunden blutend, verteidigte sich der Sohn Sampiero's gegen die Uebermacht mit heroischer Tapferkeit. Nachdem er sich den Rücken an einem Pfeiler gedeckt hatte, hielt er mit dem Degen so lange Stand, bis er niederstürzte. Die Mörder ließen ihn in seinem Blute liegen und entwichen. Bis auf den Tod verwundet wurde Anton Francesco nach Hause getragen, wo er am folgenden Tage starb. Das geschah im Jahre 1580. Er hinterließ keine Nachkommen, und war nicht verheiratet.

Ich habe das Grab dieses jüngsten Sohnes Sampiero's in der Kirche San Crisogono im Trastevere von Rom besucht, wo er unter vielen corsischen Herren begraben liegt, denn diese Kirche war den Corsen in alter Zeit eingeräumt, da viele Flüchtlinge in Ostia und auf dem Tiber-Borgo sich ansiedelten. Anton Francesco soll das sprechende Ebenbild seines Vaters gewesen sein; man sagt, daß er von ihm wie Gesicht und Gestalt, so auch die Unerschrockenheit geerbt habe; und diese Tugend wird an Sampiero so hoch gerühmt, wie sie die Römer an Fabricius rühmten. Wie Pyrrhus diesen General durch das plötzliche Erscheinen eines Elephanten zu schrecken suchte, so versuchte der Sultan Soliman Aehnliches mit Sampiero. Die Sage erzählt nämlich, daß der Großherr eines Tages sich überzeugen wollte, ob was man von Sampiero's Unerschrockenheit erzähle übertrieben sei oder nicht. Als nun Sampiero bei ihm zu Tische saß, ließ er in dem Augenblick als der Corse die Schale zum Trinken an den Mund setzte, eine zweipfündige Kanone unter dem Tisch abfeuern. Aller Augen waren auf Sampiero gerichtet. Der aber verzog keine Miene; der Schuß machte auf ihn nicht mehr Eindruck als etwa das Geräusch einer Tasse, die einem Sclaven aus der Hand gefallen wäre.

Weiter nordwärts von Cavro liegt der große Canton Bastelica, welcher durch eine Gebirgskette vom Canton Zicavo geschieden wird. Dieses rauhe Gebirgsland, aufgetürmt aus gewaltigen Granitmassen, voll von wilden Tälern, welche der knorrige Eichbaum beschattet, und riesige, hie und da beschneite Berghäupter umragen, ist das Vaterland Sampiero's. In Bastelica oder vielmehr in Dominicaccia zeigt man noch das schwarze Haus, worin er geboren wurde; denn sein eigenes haben die Genuesen unter Stefan Doria niedergerissen. Viele Erinnerungen an ihn leben in dieser Gegend, welche die Phantasie des Volks in Gedächtnißmalen mancher Art geheiligt hat. Denn bald ist es eine Fußspur Sampiero's im Felsen, bald ein Abdruck seiner Flinte, bald eine Höle, bald eine Eiche unter der er gesessen haben soll.

Alles Volk dieses Tales Prunelli zeichnet sich durch kräftigen Wuchs und kriegerische Physiognomie aus; meist sind es Hirten, rauhe Männer von den eisernen Sitten der Altvordern, und von der Cultur gänzlich unberührt geblieben. Die Männer von Bastelica und die von Morosaglia galten stets als die Stärksten unter allen Corsen.

Der Gebirgskamm von San Giorgio trennt das Tal Prunelli von dem großen Tale Taravo. Hat man sein Joch, die Bocca, passirt, so breiten sich vor dem Blick zwei schöne mit Ortschaften reich besetzte Gebirgstäler aus, Istria und Ornano. Der Fluß Taravo durchströmt sie, Felsen durchrauschend. Ich suche vergebens eine bekannte Gegend Italiens, um durch Erinnerung an sie die Vorstellung solcher corsischer Bergtäler deutlich zu machen. Der Apennin würde in manchen Teilen ihnen nahe kommen. Aber diese corsischen Berge und Täler erschienen mir doch bei weitem großartiger, wilder, malerischer durch ihre Castanienhaine, durch die braunen Felsenwände, die schäumenden Wasser, die schwärzlichen zerstreuten Dörfer, und ganz unvergleichlich wird das Gemälde, wenn sich plötzlich in der Ferne das stralende Meer zeigt.

In diesen Bergen hausten die alten Adelsgeschlechter der Istria und der Ornano, welche die Landestradition von jenem Hugo Colonna absteigen läßt, den ich in der Geschichte der Corsen genannt habe. Mancher Turm und manches zertrümmerte Castell gibt noch eine halbverschollne Kunde. Die Hauptcantons dieser Gegend sind S. Maria und Petreto.

In S. Maria d'Ornano war der Sitz der Ornani. Ursprünglich hieß auch die Pieve Ornano, heute aber heißt sie Santa Maria. Schönes Land ist ringsum, lachend durch grüne Hügel, Viehweiden und Olivenhaine. Hier war das Vaterland der schönen Vannina, und da steht auch noch das turmartig hohe, braune Haus, welches ihr gehört hat, malerisch gelegen auf einer das Tal beherrschenden Höhe. Nahe dabei erblickt man die Trümmer eines Castells, welches Sampiero erbaut hat, und eine Capelle in dessen Nähe, wo er die Messe hörte. Man sagt, daß er sich begnügt habe, im Fenster seines Schlosses zu liegen, wenn die Messe gelesen wurde. Er baute jenes Castell im Jahre 1554.

Zweites Kapitel.

Von Ornano nach Sartene.

Der Taravo macht die Grenze zwischen der Provinz Ajaccio und der von Sartene, des südlichsten der corsischen Arrondissements. Gleich am Eingange liegt der schöne Canton Petreto und Bicchisano, welcher sich am Taravo bis zum Golf von Valinco hinunterzieht. Die Ansicht der Landschaft und des tief unten flutenden Meerbusens gilt selbst den Corsen für eine der herrlichsten ihrer Insel. Ueberhaupt sind alle diese Gegenden jenseits der Berge von überraschend mächtiger Art und tragen den edelsten Stempel der Urnatur. Es liegen in

diesem Canton zerstreut die Ruinen der Herrenschlösser von Istria, aber kläglich zertrümmert und nur selten so weit aufrecht, daß man ihr schwarzes Mauerwerk auf den ersten Blick vom Granit der Felsen unterscheiden kann.

Auf einem Berge oberhalb Sollacaro stehen die Trümmer eines Schlosses jenes in der Geschichte genannten Vincentello d'Istria tief begraben unter Baumesschatten und Schlingpflanzen. An dieses Schloß knüpft sich eine der wilden Sagen, welche die Corsen und auch die furchtbare Zeit des Mittelalters bezeichnen. Es stand hier früher ein andres Schloß, in welchem eine schöne und unbändige Dame Savilia wohnte. Diese lockte einst einen mächtigen Herrn, Giudice von Istria, in ihre Burg, nachdem sie ihm ihre Hand zugesagt hatte. Istria kam und Savilia ließ ihn in das Turmverließ werfen. Aber jeden Morgen stieg sie zum Gefängnisse hinab, und indem sie sich am Gitter desselben vor den Augen Istria's entblößte, höhnte sie ihn mit den Worten: schaue mich an, ist dieser Leib gemacht, von einem häßlichen Manne wie du bist genossen zu werden? So trieb sie es lange Zeit, bis es Istria endlich gelang zu entkommen. Rachevoll zog er mit seinen Vasallen vor Savilia's Burg, erbrach sie und machte sie dem Boden gleich; die schöne Amazone setzte er in eine Hütte auf einen Scheideweg, wo er sie zwang, sich jedem Vorübergehenden Preis zu geben. Savilia verschied am dritten Tage. — Später baute Vincentello d'Istria an der Stelle der zerstörten Burg jene, welche nun auch in Trümmern liegt.

Die nächste Pieve Olmeto war ein Lehn der Istria. Hochstrebende Berge umschließen den Hauptort Olmeto von der einen Seite, nach der andern liegt ihm zu Füßen ein herrlichstilles Olivental, welches der Golf von Valinco bespült. Auch hier zeigte man mir auf einem der schroffsten Berge, dem Buttareto, die Trümmer eines Castells, welches ehedem die Burg des Arrigo della Rocca gewesen war. Erhaben und

zaubervoll ist der Blick von Olmeto in das Tal und auf den Golf. Seine Linien sind sanft, seine Ufer braun und schweigend. Seine äußersten Landspitzen sind nördlich das Cap Porto Pollo, südlich Campo Moro. Der Name Mohrenlager, welchen das Cap, ein kleiner daran gelegener Ort und ein Wachtturm führen, weckt lebhaft die Erinnerung an die Saracenen, die ehemals so oft hier landeten. Von der saracenischen Eroberung durch den sagenhaften Maurenkönig Lanza Ancisa her, hat die Insel Corsica noch ihr Wappen behalten, den Mohrenkopf mit der Stirnbinde. Maurisch braun ist hier alles Uferland und von einer unsäglichen Sommerstille. Als ich nach dem kleinen Hafenort Propriano am Golfe kam, wehte mich aufs neu dieser Geist der Weltabgeschiedenheit an, den man auf dem öden Insellande so lieb gewinnt. Auf dem Strande aber standen viele Männer, frischblühende, dunkelgelockte Männer, alle das Doppelgewehr auf der Schulter, wie in Bereitschaft, die Sarazenen abzuwehren. Der Anblick dieser ernsten Kriegergestalten und die melancholische Wildheit des Uferlandes entrücken ganz in die sagenhafte Saracenenzeit. Mir fällt eine spanische Romanze ein, welche den aus der Geschichte der Corsen bekannten Corsaren Dragut besingt. An diesem Golf läßt sie sich unter Kriegergestalten wol vernehmen.

Dragut vor Tarifa

Angesichtes von Tarifa
Wenig mehr denn eine Meile,
Meister Dragut der Corsare,
Der Corsar zu See und Lande,
Von den Christen er entdeckte
Und von Malta Segel fünfe.
Deshalb ward er da genötigt
Laut und hörbar so zu rufen:

Al arma! al arma! al arma!
Cierra! cierra! cierra!
Que el enemigo viene à darnos guerra.

Meiſter Dragut der Corsare
Ein Kanon abfeuern ließ er,
Das Signal ſie ſollten hören
Die da Holz und Waſſer holten.
Antwort gaben da die Chriſten
Von dem Strand und den Galeeren,
Und vom Hafen auch die Glocken
In das Schreien lärmten alſo,
Al arma! al arma! al arma!
Cierra! cierra! cierra!
Que el enemigo viene à darnos guerra.

Und der Chriſt der darob weinte,
Daß die Hoffnung ihm geſtorben,
Heitert auf nun ſeine Trauer,
Weil er ſeine Freiheit hoffet.
Dragut mit den Capitanen
Augenblicks den Kriegsrat hielt er,
Ob zu warten gut ſie thäten,
Ob die Segel aufzuhiſſen:
Al arma! al arma! al arma!
Cierra! cierra! cierra!
Que el enemigo viene à darnos guerra.

Und die Andern ſagten alſo:
Warte! Warte! Laß ſie nahen,
Wenn in hohe See wir kommen,
Dann wird unſer ſein Victoria.
Dragut laut und hörbar rief er:

Ihr Canaljen auf zum Kampfe,
Kanoniere allmitsammen,
Laden, schießen, laden, rufen:
Al arma! al arma! al arma!
Cierra! cierra! cierra!
Que el enemigo viene à darnos guerra.

Der Refrain dieses lebendigen Liedes würde deutsch heißen: „zu den Waffen! zu den Waffen! zu den Waffen! Gefahr! Gefahr! Gefahr! denn es naht uns zu bekriegen die Feindesschaar.“ Ich habe den spanischen Refrain beibehalten, weil er sich gut ausnimmt.

Am 12. Juni 1564 landete Sampiero in diesem Golf von Valinco — ein erzner Klang mehr in diesen kriegerischen Erinnerungen.

Nach dem Lande zu erhebt sich die Gegend zum wüsten Gebirge, dessen Seiten mit grauem Felsgetrümmer überstreut sind. Steine, Gestrüpp, Ufersand und ein Sumpf machen diesen Strich besonders traurig. Doch wächst hier die immergrüne Eiche und die Korkeiche reichlich, und das rauhe Land trägt Korn und volltraubigen Wein. — Endlich sah ich Sartene vor mir, ein großes Paese, schwermutsvoll in schwermütigen Bergen vereinsamt.

Drittes Kapitel.

Die Stadt Sartene.

Die Stadt Sartene hat nur 3890 Einwohner. Sie ist der Hauptort des Arrondissements, welches in acht Pieven oder Cantons 29,300 Einwohner zählt. Sartene erschien mir uncultivirt und weniger städtisch aussehend als selbst Calvi und

das kleine Isola Rossa; denn in nichts unterscheidet sie sich von den andern großen Paesen der Insel. Ihre Bauart ist die landesübliche der Dörfer, nur etwas verschönt. Alle Häuser, selbst der Turm der Hauptkirche sind aus braunem Gestein gebaut, welches übereinander gelegt und mit Lehm verfestigt ist. Die Kirche allein ist gelb übertüncht, alle anderen Gebäude sehen schwarzbraun aus. Viele sind elend wie Capannen, einige Gassen an dem Bergabhange so enge, daß höchstens zwei Menschen nebeneinander stehen können. Hohe steinerne Treppen führen zu der gewölbten Thüre, welche in der Mitte der Vorderwand angebracht ist. Ich durchwanderte diese Gassen: sie schienen mir würdig von Dämonen bewohnt zu werden, und so meine ich möchte Dis aussehen, die Stadt der Hölle beim Dante. Doch gibt es auch in dem Quartier Santa Anna zierliche Häuser der Reichen, und einige sehen trotz ihres schwarzen Materials gut genug aus. Originell und höchst malerisch sind sie alle, und das verdanken sie auch den stumpfwinkligen Dächern welche weit über die Wände hinausragen, und den vielen Schornsteinen italienischen Stils, die bald säulenartig mit bizarren Knäufen, bald als Spitztürmchen, bald in Obeliskenform aufgesetzt sind. Ein solches Dach verschönert das Haus, und wenn dessen Wände aus regelrecht behauenen Steinen errichtet sind, so läßt man sich ihre Art wol gefallen. Aber auch meine Capannen vom Monte Rotondo fand ich mitten auf dem Markte wieder. Dies waren nämlich Vorratshäuser der Bürger. Wunderlich nehmen sich dazu die prunkvollen Namen einiger Gasthäuser aus, auf denen zu lesen ist Hôtel de l'Europe, de Paris und de la France.

Der Name Sartene erinnert an Sardinien oder an den Saracen. Man wußte mir nicht zu sagen, woher er komme. In alten Zeiten hieß der Ort Sartino und die Stadttradition erzählt, daß er durch seine mineralischen Wasser berühmt war. Da kamen viele Gäste, die Quellen zu gebrauchen. Die armen

Einwohner des Fleckens starben darüber vor Hunger, weil die Gäste ihre Frucht verzehrten. Sie verschütteten also die Quellen, verließen ihre Häuser und bauten sie höher hinauf in den Bergen. Wenn diese Sage wahr ist, so spricht sie nicht gegen die corsische Trägheit.

Schrecklich litt Sartene von den Saracenen. Nach wiederholten Einfällen überraschten die Barbaresken die Stadt im Jahre 1583 und schleppten an einem Tage 400 Personen in die Gefangenschaft, also wol den dritten Teil der damaligen Bevölkerung. Seitdem umgaben sich die Sartener mit einer festen Mauer.

Heute sieht man dem stillen Ort, dessen Einwohner auf dem idyllischen Marktplatze unter dem großen Ulmbaume friedlich beisammen stehn, gar nicht an, daß er in seinen Mauern so grimme Leidenschaften verbergen kann. Denn nach der Julirevolution war Sartene jahrelang der Schauplatz eines gräulichen Bürgerkrieges. Der Ort hatte sich schon im Jahre 1815 in zwei Parteien geteilt, in die Anhänger der Familie Rocca Serra und die der Ortoli. Jene sind die Reichen und bewohnen das Viertel Sant' Anna, diese die Armen und bewohnen den Borgo. Beide Factionen hatten die Häuser gesperrt, die Fenster geschlossen, thaten Ausfälle auf einander und erschoßen und erdolchten sich mit großer Wut. Die Rocca Serra waren die Weißen oder die Bourbonisten, die Ortoli die Roten oder die Liberalen; jene hatten der Gegenpartei den Eintritt in ihre Viertel untersagt, aber die Ortoli wollten ihn ertrotzen und zogen eines Tages mit Fahnen nach Sta. Anna. Augenblicks schoßen die Rocca Serra aus ihren Häusern, tödteten drei Menschen und verwundeten andere. Dies war das Signal zu einem blutigen Kampf. Des folgenden Tags kamen viele hundert Bergbewohner mit ihren Flinten herab und belagerten Sta. Anna. Die Regierung schickte Militär, aber obwol dieses scheinbar Ruhe schaffte, lagen die beiden Parteien immerfort

gegen einander zu Felde und tödteten sich viele Leute. Die Spannung dauert auch heute, wenn gleich die Rocca Serra und Ortoli nach einer 33jährigen Feindschaft am Fest der Präsidentenwahl Ludwig Napoleons zum erstenmal sich versöhnlich näherten und ihre Kinder mit einander tanzen ließen.

Diese unausrottbaren Familienkriege bieten in Corsica dasselbe Gemälde dar, welches die Städte Italiens Florenz, Bologna, Verona, Padua, Mailand in alter Zeit gegeben haben, und so findet man das italienische Mittelalter noch heute in Corsica wieder und dieselben Tumulte, welche Dino Compagni in seiner florentinischen Chronik so plastisch dargestellt hat, den Krieg der Bürger, welche wie Dante klagt, von einem Graben und von ein und derselben Mauer umschlossen sind. Aber diese corsischen Familienkriege sind weit fürchterlicher, weil sie in so kleinen Ortschaften geführt werden, in Dörfern, die oft kaum 1000 Seelen haben, und deren Einwohner durch die Bande des Blutes und der Gastfreundschaft unauflöslich an einander gekettet sind.

Heute ist das Völkchen von Sartene feierlich auf dem Marktplatz versammelt, wo man ein wunderliches Gerüst für den 15. August, den Namenstag Napoleons, herrichtet, um darauf ein Feuerwerk loszubrennen. Vielleicht wird das Fest den Zwist aufs neue entflammen, und diese schwarzen Häuser können in wenig Tagen sich in eben so viel kleine Festungen verwandeln, woraus Feind den Feind zu treffen weiß. Hier gab die Politik zum Bürgerkriege Anlaß, anderswo thut es die Beleidigung irgend einer Person und der geringfügigste Umstand. Für eine getödtete Ziege starben einst 16 Menschen und ein ganzer Canton stand in Waffen. Ein junger Mensch wirft seinem Hunde ein Stück Brod zu, der Hund eines andern schnappt es ihm weg, daraus entsteht ein Krieg zwischen Gemeinden, und die Folge ist Mord und Tod auf beiden Seiten. Es fehlt nicht an Gelegenheiten zum Kampf bei den Communalwahlen, bei Festlichkeiten

und Tänzen. Manchesmal sind die Anläſſe sehr lachenswert. Im Jahre 1832 gab ein todter Esel in Marana den Grund zu einem blutigen Kriege zwischen zwei Dörfern. In der Osterwoche ging nämlich eine Procession nach einer Capelle und stieß auf dem Wege auf einen todten Esel. Darob entsetzte sich der Küster und fing über die zu fluchen an, welche das Thier auf den Weg geworfen und die heilige Procession also verunehrt hätten. Sofort erhob sich ein Streit zwischen den Leuten aus Lucciana und denen aus Borgo, in welche Gemeinde der Esel gehöre, und man griff zu den Waffen und wechselte Schüsse: die Procession verwandelte sich in eine Schlacht. Eine Dorfschaft wälzte den Esel auf die andere; eine trug ihn der andern zu; bald schleppten ihn die von Borgo nach Lucciana, bald die von Lucciana nach Borgo, und das geschah von beiden Seiten unter beständigem Schießen und wütendem Kampfgeschrei.

So kämpften einst Trojaner und Griechen um die Leiche des Patroclus. Die von Borgo schleppten den todten Esel einmal bis an die Kirche von Lucciana, wo sie ihn an der Kirchenthüre niederwarfen, aber die von Lucciana hoben ihn wieder auf und nachdem sie Borgo erstürmt hatten, spießten sie den Esel auf den Glockenturm. Endlich ließ der Podestà das corpus delicti, welches von solcher Wanderschaft mürbe sich bereits auflösen wollte, ergreifen, und der todte Esel ward verscharrt und zur Ruhe gebracht. Der Dichter Viale hat ein komisches Epos auf diesen todten Esel gedichtet in Weise des geraubten Eimers von Bologna.

Ein Detachement von zehn Gendarmen liegt in Sartene in Station. Ebensoviel pflegen in jedem Cantonsort oder in solchen Dörfern zu liegen, welche besonders unruhig sind. Der Officier war ein Elsäßer, der schon 22 Jahre in Corsica lebte und ganz glücklich schien, unvermutet einen Landsmann zu treffen. Jedesmal wenn ich Elsäßer oder Lothringer treffe — die letzteren sprechen ein sehr gebrochnes Deutsch — empfinde

ich geschichtliche Schmerzen um diese verlornen deutschen Brüder. Denn es ist ein bleibender Schmerz für uns, ein Stück edler deutscher Erde in den Händen der Franzosen zu wissen. Jener Officier klagte sehr über den gefährlichen Dienst und den kleinen Krieg gegen die Banditen. Er zeigte mir in der Ferne einen Berg, den hohen Incudine. Sehen Sie, sagte er, dort sitzt ein Hauptbandit, auf den wir Jagd machen wie auf einen Muffrone. Eintausend und fünfhundert Franken stehn auf seinem Kopf, doch sie sind schwer zu verdienen. Vor einigen Tagen haben wir 29 Menschen eingebracht, welche dem Banditen Lebensmittel zugetragen haben. Sie sitzen hier in dieser Caserne.

Was wird ihre Strafe sein?

Wenn man ihnen das Verbrechen erwiesen hat, ein Jahr Gefängniß. Sie sind Hirten oder Leute von den Bergen, Freunde und Verwandte des Banditen. — Armes Corsica! was soll unter solchen Umständen aus deiner Industrie und deinem Ackerbau werden!

Der Anblick des Berges Incudine, in welchem ich den armen Banditen sitzen wußte, und der Familienkrieg von Sartene gibt wieder Veranlassung zu Erzählungen aus dem unerschöpflichen corsischen Landesroman der Blutrache. Wir wollen uns also auf einen Felsen setzen, wo wir die mächtigen Berge und den Golf von Valinco sehen, und ein paar Erzählungen aus dem Flintenlaufe hören.

Viertes Kapitel.

Zwei Geschichten aus dem Flintenlauf.

Orso Paolo.

Eines Tages feierte das Volk zu Monte d'Olmo ein Kirchenfest. Die Priester standen schon am Altare, ein Teil der

Gemeinde war schon im Gotteshause versammelt, andere saßen noch auf dem Kirchenplatze und plauderten über allerlei Dinge. Es waren darunter die Vincenti und die Grimaldi, deren Familien seit uralter Zeit in ererbtem Hader lagen. Heute wagten sie sich Aug' in Auge zu sehen, weil das Gottesfest aller Feindschaft Einhalt gebot.

Da warf Einer die Frage auf, ob die Geistlichen gehalten sein sollten, während der Procession die Kapuzen der Brüderschaft zu tragen oder nicht.

Nein, sagte Orso Paolo aus der Familie der Vincenti, sie sollen dazu nicht gehalten sein, denn es ist das bei unsern Altvordern nicht der Brauch gewesen.

Ja, rief Ruggero aus der Familie Grimaldi, sie sollen dazu gehalten sein, denn so schreibt es die Sitte der Religion vor.

Und so stritten sie hin und her über Kapuzen oder Nichtkapuzen, und auf dem Kirchenplatz gab es ein Lärmen und Toben, als galt es zu entscheiden, ob Genua oder Nicht-Genua. Einer nahm dem andern das Wort, einer sprang nach dem andern auf den Stein, seine Meinung zu verfechten, und man zischte oder rief Beifall, jubelte oder höhnte, je nachdem ein Grimaldi oder ein Vincenti ein Wort über die Kapuzen gesagt hatte.

Plötzlich fiel eine Beleidigung. Augenblicks erhob sich ein Wutgeschrei, und die Pistolen wurden aus den Gürteln gerissen. Die Grimaldi warfen sich auf Orso Paolo, und dieser schoß unter die Angreifer. Es fiel Antonio, der älteste Sohn Ruggero's, zum Tode verwundet.

Da schwieg in der Kirche die Messe. Das Volk stürzte heraus, Männer, Weiber, Kinder, die Priester im Meßgewande, die Crucifixe in der Hand.

Das ganze Dorf von Olmo war ein Gewühl von Fliehenden und Verfolgenden, und schallte wieder von Wutgeschrei und von Flintenschüssen. Die Grimaldi schrieen nach Orso Paolo, daß sie ihn mordeten.

Gleich einem Hirsche war Orso hinweggesprungen, den Buschwald zu erreichen. Aber seine Verfolger verrannten ihm, von der Rache beflügelt, den Weg und suchten ihn zu umstellen.

Von allen Seiten sah er die Wütenden heranstürzen; ihre Kugeln umsausten ihn. Er konnte den Buschwald nicht erreichen, und nur noch wenige Minuten Zeit hatte er, einen Entschluß zu fassen. Kein Ausweg blieb ihm, nur ein Haus stand nahe am Berge, und dies war das Haus seines Todfeindes Ruggero.

Orso Paolo sprang in dieses Haus und verrammelte die Thüre. Er hatte seine Waffen bei sich, seine Carchera war voll von Kartuschen, Lebensvorrat fand sich im Hause genug, er konnte sich Tagelang dort halten. Auch stand es leer, denn alle seine Bewohner waren ins Dorf geeilt und Ruggero's Weib um den Verwundeten Antonio beschäftigt. Ihr zweiter Sohn, ein Kind von wenigen Jahren, war allein im Hause zurückgeblieben und dort eingeschlafen.

Kaum hatte sich Orso Paolo dort verschanzt, als Ruggero mit allen Grimaldi erschien: aber Jener streckte ihnen aus der Oeffnung des Fensters seinen Flintenlauf entgegen und drohte jedem mit der Kugel, welcher es wagen würde, der Thüre zu nahen. Keiner wagte es.

Wütend standen sie vor dem Hause, und wußten nicht, was sie beginnen sollten; Ruggero raste, daß der Todfeind in seinem eignen Hause den Zufluchtsort gefunden habe. Er schrie auf wie der Tiger schreit, welcher den Fang sieht, den er nicht erreichen kann.

So stand der wütende Haufe, und es mehrte sich mit jeder Minute das Gewühl von denen die herzuströmten und die Luft mit ihrem Geschrei erfüllten. In dieses Toben mischte sich der Klageruf der Weiber. Sie trugen eben den schwer verwundeten Antonio in das Haus eines Verwandten. Beim Anblick seines Sohnes verdoppelte sich die Wut Ruggero's, und selber stürzte

er in ein Haus und riß einen Feuerbrand aus dem Herde, ihn auf sein eignes Dach zu werfen, um Orso Paolo mit ihm zugleich zu verbrennen. Wie er den Brand in der Hand schwang und anderen zuschrie, Feuer auf sein Dach zu werfen, stürzte ihm sein Weib in den Weg. Rasender, rief sie, unser Kind ist im Hause. Willst du dein Kind verbrennen? Antonio liegt auf dem Tode — dort schläft Francesco in seiner Kammer — willst du dein letztes Kind ermorden?

Laß es mit ihm verbrennen, schrie Ruggero, laß die Welt verbrennen, wenn nur Orso Paolo umkommt.

Heulend warf sich das Weib dem Manne zu Füßen, umschlang seine Kniee und wollte ihn nicht von der Stelle lassen. Aber Ruggero schleuderte sie von sich und warf den Feuerbrand in sein Haus.

Die Flamme stieg auf, die Funken flogen mit dem Winde. Die Mutter war leblos niedergestürzt. Man trug sie dorthin, wo ihr Sohn Antonio lag.

Ruggero aber stand vor dem brennenden Hause, welches die Grimaldi umringt hatten, damit Orso Paolo wenn er entspränge, ihren Kugeln nicht entfliehe; Ruggero stand vor seinem Hause und starrte mit grausem Lachen in die Flammen, wie sie lohend und prasselnd zusammenschlugen, und wenn die Balken in einander krachten schrie er auf vor Rachlust und vor wilder Pein, denn es war ihm, als stürzte ein jeder brennende Balken auf sein eignes Herz.

Manchmal schien es, als zeigte sich eine Gestalt in den Flammen, doch war es vielleicht eine schwarze Rauchwolke, oder eine herumzitternde Feuersäule — jetzt wieder war es, als weinte drinnen die Stimme eines Kindes. Plötzlich krachte das Dach zusammen und Rauch und Feuerlohe schlugen aus dem stürzenden Trümmergraus gen Himmel.

Ruggero, welcher stumm und starr da gestanden, vorgebeugten Leibes und mit stierem Auge, die Hand gegen das

Haus ausgestreckt, fiel mit einem dumpfen Schrei zu Boden. Man trug ihn zu seinem wunden Sohne Antonio. Wie er hier zu sich kam, begriff er erst nicht was geschehen sei, aber es tagte bald in seiner Seele; der Flammenschein seines Hauses leuchtete ihm grell ins Gewissen, daß er den Frevel seiner That erkannte. Eine Minute lang stand er, in sich hinein, und wie vom Blitz geschlagen, dann riß er den Dolch aus seinem Gürtel, um ihn sich in die Brust zu stoßen. Aber sein Weib und die Freunde fielen ihm in den Arm und entwaffneten ihn.

Was ward aus Orso Paolo? was aus Francesco?

Als die Flammen das Gebälk ergriffen, suchte Orso einen Zufluchtsort, irgend eine Hölung, ein Gewölbe, sich darin vor dem Feuer zu schützen. Er irrte durch alle Kammern. Da hörte er in einer das Weinen und das Angstgeschrei eines Kindes. Er sprang in die Kammer. Ein junges Kind saß hier auf seinem Bette. Es streckte bitterlich weinend die Hände nach ihm aus und rief den Namen seiner Mutter. Da war's dem Orso, als riefe ihm aus den Flammen der böse Geist zu, er solle das holde Kind ermorden und so die Unmenschlichkeit seines Feindes strafen. „Sind nicht auch die Kinder deines Feindes der Blutrache verfallen? Stoße zu, Orso, tilge die letzte Hoffnung vom Hause des Grimaldi!"

Orso beugte sich über das Kind mit einem gräßlichen Racheblick. Die Glut der Flammen übergoß ihn, das Kind, die Kammer mit einem purpurfarbnen Schein, wie von Blut. Er beugte sich über den weinenden Francesco — und plötzlich riß er das Kind empor, drückte es an seine Brust und küßte es mit einer wilden Inbrunst. Dann stürzte er aus der Kammer, das Kind in seinem Arme, und tappte weiter in dem brennenden Hause, ob nicht irgend wo ein schützender Ort zu finden sei.

Das Haus war kaum zusammengestürzt, als vor dem Dorf die Muschelhörner der Vincenti erklangen. Die Männer von

Castelď'acqua, alle Freunde und Verwandte Orso Paolo's, waren auf die Kunde von seiner Not herbeigezogen, ihn zu retten. Die Grimaldi flüchteten von der Brandstätte in das Haus, wo Ruggero, sein Weib und Antonio beisammen waren.

Eine fürchterliche Viertelstunde ging vorüber.

Da schallte auf dem Markt von Olmo lautes Jubelgeschrei und der hundertfache Ruf: Evviva Orso Paolo! — Die Mutter Antonio's stürzt ans Fenster; sie stößt einen Schrei der Freude aus; sie stürzt aus der Thüre; ihr nach Ruggero und die Frauen.

Durch die jauchzende Menge aber kam daher Orso Paolo, von Freude stralend, das Kind Francesco in seinen Armen herzend, mit Asche bedeckt, vom Rauch geschwärzt, die Kleider versengt. Er hätte sich und den Kleinen unter einem Bogen der Treppe gerettet.

Ruggero's Weib flog auf Orso zu, sie warf sich an seine Brust, und umschlang ihn und den kleinen Sohn mit namenloser Freude.

Ruggero fiel vor seinem Feinde auf die Kniee, und indem er schluchzend seine Füße umschlang, bat er ihn und Gott um Verzeihung.

„Stehe auf, mein Freund Grimaldi, sagte Orso Paolo; möge uns Gott heute so vergeben, als wir uns beide vergeben, und schwören wir uns hier vor dem Volk von Olmo ewige Freundschaft."

Die Feinde sanken sich in die Arme, und das Volk rief jubelnd: Es lebe Orso Paolo!

Nach kurzer Zeit genas Antonio von seiner Wunde; und eitel Freude herrschte eines Abends im Dorf zu Monte d'Olmo, als die Grimaldi und die Vincenti das Versöhnungsmal feierten. Mit dem Oelzweige des Friedens waren die Häuser geschmückt, und da hörte man nichts als Gläserklang, und Freudenschüsse aus den Flinten und Geigen und Mandolinenspiel.

Dezio Dezii.

Es war noch zur Zeit, als die Genuesen die corsische Insel in ihrer Gewalt hielten, da waren die Dörfer Serra und Serrale, im Pieve von Moriani in heftigem Krieg entbrannt. Zwei Häuser befehdeten sich dort aufs Blut, die Dezii in Serra und in Serrale die Venturini.

Endlich waren sie des langen Rachekrieges müde geworden, und beide feindliche Familien hatten mit feierlichem Eide vor den Parolanti Frieden geschworen. Wenn ihr nun nicht wißt oder es vergessen habt, wer die Parolanti sind, so will ich es euch sagen. Die Parolanti sind die guten Männer, die Mittelsleute, welche die Feinde in Uebereinstimmung ernennen, daß sie den schriftlichen Friedensvertrag und Handschlag wie Eid in ihre Hände empfangen, und darüber wachen, daß Niemand den Frieden bricht. Wer ihn bricht, der ist gottlos, und aller Guten Verachtung fällt auf ihn, der Zorn und die Vehme der Parolanti fällt auf sein Haus, sein Feld und seinen Weinberg.

So hatten also die Dezii und die Venturini den Frieden geschworen, und es gab eine schöne Ruhe im Pieve von Moriani. Weil aber der böse Hadergeist nicht ruhen kann, sondern immer in die Asche bläst, ob nicht ein Funke vom alten Rachegroll noch zu erwecken wäre, so geschah es auch eines Tages, daß er auf dem Markt von Serrale dem alten Venturini in das grimmige Herz blies. Nicolao war ein Greis, aber noch jung an Kräften wie seine Söhne. Er hatte einen bösen Blick, eine giftige Zunge und den Krampf in der Hand, welche den Dolch führt. Der traf auf dem Markt den jungen Dezio Dezii, den Stolz und die Blume aus dem Hause der Feinde. Er war schön und angenehm von Sitten, aber sein Mut feurig und rasch.

Der Alte nun mit dem bösen Blick höhnte dem Jüngling

ein giftiges Wort zu, und Niemand weiß wie das gekommen war. Denn Dezio hatte keinen Anlaß gegeben. Wie der Jüngling das Wort empfangen hatte, schwoll ihm das Herz vor Scham und Zorn, aber er dachte an die Parolanti, an den Frieden und die grauen Haare des Nicolao. Deshalb stieß er sein Herz zurück und ging schweigend aus dem Dorf von Serrale.

Nun fügte es sich aber, daß noch an demselben Abend der Alte und der Junge auf dem Feld einander begegneten. Wie Dezio den Nicolao herankommen sah, welcher keine Waffen hatte, warf er schnell seine Flinte an einen Baum, damit der böse Geist ihn gegen einen Wehrlosen nicht reize, und ging dem Alten entgegen und forderte stolz Rechenschaft von ihm, weshalb er ihn beleidigt habe.

Der Alte entgegnete mit Hohn, und wie die Worte hitziger hin und her gingen, faßte er den Jungen bei der Brust und gab ihm einen Schlag ins Gesicht. Dezio taumelte zurück; im Augenblick war er nach seiner Flinte gesprungen, im zweiten Moment fiel der Schuß und stürzte der Alte ins Herz getroffen nieder.

Der arme Dezio floh wie gejagt von dem Racheengel, und von Fels zu Felsen sprang er in die Berge des Monte Cinto, und warf sich dort weinend in eine Höle.

Auf die Blutthat waren die Parolanti herbeigeeilt. Sie riefen Wehe über Dezio und seinen ganzen Stamm, und sie zogen vor sein Haus. Dezio's junges Weib war darin. Sie sagten ihm, daß es das Haus verlassen müsse, weil es der Acht verfallen sei. Nachdem sie seufzend aus der Thüre gegangen war, warfen die Parolanti Feuer ins Haus und verbrannten es bis in den Grund. Dann gingen sie in den Castanienhain und den Oelgarten Dezio's; jeden Baum schälten sie mit dem Beile ab, zum Zeichen, daß Dezio den Eid gebrochen und Blut vergossen, und daß der Zorn des Himmels ihn und sein Gut verflucht habe.

Die Sippen Dezio's hielten sich still, denn sie erkannten, daß man an ihm die Gerechtigkeit geübt habe. Aber des ermordeten Nicolao Sohn Luigione ließ sich den Bart wachsen, zum Zeichen, daß er das Vaterblut rächen werde. Er nahm die Flinte und streifte in den Bergen, Dezio zu erjagen, und da er ihn nicht erreichte, obwol er Tag und Nacht in den Felsen lag, nahm er Dienste bei den Genuesen, welche im Turm von Padulella die Wache hatten. Vielleicht, daß er so, auch mit Hülfe der Wächter den Feind erlauern konnte.

Dezio lebte mit dem Fuchse, mit dem Hirsch und dem Wildschaf, und irrte in den Wildnissen umher, alle Nacht wo anders sich bergend, und immer wandernd und immer das Herz voll Traurigkeit und Schrecken. Da schiffte er sich eines Tages mit Schiffern, die seine Freunde waren, nach Genua ein. Er nahm Dienste bei den Genuesen, und Jahre vergingen ihm dort in der Verbannung.

Nach langer Zeit erwachte in ihm die Sehnsucht nach seinem Vaterlande und nach seinem Weibe. Er nahm Abschied vom Soldatenstande; in Genua gab man ihm einen Freibrief, daß er sicher und ungekränkt in Corsica leben könne.

Vielleicht hoffte Dezio auch, daß der Groll Luigione's in so langer Zeit eingeschlafen sei. Er kam in sein Dorf zurück, fand sein Weib wieder und hielt sich still. Niemand wußte um seine Rückkehr. Denn er zeigte sich nicht, nur in den Wald ging er und an einsame Orte, wo er sicher war, daß ihn Niemand traf. Immer ging mit ihm der Schatten des alten Nicolao.

So vergingen Wochen und Monde, und von Dezio wußte und redete Niemand. Eines Tags nun sagte Luigione, welcher in den Bergen als Jäger berühmt war, zu seinem Weibe: mir hat geträumt, daß ich einen Fuchs gejagt habe, so will ich auf die Jagd gehn, vielleicht daß ich heute ein gutes Wild erjage. Er warf die Flinte über die Schulter und ging.

Ein roter Fuchs stieß ihm auf. Der rannte in ein Gebüsch, und Luigione eilte ihm nach. Der Ort war ganz einsam und traurig. Wie er in den Busch trat, fand er einen schmalen Hirtenpfad, der gleich dem Wege eines Labyrints gewunden war und immer tiefer in die Wildniß führte. Plötzlich blieb er stehn. Unter einem wilden Oelgebüsch sah er einen Mann im tiefsten Schlafe liegen. Neben ihm lagen sein Doppelgewehr und seine Zucca. Ein langer Bart verschattete sein Gesicht. Luigione blieb starr wie eine Bildsäule, nur seine Augen fieberten und verschlangen den schlafenden Mann. Das Blut schoß ihm siedendheiß in die Wangen; dann bedeckte sie wieder Todtenbläße; das Herz klopfte ihm so laut, daß es den Schlafenden hätte erwecken mögen.

Einen Schritt that er vorwärts, noch einen — er starrte dem fremden Manne ins Gesicht — ja! es war Dezio, der Mörder seines Vaters. Da flog ein wildes Lächeln über das Antlitz Luigione's. Er zog den Dolch aus seinem Gürtel.

„Dich hat Gott in meine Hand gegeben, daß ich dich heute tödte. Das Blut meines Vaters komme heute über dich" — und er erhob die zweischneidige Klinge. Aber ein Gedanke trat wie ein Engel zwischen ihn und den Schlafenden und hielt seine Klinge auf. Der Engel sagte ihm: Luigione, du sollst den Schlaf nicht morden!

Luigione sprang plötzlich zurück. Dann schrie er mit fürchterlicher Stimme:

Dezio! Dezio! stehe auf und bewaffne dich!

Der Schlafende sprang auf und griff nach seinem Gewehr.

Ich hätte dich im Schlafe morden können, sagte Luigione zu ihm, aber das wäre eines Schurken That gewesen. Nun verteidige dich; denn meines Vaters Blut schreit um Rache.

Dezio sah einen Augenblick den fürchterlichen Mann zum Tod erschrocken an, dann schleuderte er seine Flinte weit in den Busch hinein, riß das Pistol und den Dolch aus seinem

Gurt und schleuderte beide von sich, und dann riß er das Gewand von seiner Brust und rief: Luigione, schieß und räche deinen Vater! In meinem Grabe wird mir dann wol! Tödte mich! —

Luigione betrachtete den unglücklichen Feind mit Staunen, und eine Weile schwiegen beide. Dann legte Luigione seine Flinte ab, ging auf Dezio zu und reichte ihm die Hand. Gott, sagte er, hat dich in meine Hand gegeben, daß ich dir verzeihe. Das Blut meines Vaters habe seinen Frieden. Nun komm und sei mein Gast! —

Die Männer gingen in das Dorf, einer neben dem andern, und sie blieben Freunde. Und weil Luigione ein Kind geboren war, nahm er Dezio zu des Kindes Pathen zum heiligen Zeichen, daß sie vor Gott versöhnt seien.

Dezio wurde bald der Welt müde, und nahm die Kutte. So rein und gottselig war sein Wandel, daß er bis in das späteste Alter von allen Menschen geliebt ward und der Segen seiner Frömmigkeit weit und breit in den Bergen Frieden stiftete.

Als er eines Tages im Herrn entschlafen war, begleiteten ihn die Dörfer der ganzen Gegend zu Grabe, und noch heute sagt man in der Pieve von Moriani: Dezio der Weltliche, Dezio der Mörder, Dezio der Bandit, Dezio der Mönch, Dezio der Priester, Dezio der Heilige.

Fünftes Kapitel.

Umgegend von Sartene.

Rings um Sartene stehen wüste Berge, unter denen nach Norden zu sich der Incudine und der Coscione erheben. Der Coscione ist berühmt durch seine Weiden, welche von den

herrlichen Quellen Bianca und Viola durchrieselt werden. Hieher treiben die Hirten von Quenza Sommers ihre Heerden, und Winters steigen sie nach der Küste von Porto Vecchio hinab. Einer dieser Berge ist ein wunderlich geformter Fels, von Gestalt ein Gigant, der sein plumpes Riesenhaupt in die Wolken streckt. Man nennt ihn den Mann von Cogna. Im Gebiet von Sartene stehen auch einige Ueberreste von Menhirs und Dolmens, jenen uralten Heidensteinen, welche sich auf den Mittelmeerinseln und in den celtischen Ländern finden. Sie bestehen aus Säulensteinen, die im Kreise aufgestellt sind; man nennt sie Stazzone. So geringe Ueberreste dieser sabbäischen Bauten Corsica aufbewahrt hat, so reich ist daran Sardinien. Ich habe die Stazzone von Sartene nicht mehr sehen können, und bedaure das schmerzlich.

Auf den Bergen rings umher liegen manche Ruinen von Schlössern des tapfern Rinuccio und des berühmten Giudice della Rocca. Das Lehn dieser alten Signoren lag rings um Sartene. Erinnerungen an Rinuccio bewahrt namentlich der Canton Santa Lucia de Tallano in dem alten und zerfallenen Franziskanerkloster, einer Stiftung dieses Herrn, mit welchem die Macht der corsischen Barone zu Grunde ging. In der Kirche zeigt man das Grab seiner Tochter Serena, die in Marmor da liegt, einen Rosenkranz in der Hand, von welchem ein Geldbeutel als Symbol ihrer Freigebigkeit herabhängt.

In den Felsen von S. Lucia findet sich auch der merkwürdige und nur Corsica eigene Granit, welchen man Orbicularis nennt. Er ist von graublauer Grundfarbe, aber in den Stein sind viele schwarze und weiß umrandete Augen eingesprengt, die überall an die Fläche kommen, wo man den Stein durchschneidet. Ich sah vortreffliche Stücke davon; polirt nimmt sich dieser köstliche Granit sehr schön aus und läßt sich zu den seltensten Geräten und Ornamenten verwenden. Er ist ein Kleinod in der reichen mineralogischen Schatzkammer

der Insel. In der Kapelle der Mediceer zu Florenz, welche mit den seltensten Steinen ausgelegt ist, hat auch dieser Orbiculargranit seine Stelle gefunden.

Nordöstlich von S. Lucia liegt im Tal des Fiumiccioli der alte berühmte Canton von Levie bis zum kleinen Golf von Ventilegne. Berge und Forsten bedecken ihn. Auch hier hausten alte Adelsgeschlechter, wie namentlich die Familie der Peretti, aus welcher Napoleon der Freund Sampiero's stammte, der erste dieses Namens, den die corsische Geschichte nennt, der aber nicht mit den Bonaparte verwandt war. Er fand seinen Tod in einer Genuesenschlacht.

Zu Levie gehört San Gavino de Corbini, ein Ort, welcher in der Geschichte der Corsen genannt ist, weil hier die Secte der Giovannalen ihren Hauptsitz hatte, jener alten Communisten Corsica's, die auf der Insel so reißende Fortschritte machten, und gleichsam Vorläufer der Saint-Simonisten und der Mormonen waren. In einem wilden dem Naturzustande noch untergebenen Lande, wo die Gleichheit der Menschen der herrschende Zug des Volkes war, und in der blutigen Zeit des allgemeinen Elends mußte diese Secte ihre Entstehungsgründe finden. Es ist zu beklagen, daß uns die Chroniken des Landes nicht mehr von dem Wesen dieser Gemeinde aufbewahrt haben.

Die Gastfreiheit der Sartener will ich, von dem Orte scheidend, herzlich rühmen. Ich erfuhr sie in der liebenswürdigsten Weise, und in der schlichten, traulichen Gesellschaft guter Menschen war mir recht wol. Sie wollten mich durchaus nicht fortlassen, ich sollte mit ihnen in die höchsten Berge das Wildschaf jagen, und vor allem in ihre Fruchtgärten um mich nach Herzenslust zu erquicken. Als ich nun in der Morgenfrühe hinweg wollte, geleiteten mich alle diese Braven, die mir Freundschaft erzeigt hatten, und Einer von ihnen — er war ein Vetter der unglücklichen Vittoria Malaspina — reichte mir zum Abschied ein Blatt Papier.

Wie ich das Blatt auseinander faltete, las ich darauf diese Worte geschrieben: „Dem Signor Ferdinando. Wenn Ihr in unsrem Lande je etwas bedürfen solltet oder Euch Unangenehmes widerführe, so erinnert Euch daß Ihr in der Stadt Sartene einen Freund habt. Alessandro Casanova."

Sechstes Kapitel.

Die Stadt Bonifazio.

Um 8 Uhr Morgens fuhr ich von Sartene ab nach Bonifazio, der südlichsten Stadt und Festung Corsica's. Es ist ein wüstes Uferland das ich durchreiste, da die Berge allmälig zur Küste herabsinken. Auf der ganzen Fahrt findet man keine Ortschaft, und ich wäre vor Hunger und Durst verschmachtet, wenn nicht mein Reisegefährte Brod und Wein mitgenommen hätte.

Wer nie sein Brod mit Freuden aß, am grauen Oelbaum nie beim Weine saß, der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Wir kamen durch das Ortoli-Tal — überall ödes Hügelland und keine Frucht. Der Oelbaum hört auf, nur Korkeichengestrüpp und Arbutus bedeckt die Gegend. Wir näherten uns der Südküste. Nicht weit von der Mündung des Ortoli liegt ein einzelnes Stationshaus, und ihm gegenüber ein Felsenriff, auf welchem der Turm von Roccapina steht. Ein bizarr geformter Steinblock erhebt sich neben ihm auf der scharfen Felsenkante. Auffallend gleicht er einem kolossalen gekrönten Löwen, und so nennt ihn auch das Volk il leone coronato. An diesem Ufer, welches Genua zuerst besetzte, als es den Pisanern Corsica entriß, erscheint der Fels wie das Wappen der Republik selber.

Von dieser Höhe aus erblickte ich zuerst in der Meeresweite, nicht gar fern, die Küsten und Berge Sardiniens. Es ist eine herrliche Fernsicht. Der Anblick eines fremden Landes, das sich plötzlich dem Blick entfaltet, hier nur seine Linien, dort schon charaktervoll gestaltete Gegenden zeigt, erweckt die angenehmsten Empfindungen von Sehnsucht und Zweifel. Sie gleichen wol am meisten jenen märchenhaften Phantasien der Kindheit. Vollends eine Insel. — Ich stand also lange auf einem der wüsten Felsblöcke, im heftigen Winde und in der Sonnenglut des Mittags, und sah voll Verlangen über die Meerenge nach der Zwillingsschwester Corsica's. Sie war ganz in luftige blaue Schleier gehüllt, und die vom Maestrale aufgeregten Wellen schäumten um sie her in weißen Brandungen.

Nach zwei Stunden Rast gings weiter längs der Küste. Sie ist von Meeresarmen zerrissen und melancholisch. Kleine Flüsse schleichen durch Sümpfe ins Meer, auf dessen Uferklippen graue Türme Wache halten. Die Luft ist faul und ungesund. Ich sah am Berghange ein paar kleine Orte. Man sagte mir daß sie menschenleer seien: denn erst im September ziehn ihre Bewohner aus den Bergen wieder ein.

Das Meer bildet hier die kleinen Golfe von Figari und von Ventilegne. Sie gleichen Fiorden; ihre Uferformen sind oft von der bizarrsten Bildung, gleich Reihen von aschgrauen Obelisken sich erhebend.

Die letzte Landspitze Corsica's nach Südwesten, die im Capo di Feno endigende Zunge S. Trinita durchschneidend, erblickt man die weißen Kalkufer Bonifazio's, und diese südlichste und originellste Stadt der Insel, schneeweiß wie das Ufer, hoch darüber — ein überraschender Anblick mitten in der weiten und schwermutvollen Oede.

Das Uferland rings umher ist steinig und buschig. Aber eine halbe Stunde lang fährt man zwischen Olivenhainen und Fruchtgärten bis zur Stadt hin, und ist erstaunt solchen Segen

zu finden, welchen der zum Fleiße genötigte Mensch dem kalkigen Boden abgewonnen hat. Bonifazio erzeugt eine Fülle von Oliven, welche denen der Balagna an Güte nicht nachstehen. Zwischen Kalkfelsen fährt man zur Marina hinab, welche sich an dem Golfe hinzieht. In die Stadt selbst kann man nur zu Pferd oder zu Fuße gelangen, denn man muß den steilen Kalkfelsen auf einem breiten, ausgestuften Wege anklimmen. Ueber zwei Zugbrücken und durch zwei alte Tore gelangt man endlich nach Bonifazio. Die ganze Stadt liegt in der Festung, auf dem Plateau des Felsens.

Einen schönen Gruß ruft Bonifazio dem Wanderer entgegen, wenn er durch das alte finstre Tor hineinschreiten will; denn auf einem der Türme prangt das große Wort Libertas. Ich las es oft auf Türmen und Stadthäusern Italiens als die kläglichste Ironie der Gegenwart, und auf mancher Fahne hat dies Wort geflunkert. Aber hier nimmt es sich stolz aus auf dem uralten Turm, der von so glänzenden Waffenthaten zu erzählen weiß, und so trat ich in die Stadt mit der frohen Empfindung, zu tapfern und freien Männern zu kommen. Denn noch heute stehn die Bonifaziner in dem Ruf, die am meisten republikanischen, wie die arbeitsamsten und religiösesten Bewohner Corsica's zu sein.

Die Lage Bonifazio's ist sonderbar. Man denke sich eine kolossale weißliche Felspyramide, horizontal geschichtet, umgekehrt und die Basis nach oben, ans Meer gestellt, und auf der Basis hoch in der Luft Festung, Türme und Stadt; so wird man ein Bild von diesem corsischen Gibraltar haben. Der Felsen ist in seiner Façade herausgehölt. Er hängt mit dem Lande zusammen. Von zwei Seiten umbrandet ihn die Meerenge, von der dritten bespült ihn ein schmaler Meeresarm, welcher Golf, Hafen und Festungsgraben zugleich bildet, und von den schroffsten, ja unersteiglichen Bergen umschlossen ist. Die Gewalt des Wassers hat das Ufer ringsumher

zerschlagen und die groteskesten Formen gebildet. Von unten, das heißt von der Meeresseite gesehen, welche an vielen Stellen keinen Strandsaum hat, weil das Ufer ganz steil in die See abstürzt, erregt dieser Felsen Grauen. Ich war hinabgestiegen und blickte zu ihm empor, die Wogen brandeten und Wolken zogen am Himmel, da schien es, als wollte der Fels schwanken und über mich zusammenstürzen, eine Täuschung, die um so natürlicher wird als von der Basis desselben ein Teil hinweggerissen ist, und hie und da die vom Wetter geschwärzten Kalkschichten frei in die Luft hinausgreifen. Als ich Bonifazio sah, begriff ich wol, daß Alfonso von Aragon die Stadt nicht nehmen konnte.

Sie zählt 3380 Einwohner und begreift keine Communen in sich. Ihre Häuser sind pisanischen und genuesischen Ursprungs. Alt und verwohnt gleichen sie oft eher Ruinen als Wohnungen. Das Material des Felsens ist in der Regel auch das ihre. Sie sind alle weiß, auch die Mauern und die stumpfen Türme sind weiß. Es würde mir schwer werden ein deutliches Bild von der Stadt selbst zu geben; denn kaum läßt sich dies Gewirre von engen Gassen schildern, in denen der Seewind beständig Kalkstaub umherwirbelt, und die man bergauf, bergab durchirrt, überrascht von der Neuheit der Lage, da der Blick, wenn er ins Freie fällt, tief unter sich das Meer entdeckt, das nicht minder blau ist, als hoch oben der Himmel. Oft sind Balken von einem Hause zum andern geschlagen, oft führen finstere Durchgänge aus einer schmalen Gasse in die andere.

Der Wind pfeift und die Meereswellen branden. Es ist unheimlich; man hat keinen Raum. Die einsame Schildwache dort am runden Turm geht auf und ab, umwirbelt von Kalkstaub. Ich will eine Piazza aufsuchen, unter Menschen zu kommen. Aber es gibt keinen Platz. Der Mangel an Raum läßt keine Ausdehnung zu; doch nennt man hier die Hauptgasse die Piazza Doria. Denn die Bonifaziner fühlten wol

das Bedürfniß einen Platz oder ein Forum zu haben, ohne welches eine Stadt ist wie ein Haus ohne Familienzimmer. Sie nannten also die Hauptgasse ihren Platz. Der Mangel an Breite zwang sie die Häuser hoch aufzubauen. Weil sie nun keine Tiefe haben, sind ihre Treppen sehr steil. An manchem Hause sah ich noch das Wappen Genua's, den springenden gekrönten Löwen, welcher einen Ring in der Kralle hält. Das alte Zeichen weckt stolze Erinnerungen, wie der Name Doria, der sich hier lebend erhalten hat; es gibt in Bonifazio noch heute eine Familie Doria, oder richtiger geschrieben d'Oria. Denn dies ist der eigentliche Name jener berühmten genuesischen Herren aus der großen Familie der Oria. Die Corsen haßten Genua bis aufs Blut; wo ich mit ihnen von der alten Republik sprach, fand ich denselben eingefleischten Haß. Alles Elend welches Corsica betraf, seine moralische wie seine physische Wildniß schreiben sie, oft mit Unrecht, den Genuesen zu; aber bei den Bonifazinern steht Genua im besten Andenken, und das begreift sich aus ihrer Geschichte.

Man ist nicht darüber einig, wie im Altertum die Gegend hieß, in welcher das heutige Bonifazio steht. Man hält sie für den alten Syracusanus portus, oder für die Stadt Pallae, welche immer die letzte ist, die das Itinerarium des Antonin in seiner Angabe der corsischen Stationen aufzählt. Bonifazio selbst wurde von dem toskanischen Markgrafen gegründet, dessen Namen sie trägt; und wir wissen, daß er sie im Jahr 833 nach einem Seesiege über die Sarazenen anlegte, um ihren Raubeinfällen einen Damm entgegenzusetzen. Von den Befestigungen jenes Markgrafen steht noch der große Turm, Torrione; drei andere erheben sich über dem Felsen. Bonifazio führt sie alle in seinem Wappen. Die Stadt kam später an die Pisaner; aber die Genuesen entrißen sie ihnen schon im Jahre 1193. Sie behandelten sie mit großer Liberalität, gaben ihr sehr freie Statuten und ließen sie als Republik unter ihrem

Protectorat bestehen. Im roten Buch von Bonifazio befindet sich das Instrument, welches der Procurator Genua's Brancaleone d'Oria im Jahre 1321 am 11. Februar unterzeichnete und auf die Bibel feierlich beschwor. Darnach wurde den Bonifazinern Handelsfreiheit sonder Abgaben an genuesische Häfen zugestanden; ferner ward ihnen das Recht, sich selbst zu regieren. Sie wählten sich ihre Anziani, und dem Beschluß dieser Aeltesten sollte sich der genuesische Podestà fügen, welcher jährlich in die Stadt gesandt wurde. Er konnte keine Steuer auflegen, noch irgend eine Neuerung ohne den Willen der Anzianen treffen; er durfte Niemand gefangen halten, wenn er Bürgen stellen konnte, es sei denn einen Mörder, Dieb oder Verräter. Sobald ein Podestà nach Bonifazio kam, mußte er schwören, die Statuten Bonifazio's unverbrüchlich aufrecht zu halten. Dieses Instrument ist gezeichnet: per Brancaleonem de Oria et per Universitatem Bonifatii in publico Parlamento. Das klingt stolz genug für einen Ort, der damals kaum 1000 Einwohner zählte.

So errang sich dies tapfere Volk seine Freiheit und wußte sie viele Jahrhunderte auf seinem Felsen zu bewahren.

Die Genuesen ehrten die Bonifaziner auf jede Weise. Wenn eins ihrer Schiffe nach Genua kam und seinen Hafen angab, pflegte man zu fragen, seid ihr aus dem Gebiete von Bonifazio oder aus Bonifazio proprio? Daher hat sich noch heute die populäre Benennung erhalten: er ist ein Bonifazino proprio. Viele genuesische Nobili und Bürger siedelten nach diesem Felsen über, und Bonifazio wurde in Sprache, Sitten und Neigung eine genuesische Colonie. Das erkennt man noch heute, nicht allein an den alten Wappenschilden, sondern am Volke selber.

Gleich Calvi hat Bonifazio Genua unverbrüchlich die Treue gehalten; und so ist es merkwürdig, in diesem Meere des corsischen Hasses, gleichsam zwei kleine Eilande zu finden, auf

denen man das tyrannische Genua liebte. Gönnen wir dies den mannhaften Genuesen, ihre herrliche und große Republik hat ja längst ihre Schuld an die Geschichte bezahlt und ist nicht mehr.

Ein Bonifaziner Murzolaccio hat im Jahr 1625 eine eigene Geschichte seiner Stadt geschrieben. Sie ist in Bologna erschienen und ein äußerst seltnes Buch. Ich habe es nicht auftreiben können, und das bedauert, weil mir Bonifazio so lieb geworden ist. Aber hier will ich nach dem Petrus Cyrnäus die denkwürdige Belagerung der Stadt durch Alfonso erzählen, denn wol verdient der Heldenmut der Bonifaziner, neben dem von Numantia, von Carthago und Saragossa in neuerer Zeit, im Gedächtniß der Menschen fort zu leben. Ich gebe Peters Darstellung nicht immer wörtlich und nicht ganz, weil sie zu lang ist.

Siebentes Kapitel.

Die Belagerung Bonifazio's durch Alfonso von Aragon.

Nachdem Alfonso die Lage der Stadt erkannt hatte, besetzte er einen gegen Norden gelegenen hohen Berg, und Tag und Nacht ließ er von dort und von der See Steine aus den Bombarden auf die Stadt werfen. Mit achtzig Schiffen, darunter dreiundzwanzig Triremen, waren die Spanier gekommen; in den Hafen waren sie nach dem Falle zweier Türme eingedrungen. Wie nun ein großer Teil der Verteidigungswerke und der Mauern eingestürzt war und es schien, daß man in die Stadt einbrechen könne, berief der König einen Kriegsrat. Er war jung und feurig und begierig nach großen Dingen. Wenn Bonifazio gefallen sei, sagte er, so werde ganz Corsica in seine Gewalt geraten und er wolle dann gen Italien in Segel gehn. Belohnungen setzte er für denjenigen aus, welcher

der Erste die Mauern ersteigen und das Banner aufpflanzen würde, und sofort bis zu dem Zehnten. Das hörten die Spanier mit großer Freude und also machten sie sich zum Sturme auf. Viel litten die von Bonifazio durch Wurfgeschoße und Pfeile, aber sie warfen die Stürmenden mit Steinen und langen Lanzen in das Meer und hielten wacker aus. Da plötzlich stürzte der Turm, welchen man Scarincio nennt, mit ungeheurem Gekrach zusammen, und sogleich hängten sich die Schiffe an die Bresche, die Spanier sprangen auf die Mauer und pflanzten das Banner auf. Im Heer des Königs erhob sich das Geschrei: die Stadt sei erstürmt. Da sah man die Seesoldaten in Eile mit Hülfe der Masten und der Raaen das Mauerwerk erklettern; wie sie den Häusern nahe kamen, warfen sie Feuerbrände auf die Dächer. Nun erhob sich ein großes Kampfgewühl von Fliehenden, Widerstrebenden und Stürmenden. Aber Orlando Guaracchi, die heldenmütige Margarete Bobia und Chiaro Ghigini warfen sich den Andringenden entgegen; von ihren Stationen kamen Jacopo Cataccioli, Giovanni Cicanesi und Filippo Campo; alle Feinde, welche in die Stadt gedrungen waren, hieben sie nieder. Sodann warfen sie Feuer auf die Schiffe im Hafen, und so wurde der König mit großem Verlust zurückgetrieben.

Drei Tage lang hatte der Kampf gedauert mit Brand und Blutvergießen ohne Ende. Nun legte jedes Alter und Geschlecht Hand an, die Mauern neu zu verfestigen und die Breschen zu sperren. Leider war das Getreidemagazin verbrannt. Alfonso unterdeß warf Pfeile mit Briefen in die Stadt und versprach allen denen Belohnung, welche zu ihm übergehen würden. Zwei liefen über, Galliotto Ristori ein Bonifaziner und Conrado ein Genuese, und diese reizten den Mut des Königs, indem sie sagten, daß die in der Stadt an Brod und Waffen Mangel hätten. Der König besetzte noch einen andern Hügel, zog eine doppelte Kette quer über den Hafen,

um die Bonifaziner von aller genuesischen Hülfe abzusperren, und beschloß nun die Stadt durch Belagerung zu erzwingen. Das hörte der Doge Thomas Fregoso und rüstete eine Flotte von sieben Schiffen; und darüber verstrich der September. Den ganzen October, November und December hindurch wütete das Meer so schrecklich, daß die Flotte aus dem Hafen von Genua nicht auslaufen konnte. Es waren aber die Bonifaziner durch das Schleudern der Bombarden und Wurfmaschinen so sehr in Not gekommen, daß sie aus der Stadt wandern, in den Hain neben Sant Antonio gehen und im Convent des heiligen Franciscus sich bergen mußten, da der größte Teil ihrer Häuser in Trümmern lag; nur in den Kriegsstationen blieben sie.

Der König, verstärkt durch Zufuhr aus Spanien, wollte dennoch den Weg der Unterhandlungen versuchen und gab denen in der Stadt die feierliche Zusage, daß sie frei und nach ihren Gesetzen leben sollten, wenn sie sich ergeben würden. Die Bonifaziner zogen die Unterhandlung in die Länge; da sie hungerbleich und verkommen aussahen und die Aragoner meinten, daß der Hunger sie zur Uebergabe zwingen müsse, so sagt man, hätten jene, diese Meinung Lügen zu strafen, an vielen Stellen von den Mauern Brod unter die feindlichen Posten geworfen und dem Könige einen Käse zum Geschenke geschickt, welcher aus Weibermilch gemacht worden war. Da ließ der König alle Sturmmaschinen an die Mauern rücken mit Schiffen, welche je zwei verbunden Türme trugen. Von den Höhen wie von der Seeseite begann aufs neue der Sturm. Gegen die Schiffsmaschinen sich zu rüsten hatten die Bonifaziner gleichfalls Maschinen gestellt; auf die entfernteren Schiffe warfen sie Steine von ungeheurem Gewicht, auf die näheren von geringerer Schwere und hageldichte Geschoße. Obgleich sie selber mit Bombarden und Pfeilen überschüttet wurden und manche in Stücke zerrissen da lagen, so hielten sie sich doch

mit wunderbarer Tapferkeit. Immerfort ersetzten die Fallenden die noch Kräftigen, den verwundeten Vater der Sohn, der Bruder den Bruder; und die Weiber trugen herzu Wurfmaterial, Wein und Brod und nahmen die Verwundeten an. Sie nahmen auch Schilde und Lanzen und stellten sich auf die Mauern anstatt der Männer. Es gab viele, welche ihre gefallenen Angehörigen nicht aufnehmen noch bestatten konnten, bis die Feinde herabgestürzt waren. Auch diese litten schrecklich, weil viele durch das Schwert, durch die Sichel und die Hakenlanze umkamen, womit die von den Mauern jene auf den schwimmenden Türmen anzogen und ertränkten. Sehr viele wurden mit Balken und Steinen niedergeschmettert, wenn sie mit Leitern die Stadt ersteigen wollten. An andern Orten warf man Fackeln, brennendes Werk und flüssiges Harz, so daß man oft nicht wußte, wohin zuerst rennen, wo zuerst abwehren.

Schon waren die von Bonifazio durch die unabläßigen Kämpfe erschöpft, so daß der König noch einmal alle seine Kräfte zusammen zu nehmen beschloß, um folgenden Tags einen Hauptsturm zu machen.

Nur am Turm Scarincio schwiegen die Bombarden, damit sie nicht die Spanier, welche schon von den Schiffstürmen in die Stadt überstiegen, zugleich mit den Städtern vernichteten. Da kämpften auch die Weiber neben den Männern und warfen Harpunen. Von den Schiffstürmen und Mastkörben aber warfen die Spanier fort und fort Pfeile, und auch bleierne Eicheln aus gewissen handlichen Bombarden von gegossenem Erz, welche wie ein Rohr hol waren, und die sie Sclopetus nennen. Diese Bleieichel wurde durch Feuer fortgetrieben und durchbohrte einen bewaffneten Mann. (So beschreibt Peter von Corsica die Flinten, welche damals unbekannt, heute in Corsica nur zu sehr bekannt sind.) Es warfen die Feinde von den Schiffen auch Schwefelstaub auf die Häuser und auf die Menschen und

darnach Feuer, so daß viele halb verbrannten und die übrigen kopfüber aus der Bresche wegstürzten. So stand den Feinden die Bresche offen neben dem Turme Preghera. Als sich nun der Schwefeldampf, der wie dichte Finsterniß die Bresche verhüllt hatte, in der Luft verzog, sah man Matronen, Wehrlose, Schaaren von Kindern, Geschoße und Steine jeder Art zu der Mauer tragen, um sie den Streitern zuzuführen; wie sie nun den Ort von diesen leer fanden, erhoben sie ein Geschrei und lautes Heulen. Da trieben die Mütter die Söhne, die Töchter die Väter, die Frauen ihre Männer mit Wehklagen und Tränen an, daß sie auf die Bresche zurückkehrten. Es griffen auch die Priester und die Mönche zu den Waffen und schleuderten brennende Wergbündel hinunter und gelöschten Kalk. Dies half so sehr, daß die Meisten von dem Qualm und dem schwebenden Dunst betäubt und fast blind gemacht, nur ins Ungewisse schoßen. Wie die Flammen nachließen, fiel man aus dem Tore aus.

Es war dieser Tag der härteste für die Städter gewesen; aber er hatte den Erfolg, daß ein großer Teil der Feinde verwundet und getödtet worden war.

Je bedrängender von Tag zu Tage die Belagerung wurde, desto häufiger wurden die Briefe an den Dogen und den Senat von Genua, daß sie endlich Bonifazio zu Hülfe kämen. Aber der König gab, wie ihm neuer Zuwachs gekommen war den Seinigen das Zeichen, und man griff zu den Waffen. Zu Wasser und zu Lande, an sieben Stellen wars ein grimmiger Anlauf; doch in die Stadt konnte er nicht. Denn mit gleicher Eile war eine neue Mauer an die Stelle der eingestürzten aufgeführt worden, und die Bewaffneten selbst galten auf den Breschen statt der Schanzen. Da ließ Alfonso einen Damm gegen das große Tor führen, in einer Höhe von acht Fuß; darauf wurde ein Turm von zehn Stockwerken gestellt, auf daß er die Mauern überrage. Wie nun unter beständigem

Hagel von Wurfgeschoßen der Wall und der Turm immer näher gegen das Tor rückte, öffnete sich dasselbe, das Volk stürzte Fackeln schwingend heraus und warf Feuer auf den Wall, auf die Faschinen und den Turm, und so verzehrte es das mühsame Werk einer so langen Zeit.

Nicht Tag nicht Nacht schwieg der Sturm, und von den Bonifazinern wurde nichts unterlassen, was dem Feinde Einhalt thun konnte, sowohl durch Aufführen neuer Mauern, als durch unabläßige Ausfälle. Die arme Bürgerschaft hatte keinen Augenblick Ruhe, und war doch durch die beständige Anstrengung erschöpft, durch Wachen bei Nacht und bei Tag, durch Wunden, endlich durch Hunger verzehrt. Täglich bestattete man Gestorbene, der Tod stand vor aller Augen, Tag und Nacht hörte man das Weinen. Unterdeß war der Mangel so groß geworden, daß man gezwungen war eckelhaftes Kraut zu essen, und wie lange sollte man noch auf die Hülfe von Genua warten! Ueber alles menschliche Können hinaus duldete das Volk den Hunger. Pferde- und Eselsfleisch war in jenen Tagen ein Leckerbissen. Einige aßen allerlei Kraut, was nicht einmal das Vieh berührt, Wurzeln und wilde Frucht, sowie Baumrinde und nie zuvor gegessene Thiere. Aber da sie schon an dem Entsatz verzweifelten, hätten viele wehklagend ihr Leben freiwillig geendet, viele auch, die verwundet lagen, hätte der Hunger in den Mauern dahingerafft, wenn nicht das Erbarmen der Weiber sie erquickt hätte. Denn die frommen Weiber von Bonifazio gaben Verwandten, Brüdern, Kindern, Blutsfreunden, Gevattern freiwillig ihre Milch zu trinken. Es gab in jener Belagerung Niemand in Bonifazio, der nicht eines Weibes Brust gesogen hätte.

Da sich nun in großer Not keine Hülfe zeigte, schloßen die Bonifaziner den Vertrag, daß wenn die Genuesen binnen vierzig Tagen nicht zum Entsatz herangekommen, sie sich ergeben wollten. Zwei Männer gaben sie zu Geißeln und dreißig

Kinder der Edelsten. Aber die Bonifaziner waren in Sorge, weil der König ihnen nicht gestattete, Boten nach Genua zu schicken. Deshalb bauten sie in großer Eile ein kleines Schiff, und in tiefer Nacht ließen sie es von dem Felsen, welcher Sardinien gegenübersteht und dem Feinde abgekehrt war, an Seilen herab; und ließen auch die Jünglinge, welche die Boten waren, 24 an der Zahl, ebenso hinab. Briefe hatte ihnen der Magistrat an Genua mitgegeben, und eine große Menge von Bürgern sie mit Wünschen bis an den Uferfelsen geleitet. Abwechselnd hatten ihnen die Weiber ihre Brüste gereicht, denn von Speise nahmen sie nichts mit sich. Nach mancher Gefahr auf der See kamen die mutigen Boten, vom Winde lange aufgehalten, nach Genua und benachrichtigten den Senat, daß die Stadt aufs Aeußerste gebracht sei.

Unterdeß beschloß man in Bonifazio Gott um Rettung und Vergebung aller Sünden anzuflehen. Die Procession ging von der Kathedrale nach Sanct Jacob, dann nach San Domenico und zu allen Kirchen; und ob die Winterkälte gleich hart war, gingen doch alle barfuß, und man sang Hymnen mit großer Inbrunst. Am Tage wurde in den Kirchen gebetet von früh bis spät, und Aller Geist war fortdauernd auf den Entsatz gerichtet, und ob nicht endlich eine Kunde auch von den Boten käme.

Am fünfzehnten Tage endlich kamen diese in ihrem Schiffchen Nachts nach Bonifazio zurück, gaben das Zeichen und wurden an Seilen heraufgezogen. Die Freude in der Stadt war so groß, daß man von Sinnen gekommen zu sein schien. Wie die Boten nach der Kirche der heiligen Maria gingen, wo der Senat Tag und Nacht versammelt war, strömte alles Volk ihnen nach, um die Botschaft zu hören. Sie überreichten die Briefe des Dogen, welche verlesen wurden, und nachdem dies geschehn, wurden sie in die Volksversammlung geführt. Picino Cataccioli, das Haupt der Boten, gab hier einen ausführlichen

Bericht und die Versicherung, daß die genuesische Flotte bereit sei und nur den günstigen Wind abwarte, um auszulaufen. Der Senat von Bonifazio ordnete ein öffentliches Dankgebet von drei Tagen an, und die Freude in der Stadt hatte keine Grenzen, als das wenige Getreide verteilt wurde, welches die Boten aus Genua mit sich gebracht hatten.

Indessen nahte der Tag der Uebergabe heran, ohne daß die Flotte erschienen war, und die Gesandten des Königs drangen schon in den Senat der Stadt, den Vertrag zu erfüllen. Wenn in der folgenden Nacht, so erklärten die Anzianen, die Genuesen nicht erscheinen, so wollen wir uns ergeben. Da begann ein Jammern und Wehklagen von Weibern und Kindern, und eine große Trostlosigkeit bemächtigte sich aller. Der Senat aber berief die Volksversammlung, die Meinungen zu hören. Da bestand Guglielmo Bobia auf der Ausdauer, und er beschwor den Schatten des Grafen Bonifazio, welcher die Stadt erbaut hatte, daß er die Bonifaziner mit seinem Geist erfülle, auf daß keiner von der Freiheit lasse. Man entschied sich, auszuharren bis zum letzten Augenblick. Plötzlich erhob sich in der Nacht der Ruf, daß die Genuesen kämen. Alle Glocken fingen an zu läuten, auf allen Türmen sah man Feuerzeichen: endloses Jubelgeschrei stieg gen Himmel. Die Spanier staunten, da sie doch nichts von den Genuesen sahen; ohne Zögern kamen ihre Abgesandten mit Tagesanbruch vor das Tor und forderten die Uebergabe gemäß der Verabredung. Die von Bonifazio aber entgegneten, sie hätten in der Nacht die genuesische Hülfe aufgenommen; und siehe da! es erschienen Bewaffnete, ein genuesisches Banner voran tragend, dreimal auf den Mauern vorübergehend, welche von Lanzen starrten. Denn alle Weiber hatten in dieser Nacht die Waffenrüstung angelegt, daß es schien, die Schaar der Bonifaziner sei verdreifacht worden. Wie Alfonso von Aragon das sahe, rief er: „Haben denn die Genuesen Flügel, daß sie nach Bonifazio kommen können, da wir doch alle Orte

besetzt halten?" Und aufs neue ließ er seine Maschinen zum Sturm gegen die Stadt vorrücken.

Endlich erschienen die Genuesen wirklich, am vierten Tag nach Ablauf des Vertrages, und sie gingen im Angesicht des Canals vor Anker. Angelo Bobia und einige andere Tapfere schwammen in der Nacht zu ihren Schiffen; sie entsetzten alle durch ihre hungerbleiche Gestalt. Die genuesischen Capitäne aber erklärten, daß sie es nicht wagen dürften, die Spanier anzugreifen. Da legte Bobia wie angedonnert den Zeigefinger an den Mund, und sagte, wir haben auf Gott allein und auf euch gehofft, ihr sollt es wagen und wir werden euch helfen! die Genuesen verzagten.

Alsobald wandte auch Alfonso einen Teil seiner Schiffe gegen diese, und richtete seine Bombarden auf den Hafen, um den Entsatz abzuschneiden. Die Schiffe Genua's zögerten, die Spanier anzugreifen, bis der Jüngling Giovanni Fregoso, Rafael Negro und andre Hauptleute im Rat durchdrangen, daß man den Kampf wagen müsse. Besonders stimmte dafür Jacopo Benesia, der tapferste und der kühnste. Durch sieben Stunden währte der Kampf auf dem Hafen und vor dem Felsen, mit großer Wut da Schiff an Schiff gedrängt war und im schmalen Raum eins das andre hinderte; während zugleich die Bonifaziner von oben her Wurfgeschosse und Feuerbrände schleuderten. Die Genuesen sprengten endlich die Hafenkette und bahnten sich den Weg nach Bonifazio, und unbeschreiblich war das Jauchzen des verhungerten Volkes, als sieben Getreideschiffe im Hafen landeten und ihre Fracht ausluden.

Da erkannte Alfonso von Aragon, daß er die Stadt Bonifazio nicht mehr bezwingen könne; er hob die Belagerung auf, und die Geißeln mit sich nehmend, ging er tief beschämt und erbittert gegen Italien in Segel, im Januar 1421.

Achtes Kapitel.

Andere Erinnerungen, und ein Fest.

Meiner Locanda gegenüber steht ein altes Haus, dessen marmornes Thürgesims meine Aufmerksamkeit anzog. Es sind alte Sculpturen darauf, das Wappen Genua's und gothische Initialen. Meine Freude war groß als man mir sagte, daß der Kaiser Karl V. in diesem Hause zwei Tage und eine Nacht gewohnt habe. Da wurde mir so zu Sinne, als hätte ich auf diesem fremden Felsen urplötzlich einen Landsmann und guten Freund gefunden. Das Haus spricht Deutsch zu mir, flamändisches breites Deutsch, und wenn ich das Fenster betrachte, an welchem Karl V. stand, so überschüttet es mich mit deutscher Historie und nennt manchen Namen, Luther, Worms, Augsburg, Wittenberg, Moriz von Sachsen, Philipp von Hessen, nennt Schiller und Don Carlos, Goethe und Egmont. Karl V. war der letzte Kaiser im vollen Sinne des Worts; denn gegen ihn, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, erhob sich ein kleiner Mann in der grauen Kutte und ließ ein Wort fallen, welches all die Herrlichkeit des Kaisertums wie eine Bombe zersprengte. Doch sind diejenigen thöricht, welche Karl V. schmähen, daß er die Reformation nicht begriff und sich nicht an die Spitze ihrer Bewegung stellte. War er doch eben Kaiser. Ehe sein Ende kam, wurde er müde; und der Mann dessen vielbewegtes Leben ein unausgesetzter Kampf mit den Mächten gewesen war, welche das Reich stürzten, mit Frankreich und der Reformation, gab seine Länder hin und die alles umwandelnde Zeit erkennend, ward er Eremit und legte sich in einen Sarg. Ich bin froh, daß ich Tizians herrliches Porträt Karls V. sah. Nun ist mir mein Nachbar hier am Fenster kein Begriff, sondern Person von Fleisch und Bein.

Es war ein Zufall, daß Karl nach Bonifazio kam. Mein Freund Lorenzo erzählte ihn mir so. Karl war im Jahre 1541

von seinem verfehlten Zuge gegen Algier zurückgekehrt; ein Sturm zwang ihn im Golf von Santa Manza in der Nähe Bonifazio's zu ankern. Er stieg ans Ufer, und neugierig des corsischen Landes Art, das damals wie heute für barbarisch und kriegerisch galt, kennen zu lernen, trat er in einen Weinberg. Filippo Cataccioli, der Besitzer desselben, war gerade anwesend. Dieser bot dem Kaiser von seinen Trauben, und im Gespräch erweckte er ihm das Verlangen die Stadt Bonifazio zu sehen, welche Alfonso von Aragon nicht hatte zwingen können. Also erbot sich der Corse ihn zu geleiten, bot ihm Gastfreundschaft in seinem Hause und versprach ihm sein Incognito zu achten. Er gab ihm sein Pferd; der Kaiser stieg auf, und der kleine Zug setzte sich in Bewegung. Voraus aber schickte Cataccioli einen Boten und ließ den Anzianen sagen: Karl, König von Spanien und Kaiser des heiligen römischen Reichs, würde heute Bonifazio's Gast sein. Wie nun Karl gegen Bonifazio zu reiten kam, erdonnerten auf einmal die Kanonen, und das entgegenströmende Volk rief: Evviva Carlo di Spagna! Der wandte sich überrascht zu Cataccioli und sagte: „Freund, du hast mich doch verraten." Nein! entgegnete dieser, sondern dies ist die Natur der Kanonen von Bonifazio, daß die Sonnenstralen sie losbrennen, nahet sich ein Fürst gleich euch.

Karl zog in Cataccioli's Haus und wurde dort wol aufgehoben und gut verpflegt. Beim Abschiede rief er seinen Wirt und sagte zu ihm: „Mein Freund, weil Ihr euren Gast wol gehalten habt, so bittet euch drei Gnaden aus." Cataccioli bat um drei Freiheiten für die Stadt Bonifazio, und diese zugesagt, gebot ihm der Kaiser noch eine Gunst, aber für seine eigene Person zu fordern. Der Corse sann lange nach, dann sagte er: „Ew. Hoheit wolle befehlen, daß, wenn ich todt bin, mein Leichnam im Allerheiligsten der Kathedrale beigesetzt werde, denn weil das keinem Laien zukommt, so wird

das die allergrößeste Ehre und Auszeichnung sein, die noch je einem Bürger von Bonifazio widerfahren ist."

Der Kaiser gebot dieses, und Cataccioli geleitete ihn wieder an den Hafen, und nachdem sein Gast an Bord gestiegen war, nahm er das Roß worauf dieser geritten, und erschoß es auf der Stelle.

Cataccioli's Haus ist nicht ganz vollendet. Man sieht einige Mauerlücken in der Wand. Denn die Anzianen hatten ihm, als er es baute, den Bau untersagt, aus Rücksichten auf die Festung. Cataccioli versprach nun auf seine Kosten einen Fanal zu bauen, wenn man ihm das Haus gestattete. Der Magistrat ging darauf ein, man schloß den Vertrag, daß Cataccioli sein Haus nicht eher vollenden dürfe, als bis er nicht den Faro vollendet habe. Also baute er beide zugleich, brachte den Faro richtig bis zum Fundament und sein Haus unter Dach, bis auf einige Lücken die er in der Mauer ließ.

Hoch und schön von Gestalt war Cataccioli, und deshalb nannte ihn das Volk Alto Bello. Seine Familie war eine der reichsten und ältesten der Stadt und wird in deren Geschichte viel genannt.

Der Blick, der an dieser Wohnung Karls V. vorbeistreift, fällt auf die Insel Santa Maddalena, welche am Rande Sardiniens steht. Deutlich sehe ich den Turm auf ihr, und sehe den jungen Artillerie-Offizier Napoleon dort aus der Barke springen, den Turm zu nehmen. Napoleon wohnte fast acht Monate lang in Bonifazio, dem Hause Karls V. gegenüber. Diese Begegnung zweier großer Kaisernamen hier ist merkwürdig; denn Napoleon war es, der die alte ruhmvolle Kaiserkrone Karls V. zerbrach.

Bonifazio hatte ehedem in der Zeit seiner Blüte einige zwanzig Kirchen und Klöster. Die Klöster sind aufgehoben und nur drei Kirchen übergeblieben, die Kathedrale S. Maria vom Feigenbaum, San Domenico und San Francesco. Santa Maria

ist von pisanischer Architectur, eine große schwere Kirche, welche in engen Gassen sich verliert. Ihre geräumige Halle ist der Versammlungsplatz und Spaziergang der Städter, die darin umherwandeln wie die Venezianer in den Hallen des Marcusplatzes. In alten Zeiten versammelte sich in dieser Kathedrale auch der Senat von Bonifazio, um über die Angelegenheiten der Stadt zu beraten.

Weiter hin gegen den Rand des Felsens liegt San Domenico, eine schöne Kirche der Templer, deren Triangel noch an der Mauer sichtbar ist. Der Bau ist von den reinsten gothischen Verhältnissen, und es fehlt ihm nur die bekleidete Façade, um auch von Außen angenehm zu wirken. Unstreitig ist sie die schönste Kirche Corsica's neben der in Ruinen stehenden Canonica von Mariana. Ihr schneeweißer achteckiger Turm, welchen die Pisaner anfingen, gleicht einem krenelirten Festungsturm; er ist nicht vollendet. Ich fand in der Kirche viele Grabsteine von Tempelherren und genuesischen Edeln, auch den eines Doria. Der Kardinal Fesch hat einige Bilder in sie geschenkt, die indeß von keinem Werte sind. Weit interessanter sind die Ex voto, die Votivbilder auf Holz, welche gerettete Bürger Bonifazio's der Madonna und dem heiligen Domenicus geweiht haben. Es gibt manches Weihbild unter ihnen, welches Piratenscenen recht wacker darstellt.

Die dritte Kirche San Francesco ist klein; sie besitzt aber eine große Merkwürdigkeit, denn es befindet sich in ihr die einzige lebende Wasserquelle Bonifazio's. Sonst trinken die Bonifaziner nur Regenwasser aus Cisternen, und besonders versorgt sie die große, tiefe Cisterne, in welche man auf steinernen Stufen hinabsteigen kann, ein verdienstliches Werk der Genuesen.

Die meisten ehemaligen Klöster Corsica's waren vom Orden der Franciscaner. Diese Mönche hatten sich äußerst zahlreich auf der Insel angesiedelt und ihr Heiliger selber ist, wie die

Sage erzählt, in Corsica gewesen. Er soll nach Bonifazio gekommen sein, und da die Bürger dieser Stadt als die religiösesten der Insel gelten, so will ich meinem Freunde Lorenzo eine Legende nacherzählen.

Man sieht nämlich über dem Golf das verlassene Kloster San Giuliano liegen; zum Bau desselben gab der heilige Franciscus selber folgende Veranlassung. Eines Tages landete er, ich weiß nicht auf welcher Fahrt, im Hafen von Bonifazio und stieg auf das Ufer. Da es Nacht war klopfte er an ein Haus und begehrte Herberge. Aber es wurde ihm nicht so gut begegnet, wie dem Kaiser Karl V. Denn man schloß ihm die Thüre, weil er ganz verwildert und struppig und nicht anders denn ein corsischer Bandit aussah. Der heilige Franciscus ging betrübten Herzens hinweg und legte sich in eine Grotte neben dem Hause schlafen, und nachdem er sich dem Herrn empfohlen hatte, entschlief er. Derweilen kommt eine Dienstmagd aus dem Hause, um wie sie zu thun gewohnt war gewisse Unsauberkeiten in die Grotte auszuwerfen. Wie sie nun in diese eintritt, sieht sie drinnen etwas leuchten und hätte vor Schrecken die Unreinlichkeit beinahe über den heiligen Franciscus ausgegossen. Denn eben dieser war es, was da leuchtete. Der heilige Franciscus erhob sich hierauf von dem Boden und sagte mit seinem milden Lächeln zu der Magd folgendes: „O meine Freundin, thue nur immerhin wie du zu thun gewohnt bist, weil ich doch ein ganzes Jahr in einem Schweinestalle gewohnt habe, wie das alle Welt weiß.“ Die dumme Magd aber lief mit Geschrei davon und erzählte, daß sie einen Mann in der Grotte gefunden habe, welcher die Eigenschaft besitze, an einigen Teilen des Körpers zu leuchten. Es verbreitete sich flugs die Kunde davon in Bonifazio; die Bonifaziner eilten an Ort und Stelle, und da sie den Heiligen gefunden hatten, hoben sie ihn auf ihre Hände, liebkosten ihn und baten ihn, er möge ein Denkmal seiner Anwesenheit hinterlassen. Der

heilige Franciscus sagte: meine Freunde, errichten wir zum bleibenden Gedächtniß ein Kloster. Auf der Stelle trugen die Bonifaziner Steine herbei, Franciscus aber legte mit eigner Hand den Grundstein, und nachdem er solches gethan, empfahl er sich und stieg in sein Schiff. Das Convent nannte man nicht nach seinem Namen, weil er damals noch nicht heilig gesprochen war, sondern nach dem heiligen Julian. Später bauten die Bonifaziner die Kirche San Francesco. Nahe dabei stand auf dem Felsen in alten Zeiten ein Hain von Pinien, von Mirten und Buxus, ein wahrhaftes Wunder, weil ihn das nackte Kalkgestein hergab. Bei Verlust der rechten Hand war es verboten, einen Baum aus jenem Wäldchen zu fällen. Eremiten saßen darin in einer Bergklause, lobten Gott und sangen fromme Lieder hoch oben über der Meerenge, nahe am Himmel. Nun ist der Wald und das Eremitenhaus verschwunden, und es geht jetzt dort die Schildwache in roten Hosen auf und ab und pfeift sich ein Soldatenlied.

Am 15. August weckte mich Kanonendonner unter meinem Fenster. Im Schlafe glaubte ich es seien die Spanier und Alfonso von Aragon mit den Bombarden, und diese machten ein gräuliches Schießen und Sturmlaufen gegen den Felsen; aber ich besann mich bald, daß diese Kanonenschüsse dem Geburtstage des alten Kaisers Napoleon und der himmlischen Jungfrau Maria galten. Denn am Feste der Assunta war Napoleon geboren, und beide haben nun die Ehre in ganz Frankreich zusammen gefeiert zu werden. Die Schüsse rollten und hallten mächtig über der Meerenge und weckten Sardinien aus dem Schlaf. Wie schön und festlich war der Morgen, Himmel und Meer blau und mit rosenroten Fahnen ausgeflaggt, die Luft still und kühl.

Das Volk von Bonifazio schwamm in einem Meer von Wonne. Den ganzen Tag tummelte es sich auf den Straßen, die mit Nationalfahnen prunkten. Darauf las man noch die

stolzen Worte: république française, liberté, égalité, fraternité. „Ihr dürft mir glauben, sagte mir ein Bonifaziner, wir sind von jeher ächte Republikaner gewesen.“ — Ich sah viele Gruppen auf den Straßen Dambrett spielen, und auch im großen Tor saßen sie bei diesem alten, ritterlichen Spiel. Andere gingen auf der Piazza umher, trugen ihre besten Kleider und waren fröhlich.

Ich habe immer eine Lust an einer festtägigen Menge. Man fühlt sich da einmal auf einer guten Erde; und nun hier, wo dieses weltverlassene Volk einmal auf seiner Klippe ausruht und aus seiner Dürftigkeit sich ein kindliches Fest bereitet, war mir recht wol. Diese armen Menschen haben so gar nichts was das Leben wechselnd und angenehm macht, nicht Schauspiel, nicht Gesellschaft, nicht Pferd noch Karosse, nicht Musik, kaum dann und wann eine Zeitung. Viele werden hier geboren und steigen in ihr kalkiges Grab ohne einmal Ajaccio gesehen zu haben. Sie leben hier hoch am Himmel auf ihrem dürren Felsen und haben nichts als Luft und Licht und den einen großen Blick auf die Meerenge und die Berge Sardiniens. Man kann sich also leicht denken, was hier ein Festtag sein muß.

Auch von der Umgegend waren die Bewohner nach Bonifazio gekommen, um die große Procession zu sehn, und da war's ein sonderbarer Contrast, so viele geputzte Menschen in den wüsten Straßen umhergehn zu sehen, und gar lieblich lachten die jungen Mädchen aus den verwohnten Fenstern, Blumen im Haar und weiß gekleidet, denn ich glaube heute waren alle Mädchen von Bonifazio der Procession wegen Engel.

Kanonenschläge kündigten ihren Beginn an. Sie kam aus der Santa Maria vom Feigenbaum, welche in Lichtern funkelte, und zog nach San Domenico. Christuskreuze, alte Kirchenfahnen, die noch genuesisch schienen, zogen voran, dann Männer, Frauen und Mädchen, Kerzen in der Hand, und zum Beschluß

die himmlische Jungfrau. Vier rüstige Männer trugen sie auf einer Bahre. Auf jeder Ecke derselben stand ein bunter hölzerner Engel mit einem Blumenbusch in der Hand, und in der Mitte schwebte auf blauen hölzernen Wolken Maria selbst; auch sie war von Holz. Eine silberne Stralenkrone hing über ihrem Haupt und an ihrem Halse eine köstliche Kette von Corallen, die in Bonifazio gefischt und von den Fischern ihr dargebracht waren. Halb Bonifazio ging in der Procession, und viele hübsche Kinder waren darunter, mit weißen Kleidern und bleichen Gesichtern, daß es schien, sie seien aus dem Gypse von Bonifazio geformt. Alle trugen sie Kerzen; aber der Seewind ging ebenfalls in der Procession einher, das war ein großer, langer Geselle aus weißem Kalk und ganz in einen weißen Mantel von Kalkstaub eingehüllt. Er blies einer hübschen Gypsfigur nach der andern die Kerze aus, und ehe der Zug noch San Domenico erreichte, hatte er das Moccolispiel gewonnen und auch die letzte Kerze ausgelöscht. Auch ich ging bis San Domenico mit. Wenn mich Jemand fragte, wie mir die Procession gefalle, so sah ich es ihm an den seelenvergnügten Augen an, daß sie sehr schön sei, und ich sagte: signore mio, ella è maravigliosa. Mich rührte die kindliche Einfalt und die Freude an dem Fest. Abends errichteten sie einen gewaltigen Holzstoß in der engen Straße vor dem Stadthause und erleuchteten damit die Gassen. Als ich nun fragte, weshalb man das große Feuer angezündet habe, so sagte man mir: dieses Feuer ist angezündet zu Ehren Napoleons. So feierte Bonifazio das große Fest und war froh und glücklich, und noch da es Nacht war, hörte ich heiteren Gesang auf den Straßen schallen und das Klimpern der Mandoline.

Neuntes Kapitel.

Die Meerenge.

Abends, ehe die Dunkelheit eintritt, ist es mein Vergnügen durch das alte Festungstor zu gehen und auf dem hohen Ufer zu sitzen. Hier habe ich das originellste Gemälde um mich her: Bonifazio auf dem Felsen hart neben mir, schwindelnd in die See hinuntergeneigt, die schöne Meerenge und das nahe Sardinien. Es gibt ein altes Buch, welches unter den Weltwundern diesen Fels von Bonifazio als das 72ste zählt. Mein guter Freund Lorenzo hat das Buch gelesen. Blicke ich nun von diesem steinernen Bänkchen auf dem Ufer hinab, so überschaue ich den ganzen Stufenweg, der zu der Marina herunter führt. Da kommen und gehen beständig Leute aus dem Tore und in das Tor, und von unten herauf reiten sie im Zickzack auf ihren kleinen Eseln oder treiben diese mit Melonen belasteten Geschöpfe im Zickzack hinauf; denn so wird ihnen das Klettern leichter. Ich erinnere mich nicht, je so kleine Esel gesehen zu haben als in Bonifazio, und konnte es nicht begreifen, wie ein Mann auf einem solchen Thier reiten könne. Keinen sah ich mit dem Fucile kommen; von Flinten wird man hier nichts gewahr.

Wenn ich nun auf jenem Bänkchen an der kleinen Capelle S. Rocco saß, so war ich bald von Neugierigen umringt, die sich oft zutraulich zu mir setzten und mich fragten, woher ich käme, und was ich wollte, und ob mein Vaterland civilisirt sei oder nicht. Die letzte Frage ist sehr oft an mich gerichtet worden, sobald ich sagte daß ich aus Preußen sei. Ein vornehm aussehender Herr setzte sich eines Abends zu mir, und da wir in ein politisches Gespräch über den jetzigen König von Preußen gerieten, so drückte er plötzlich seine Verwunderung aus daß die Preußen italienisch sprächen. Auch darnach bin ich schon oft und in allem Ernste gefragt worden, ob in

Preußen italienisch gesprochen würde. Mein freundlicher Herr fragte mich hierauf, ob ich lateinisch spräche. Auf meine Antwort daß ich lateinisch verstünde, sagte er daß er ebenfalls lateinisch verstünde, und hob also zu reden an: Multos annos jam ierunt, che io non habeo parlato il latinum. Im Begriff ihm ebenfalls lateinisch zu antworten, machte ich die Erfahrung daß das Lateinische mir augenblicks in Italienisch sich verwandeln wollte, und daß ich wo möglich noch trefflicher mich auszudrücken im Begriffe war als mein Bonifaziner. Zwei verwandte Sprachen mischen sich sofort auf der Zunge, wenn man sich täglich nur in der einen ausgedrückt hat.

Auch dieser Herr citirte mir richtig die Prophezeiung Rousseau's über Corsica, welcher man nicht entrinnen kann, wenn man mit gebildeten Corsen spricht.

Immer schöner wird im Abendschein die Ansicht der Meerenge. Da schweben Segelboote vorüber gegen die Wellen kämpfend; goldig überlichtet fahren sie dahin; einzelne Klippen ragen schwarz aus dem Wasser und in Violett färben sich die Berge Sardiniens. Geradeüber stehen die schönen Berge von Tempio und von Limbara, dort die Höhen welche Sassari verdecken; links eine prachtvolle Bergpyramide, die man mir nicht zu nennen weiß. Die Abendsonne beleuchtet die nahen Küsten und stralt auf der nächsten sardinischen Stadt Longo Sardo. Ein Turm steht an ihrem Eingange. Ich erkenne deutlich die Häuser und möchte mir einbilden, jene Schattenstriche dort seien herumwandelnde Sarden. Bei stiller Nacht, so sagte man mir, hört man von Longo Sardo her den Tambour seine Trommel schlagen. Ich zählte sechs Türme auf den Küsten; Castello Sardo und Porto Torres, die nächsten Städte am Ufer in der Richtung nach Sassari, konnte ich nicht erkennen. Mein gastlicher Lorenzo hatte drei Jahre in Sassari studirt, wußte mir viel von den Sarden zu erzählen und kannte ihre Sprachen.

Schweigend blicken wir hinunter
Auf die schaumbedeckten Küsten,
Auf die blaue Meeresenge,
Die zwei Schwesterinseln trennt.

Ach! wie schön bist du Sardegna,
Du von Muscheln hell umblitzte,
Mirtenüberkränzte, braune,
Wilde Schwester Corsica's.

Als ein Halsband von Corallen
Hängen um sie her die roten
Inselklippen und die Riffe,
Und manch' ausgezacktes Cap.

Freund Lorenzo, jene Berge,
Jene wonnesamen blauen,
Wecken mir so heiße Sehnsucht,
Daß mein Herz dahin verlangt —

Schöne Berge von Limbara!
Sprach Lorenzo vor sich nieder,
Blaue Berge wie das Leben
Lügenbilder sind sie nur.

Fern erscheinen sie Sapphire,
Und krystallne Himmelsdome,
Aber naht ihr euch, dann werfen
Sie den blauen Mantel ab.

Bieten euch die nackten Klippen,
Drohen euch mit Dorngewinden,
Mit dem Wetter, mit dem Abgrund,
Wie das Leben, junger Freund. —

Freund Lorenzo, jene Ebne
Lacht mich an mit ihrem Golde,
Wissen möcht' ich wie der Sarde
In dem schönen Lande lebt. —

Weit ins Innre steigt der Bergwald,
Gelbe Städtlein stehn im Grünen,
Und das Maulthier mit der Schelle
Vor sich treibt der Catalan.

Den Sombrero auf dem Scheitel,
Dolch, Pistolen in dem Gurte,
Summt er ein lateinisch Liedchen
Und marschirt zu seinem Tact.

Wandert südwärts nur zum Strande
Nach Cagliari's Felsenbuchten,
Dort im Dorfe schlägt der Moro
Castagnett' und Tamburin.

Mauren sind's von Algesiras,
In Barbarenzungen stammelnd,
Tanzend um die Fächerpalme,
Braune Mädchen an der Hand.

Wie merkt man in Bonifazio schon die Nähe der dritten großen romanischen Nation, der Spanier. Mein Zimmer ist bedeckt mit Columbusbildern, welche lange spanische Erklärungen haben, und hie und da trifft man Sarden, die den catalanischen Dialekt reden. Beide Inseln in grauen Zeiten zusammenhängend, nun auseinandergerissen, stehen in nachbarlichem Schmuggelverkehr. Die so günstige Lage Bonifazio's würde diese Stadt zu baldiger Blüte bringen müssen, wenn der Handel frei wäre. Die Controle ist sehr strenge; denn

auch die Banditen beider Inseln stehen im Verkehr; aber es geschieht seltner daß Sarden nach dem kleinen Corsica flüchten, weil sie sich dort nicht halten können. Dagegen flüchten viele corsische Bluträcher in die Berge Sardiniens. Die Polizei in Bonifazio ist sehr wachsam. Nirgend forderte man mir im ganzen Corsica den Paß ab, man that es nur in dem südlich gelegenen Sartene und in Bonifazio. Ein Besitzer war vom Cap Corso her bis Bonifazio mein Begleiter gewesen, und da der freundliche Mann mir sein Schiffchen, das in Propriano ankerte, zur Rückfahrt nach Bastia und auf dem Cap Corso sein Haus zur Wohnung anbot, nahm ich ihn in mein geräumiges Zimmer, weil er schlecht logirt war. Der hatte nun die Ehre für einen Banditen zu gelten, der mit gutem Schein nach Sardinien zu kommen suche.

Wenn der Abend hereinbricht, steckt der Leuchtturm von Bonifacio sein Licht auf. Die Küste Sardiniens ist in Dunkel gehüllt, aber von Longo Sardo her antwortet das rote Licht eines Fanals, und so unterhalten sich diese beiden Schwesterinseln auch in der Nacht durch die Zeichensprache ihrer Wandelfeuer. Die Türmer hüben und drüben führen ein einsames Leben. Ein jeder von ihnen ist der erste oder letzte Bewohner seiner Insel. Der von Bonifazio ist der allersüdlichste Corse den ich noch je gesehen habe, und der vom Cap drüben ist der allernördlichste Mensch Sardiniens. Sie haben sich nie gesehen und gesprochen. Aber jeden Tag sagen sie sich guten Abend und felicissima notte, wie man in Italien sagt, wenn die Hausfrau mit dem Licht in die Stube kommt. Der Türmer von Corsica kommt zuerst mit seinem Licht in die Nacht hinaus und sagt felicissima notte, und dann kommt ihm entgegen der von Sardinien und sagt auch felicissima notte; und so treiben sie es Nacht für Nacht und werden es forttreiben ihr Leben lang, bis einst drüben das Licht eine Weile ausbleibt. Dann weiß der Türmer hüben daß der alte

Freund jenseits gestorben ist, und weint und sagt: felicissima notte!

Ich besuchte diesen südlichsten Corsen auf seinem Turm. Der liegt eine Stunde weit von Bonifazio auf dem niedrigen Cap Pertusato. Das Südende Corsica's geht hier in einem abgestumpften Dreieck aus, an dessen Enden westlich jenes Cap und östlich das Cap Sprono liegt, eine schmale Klippenspitze, Sardinien am nächsten stehend. Mit gutem Winde kann man in einer halben Stunde in Sardinien sein. Der kleine Leuchtturm ist von einer weißen Mauer umgeben und gleicht einem Fort. Freundlich nahm mich der Türmer auf und setzte mir ein Glas Ziegenmilch vor. Er lebt wie Aeolus im Winde. Es ist eigentlich seltsam zu denken, daß eines Menschen lange Jahre sich nur drehen um eine Oellampe, und daß ein Individuum dazu aufgebraucht wird, auf einer einsamen Klippe Nachts Lampendochte zu verbrennen. Es gibt nichts Ungenügsameres und nichts Bescheideneres als das menschliche Wesen.

Mein Türmer führte mich auf die Brustwehr des Fanals, wo der heftige Wind mich zwang, ans Geländer mich festzuhalten, und er zeigte mir von seines Daches Zinnen all sein Inselreich und Untertanenschaft, welche in dreißig Stück Ziegen und in einem Weinberge bestand, und indem ich erkannte, daß er zufrieden war und an Gütern der Erde genug besaß, pries ich ihn sofort schon vor seinem Ende glücklich. Er zeigte mir die Herrlichkeit Sardiniens, die Inseln und Isolotte, die es umschwärmen, Sta. Maria, Sta. Maddalena, Caprara, Reparata und die kleineren Eilande. Die westliche Mündung der Meerenge ist mit Inselklippen bestreut, die östliche ist breiter und da liegt dem sardinischen Cap Falcone gegenüber das Eiland Asinara, ein malerisches Gebirge.

Zu Corsica gehören noch einige Inselriffe von der bizarrsten Form, welche ganz nahe in der Meerenge zerstreut liegen und

San Bainzo, Cavallo und Lavezzi heißen. Sie bestehen aus Granit. Die Römer hatten auf ihnen Steinbrüche angelegt, um für ihre Tempel und Basiliken Säulen von dort zu holen. Deutlich erkennt man noch ihre Werkstätten, selbst die Kohlen in der alten Römerschmiede haben noch ihre Spuren zurückgelassen. Noch liegen ungeheure, halbbehauene Säulen, deren zwei namentlich auf San Bainzo, und andre Blöcke, welche das Eisen schon bearbeitet hat, auf diesen Klippen. Niemand weiß, für welchen Bau in Rom sie bestimmt gewesen sein mochten. Und welch' ein panischer Schreck mochte es wol sein, der die Künstler und Steinmetzen von diesem einsamen Atelier im Meere plötzlich verjagte, daß sie das Werk ihrer Arbeit unbeendigt liegen ließen. Vielleicht verschlang sie die Flut, vielleicht erschlug sie der wilde Corse oder der grimmige Sarde. Mich wundert's, daß hier keine Sage von einem römischen Geisteratelier entstand. Denn ich selbst habe doch im Mondschein die todten Künstler aus dem Meere steigen sehn, in römischen Togen, ernste Männer, breitstirnig, adlernasig und mit holen Augen. Sie machten sich alle schweigend an die beiden Säulen und hoben an, geisterhaft daran zu schlagen und zu meißeln. Der Eine aber stand hoch aufrecht und deutete nur befehlend mit dem Finger; ich hörte ihn auf lateinisch sagen: „Diese Säule wird eine der schönsten im goldnen Hause des Nero sein. Flink, Gesellen, und fördert Euch! denn so Ihr in 40 Tagen nicht fertig seid, werden wir alle den Thieren vorgeworfen." Ich wollte ihm eben zurufen: „O Artemion und ihr anderen todten Männer, das Haus des Nero ist ja längst von der Erde verschwunden, wie wollt ihr noch Säulen dafür hauen? Geht schlafen in euer Grab." Aber wie ich das sagen wollte, verwandelten sich mir die Worte augenblicks in Italienisch und ich konnte nicht. Und diesem Umstande allein ist es zu verdanken, daß die alten Römergeister noch immer fort in dem Atelier an den Säulen geschäftig sind —

und alle Nacht kommen sie heraufgestiegen und schlagen und meißeln in rastloser Eile, aber sobald die Hähne in Bonifazio krähen, springen die weißen Gestalten wieder ins Meer zurück.

Noch einen vollen, letzten Blick warf ich auf die weitausgedehnte Küste Sardiniens, auf das Land Gallura, und dachte an den schönen Enzius, des Kaisers Friedrich Sohn. Auch er ist einst gewesen und war drüben ein König. Vor wenigen Monaten stand ich eines Abends an seinem Gefängniß in Bologna. Ein Puppentheater war dort aufgeschlagen und über den stillen großen Platz schallte laut die Stimme des Pulcinella.

Die Welt ist rund und die Geschichte eine Kugel, wie das einzelne Menschenleben.

Zehntes Kapitel.

Die Hölen von Bonifazio.

Hochauf donnerte dort an des Eilands Küsten die Brandung,
Grauenvoll spritzend empor, und bedeckt war alles mit Salzschaum.
Odyssee.

An einem schönen Morgen ging ich aus dem alten Genuesentore, an dessen Mauer der springende Löwe und der heilige Drachentödter Georg, das Wappen der Bank von Genua, eingemeißelt sind, stieg zur Marina hinunter und rief den Schiffsmann und seine Barke. Heute erlaubte die See eine Fahrt in die Hölen der Küsten, aber sie war noch immer vom Maestrale bewegt und spielte dreist genug mit dem Boote.

Im tiefen, schmalen Hafen aber, dem sichersten der Welt, ist es windstill, und wie in Abrahams Schooße ruhten dort die wenigen Segelkähne und die beiden zweimastigen Kauffahrer Bonifazio's, Jesus und Maria nämlich und die Fantasia. Fantasia ist der trefflichste Name, den noch ein Schiff getragen hat, das wird jeder zugeben, deß Fantasieschiff je

auf dem Meer gesegelt ist und mit seinen Schätzen zu Port kam oder an den Strand geworfen ward. Auch Jesus Maria ist ein schöner Name auf dem Meer.

Von beiden Seiten engen Kalkfelsen den Hafen so sehr ein, daß seine Mündung lange verdeckt bleibt. Die Enge dieses Canals macht es möglich, ihn querdurch mit einer Kette zu sperren, wie Alfonso von Aragon das gethan hat. Man zeigte mir noch einen mächtigen eisernen Ring, der in einem Uferfelsen eingeschlagen ist. Rechts und links nun und weiter an der offenen Küste hat die Wassergewalt kleine und große Hölen gebildet, welche höchst sehenswert sind und in aller Welt berühmt sein würden, wenn Corsica nicht gleichsam außer der Welt läge.

In der nächsten Nähe Bonifazio's gibt es deren drei besonders schöne Grotten. Zuerst gelangt man nach der Grotte San Bartolomeo. Sie ist ein schmaler Hölengang, der gerade so viel Raum läßt, daß die Barke sich hineinzwängen kann. Sie gleicht einem kühlen gothischen Gemach. Das Meer dringt fast bis an ihr Ende, so weit dies dem Auge sichtbar scheint, und bedeckt ihren Boden mit seinem stillen, klaren Wasser. Es ist das eine Gesellschaftsgrotte für die Fische, die sich hier Besuche machen, vor dem Hai gesichert. Ich fand auch eine wolige Fischfamilie darin. Sie ließen sich nicht stören, sondern schwammen lustig um die Barke. Die Höle zieht sich übrigens noch weiter in den Fels von Bonifazio hinein.

Rudert man aus dieser Grotte weiter, so gelangt man nach kurzer Zeit in die offene See und hat den überraschend großen Anblick der Seeseite des Felsens Bonifazio, der mit seiner breiten zwiegeteilten Brust mächtig herausgehoben gegen die Flut strebt. Diese gigantische Façade ist ein herrliches Architekturwerk der Meisterin Natur. Von beiden Seiten hat sie Säulen angestemmt, gewaltige Strebepfeiler aus Kalk und Sandschichtungen und von der Woge tief cannelirt. Eine

derselben heißt Timone. Zwischen ihnen wölbt sich ein kolossaler Bogen, auf welchem hoch oben die weißen Mauern von Bonifazio stehen, und in dessen Mitte eine prachtvolle Grotte als Portal sich aufthut. Ich war überrascht von dem so großen und originellen Bau, dem Vorbilde der Menschenwerke, der Tempel und Basiliken. Das aufgeregte Meer schlug seine Wellen gegen die Wände der Grotte; aber drinnen war es windstill. Sie geht nicht tief in den Fels hinein. Sie ist nur eine Felsennische, eine Tribune, welche in halben Kreislinien traubenförmige Guirlanden von Tropfstein umziehen. Man könnte in dieser Nische ein Riesenbild des Poseidon aufstellen. Sie heißt sotto al Francesco.

Fährt man nach der rechten, östlichen Seite, so sieht man das Ufer weithin unterhölt und wunderliche Bildungen von Kellergewölben, in welche das Meer eindringt. Ich fuhr in eine dieser Grotten hinein, die Fischer nennen sie Camere. In ihrer Nähe befindet sich die herrlichste Grotte von Bonifazio, der Sdragonato, und hier verzage ich Worte zu finden, welche dieses Wunderwerk zeichnen mögen. Nimmer sah ich ein ähnliches und vielleicht möchte diese Höle einzig in Europa dastehen. Ihr Eingang ist, gleich der von San Francesco, eine riesige Tropfsteinnische, aber diese öffnet sich in den Berg und führt durch ein kleines Tor in die ganze umschlossene innere Hölung. Es war schön und ängstigend durch den kleinen Schlund zu steuern; die Wasser brandeten mit Wut gegen denselben, spritzten ihren weißen Gischt an das Gestein empor, schlugen zurück, verschlangen sich, wühlten sich wieder auf. Solchen wilden Wasserschwall zu hören, ist eine wahrhaft elementarische Lust; seinen Laut gibt nur die italienische Sprache glücklich wieder — sie sagt rimbomba. Glücklich ward die Barke durch den Hölenschlund gespült, und mit eins glitt sie hin in einem herrlich gewölbten Tempel von ungeheurem Kreisumfange, auf einem hier grünen, dort dunkelschwarzen, hier azurblauen und

dort rosig gefärbten Wasserspiegel. Es ist ein wunderbares, natürliches Pantheon. Oben klafft die Kuppel auseinander und der helle Himmel scheint herein; ein Baum beugt sich und schwankt vom Rande herab, grüne Büsche und Kräuter neigen sich in den Spalt hernieder, und wilde Tauben flattern herein. Die Wände der schönen Höle sind fast regelmäßig gewölbt, das Wasser sickert von ihnen herab und umzieht sie mit Tropfstein, der aber nicht die auffallend bizarren Formen der Höle von Brando auf dem Cap Corso, oder der Harzhölen hat. Er hängt in Knollen umher, oder hat das Gestein wie mit einem Lasurguß überzogen. Man kann mitten in der Grotte umherrudern oder nach Belieben aussteigen, denn ringsum hat die Natur Sitze und Stufen von Stein aufgeschlagen, welche freiliegen, wenn nicht die Sturmflut sie bedeckt. Hieher kommen die Seehunde des Proteus und lagern sich in dem Wonnesaal. Leider sah ich keinen, sie waren draußen auf einer Wasserfahrt; nur wilde Tauben und Taucher schreckte ich auf. Der Wassergrund ist tief und klar. Man sieht Muscheln, Fische, und Meeresgräser. Es möchte sich der Mühe verlohnen seine Sommerresidenz von Zeit zu Zeit hier aufzuschlagen, die Odyssee zu lesen und aufzulauschen, wenn die Wesen der geheimnißvollen Meerestiefe eingezogen kommen. Der Mensch versteht weder Pflanze noch Thier, die auf dem Lande leben und seine Freunde sind, noch weniger jene stummen, wunderbar geformten Geschöpfe des großen Elements. Sie leben und haben ihre Gesetze, ihren Verstand, ihre Freuden und Leiden, ihre Liebe und ihren Haß. Nicht wie die Landwesen an die Scholle gebannt, ziehen sie im schrankenlosen Element umher und wohnen in der immer klaren krystallnen Tiefe, bilden mächtige Republiken, haben ihre Revolutionen, ihre Völkerwanderungen und Corsarenstreifzüge, und die schönsten Wasserpartieen, wenn sie wollen.

Das Ufer von Cap Partusato bis nach Bonifazio ist vom

Meer zerschlagen und in seltsame Formen zerrissen. Man findet dort viele Versteinerungen und die merkwürdige Spinnenart, welche baut. Diese Spinne macht sich nämlich im Sande der Küste ein ganz kleines Sandhäuschen und in dem Sandhäuschen ein kleines Thürchen. Dieses kann sie nach Belieben auf- und zuschließen. Wenn nun die Spinne allein sein will, so schließt sie das Thürchen zu. Wenn sie ausgehen will, so macht sie das Thürchen auf und geht hinaus und führt ihre Töchter an der schönen Meerenge spazieren, wenn sie nämlich fleißig gewesen sind und an ihrer Ausstattung genug gesponnen haben. Diese treffliche Bauspinne heißt Mygal Pionnière oder Araignée Maçonne von Corsica.

Ich sah auch die scalina di Alfonso, die Treppe des Königs von Aragon, welche er der Sage nach hart unter den Mauern der Stadt aushauen ließ. Weil Alfonso nämlich die Stadt nicht zwingen konnte, verfiel er auf den Gedanken, in das Ufer heimlich einen Gang zu hauen. Nachts landeten die Spanier an einer Stelle, welche von den Bürgern nicht gesehn werden konnte; dort zieht sich eine Grotte in den Berg, welche wol 300 Menschen beherbergen kann und süßes Wasser enthält. Da schlugen nun die Spanier einen Stufengang empor, und wirklich waren sie bis an die Festungsmauern gelangt, als ein Weib sie bemerkte, Lärm machte und die herbeieilenden Bürger den Feind herabstürzten. Die Erzählung ist ein Märchen; mir scheint es unglaublich, daß die Spanier diese schräg aufsteigende schmale Treppe sollten ausgehauen haben, ohne von den Bonifazinern gesehn werden zu sein. Eine andere Felsentreppe der Art hatten sich übrigens die Mönche von San Francesco ausgegraben, um zum Seebade hinabzusteigen; auch sie ist größtenteils hinweggeilgt.

Ich habe Unglück gehabt, die Thunfische fangen sie diesmal nicht in der Meerenge und die Corallenfischer sind wegen des Maestrale nicht auf See. Die Meerenge ist an Corallen

reich, aber die Corsen überlassen den Fang den Genuesen, den Toscanern und Neapolitanern. Diese kommen im April und bleiben bis zum September. Schöne rote Corallen sah ich bei einem Genuesen. Man verkauft sie nach dem Gewicht, die Unze zu drei Franken. Die meisten Corallen, welche in den Fabriken von Livorno verarbeitet werden, kommen aus der Meerenge von Bonifazio. Seitdem aber die Franzosen reichere und bessere an den Küsten Afrika's entdeckt haben, vermindert sich der Corallenfang in der Meerenge. Jetzt fischt man sie hauptsächlich an den Ufern von Propriano, von Roccapina, Figari und Ventilegne, wo auch die Thunfische besonders häufig sind.

Nachdem ich nun Land und Küste Bonifazio's kennen gelernt hatte, rüstete ich mich zur Abfahrt von diesem merkwürdigen Orte. Wie Lorenzo es mir gesagt hatte, fand ich das Volk von Bonifazio. Sie sind eigentlich keine Corsen mehr. Wir sind arm, sagte mir Lorenzo, aber wir sind fleißig und haben genug. Oel wächst in Fülle auf unsrem Kalkboden, der Wein gibt genug für das Haus und die Luft ist gesund. Wir sind fröhlich und zufrieden und nehmen Gottes Tage auf unsrem Felsen mit Dankbarkeit hin. Wenn der arme Mann Abends von seinem Felde heimkehrt, findet er immer seinen Wein mit Wasser zu mischen, sein Oel zum Fische, vielleicht auch ein Stück Fleisch, und Sommers immer seine Melone.

Ich werde mich an die Gastlichkeit der Bonifaziner so dankbar erinnern wie an die der Sartener. Morgens, da ich vor Sonnenaufgang hinabwollte, um nach Aleria zu fahren, wartete schon Lorenzo am Burgtor um mir nochmals eine gute Reise zu wünschen und mich zur Marina zu geleiten. Mit der Morgenröte den Felsen hinabsteigend nahm ich von der seltsamen Stadt mit einer jenen Scenen Abschied, deren Bild der Erinnerung sich unauslöschlich einprägt. Unter dem Tore liegt auf dem Uferrande die kleine unbedachte Capelle San

Rocco, welche auf der Stelle gebaut worden ist, wo im Jahr 1528 das letzte Opfer der Pest niedersank. Wie ich nun vom Tore herabstieg, sah ich gerade auf diese Capelle: die Thüren standen weit offen, der Priester fungirte am Altar auf dem die Kerzen brannten; vor ihm knieten in zwei Reihen andächtige Frauen, und auch vor der Pforte knieten Männer und Weiber auf dem Felsen. Der Blick von oben in diese stille, fromme Menschengemeinde, im Schein der Morgenröte, hoch über der Meerenge überraschte mich tief, und ich glaubte hier ein Bild wirklicher Frömmigkeit gesehn zu haben.

Fünftes Buch.

Erstes Kapitel.

Die Ostküste.

Die Gegenden von Bonifazio längs der Ostküste sind ganz öde. Die Straße führt am Golf von Santa Manza vorüber nach Porto Vecchio, welches man in drei Stunden erreicht. Dort liegt bei dem Ort Sotta die Ruine des alten Herrenschlosses Campana, und erzählt eine seltsame Sage. In grauen Zeiten hauste hier Ors' Alamanno, der deutsche Bär. Auf seine Vasallen hatte er das fürchterliche Herrenrecht der ersten Nacht (jus primae noctis) gelegt. So jemand ein Weib nahm, mußte er dasselbe in das Schloß führen, daß der deutsche Bär ihrer ersten Nacht genieße, und außerdem mußte er dem Orso das schönste Pferd in den Stall führen, daß er darauf reite. Wie nun die Jahre kamen und gingen, ward die Kammer des Bären nicht leer und sein Stall war voll. Da wollte ein junger Mensch Probetta eine schöne Jungfrau heimführen. Probetta war ein wilder Reiter und konnte geschickt den Lasso werfen. Er steckte heimlich die Schlinge unter den Rock, setzte sich auf ein schmuckes Pferd und ritt vor das Herrenschloß, denn er wollte dem Orso das Thier vorreiten, damit er sähe, wie es gar stattlich sei. Der deutsche Bär kam aus dem Tore und lachte vor Freude, daß er die schönste Jungfrau küssen und das schönste Pferd reiten werde. Wie er nun lachend dastand und dem Probetta zuschaute, jagte der

plötzlich vorüber und hatte er dem Orso den Lasso umgeworfen, und jagte wie der Sturm den Berg hinunter und schleifte den Orso über das Gestein. Das Herrenschloß zerstörten sie, den deutschen Bären verscharrten sie an einem dunkeln Ort. Nach einem Jahre aber dachte Einer, was wol aus dem todten Orso geworden sei, und sie liefen eilig an die Stelle, wo sie ihn vergraben hatten, und scharrten sie auf. Da kam eine Fliege herausgeflogen. Die Fliege flog in alle Häuser und stach alle Weiber, und sie wurde immer größer und größer, und am Ende war sie so groß geworden wie ein Ochse und stach alles in der ganzen Gegend. Da wußte man nicht, wie man die Ochs-Fliege los werden könne. Aber Einer sagte, in Pisa seien die Wunderdoctoren, die könnten allerlei Dinge wegcuriren. Da gingen sie nach Pisa und holten einen Wunderdoctor, der allerlei Dinge wegcuriren konnte.

Wie der Doctor nun die große Fliege sah, fing er an Pflaster zu schmieren, und schmierte 6000 spanische Fliegenpflaster und drehte 100000 Pillen. Die 6000 Fliegenpflaster aber legte er der Fliege auf und gab ihr die 100000 Pillen zu schlucken. Darnach wurde die Fliege immer kleiner und kleiner, und wie sie so klein geworden war wie eine rechte Fliege, da starb sie. Da nahmen sie eine große Bahre und deckten sie mit einem schneeweißen Lailachen zu, und auf das Lailachen legten sie den Leichnam der Fliege; und alle Weiber kamen zusammen, zerrauften sich die Haare und weinten bitterlich, daß eine so muntere Fliege gestorben sei, und zwölf Männer trugen die Fliege auf der Bahre nach dem Kirchhof und gaben ihr ein christlich Begräbniß. Darnach waren sie von dem Unheil erlöst.

Diese schöne Sage habe ich dem corsischen Chronisten nacherzählt bis auf den Wunderdoctor, welchen er aus Pisa kommen läßt und der die Ochs-Fliege einfach tödtet. Das andere habe ich zugesetzt.

Porto Vecchio ist ein kleiner ummauerter Ort von etwa 2000 Einwohnern, am Golf gleiches Namens, dem einzigen an der ganzen Ostküste. Er ist groß und herrlich und könnte von Wichtigkeit werden, weil er dem Festland von Italien gegenüber liegt. Die Genuesen legten Porto Vecchio an, um die Saracenen von diesen Küsten abzuwehren. Sie gaben den Colonisten viele Freiheiten, sie zur Niederlassung zu bewegen. Weil aber die Gegend durch die vielen Sümpfe ungesund ist, wurde Porto Vecchio dreimal verlassen und verödete. Auch heute ist der ganze Canton einer der am wenigsten bevölkerten Corsica's; er wird hauptsächlich nur von Hirschen und Wildschweinen bewohnt. Doch ist das Land sehr fruchtbar, die Umgegend von Porto Vecchio reich an Oliven und Wein; die Stadt selbst ist auf Porphyrfelsen gebaut, welche zu Tage stehen. Ich fand sie fast verödet, da es August war, und die halbe Einwohnerschaft sich in die Berge geflüchtet hatte.

Nördlich von dem schönen Golfe zieht sich die Küste in gleicher Linie aufwärts, und noch hat man den Gebirgszug nahe zur Linken, bis er in der Gegend von Salenzara in das Innere zurückweicht und die großen Ebenen freiläßt, welche der Ostküste Corsica's ein von der Westküste so verschiedenes Ansehn geben. Der ganze Westen der Insel ist eine fortgesetzte Bildung von parallelen Tälern; die Gebirgszüge steigen dort ins Meer, endigen in Caps und umragen die prächtigen Golfe. — Der Osten hat nicht diese vortretende Talbildung, das Land verliert sich hier in Niederungen. Der Westen Corsica's ist romantisch und grandios, der Osten sanft und melancholisch. Das Auge schweift hier über stundenweite Ebnen, Ortschaften, Menschen, Leben suchend, und entdeckt nichts als Haiden mit wildem Gesträuch und Sümpfe und Teiche, die sich neben dem Meer hinziehn und das Land mit Traurigkeit erfüllen.

Die immer ebene Straße führt fast eine Tagereise weit von Porto Vecchio bis zu dem alten Aleria. Das Gras wächst

auf ihr Fuß hoch. Man fürchtet sie Sommers zu befahren. Auf der langen Fahrt begegnete ich keiner lebenden Seele. Keine einzige Ortschaft passirt man, und nur hie und da sieht man weit in den Bergen ein Dorf. Nur am Meeresufer stehn einzelne verlassene Häuser an solchen Stellen, welche einen kleinen Port haben, eine Cala oder Landungspunkt, wie Porto Favone, wohin die alte Römerstraße führte, Fantea, Cala di Tarco, Cala de Canelle, Cala de Coro, welches heißen soll Cala Moro, Maurenlandung. Auch hier stehen einzelne genuesische Wachttürme.

Alle jene Häuser waren verlassen, ihre Fenster und Thüren geschlossen, denn die Luft ist böse auf der ganzen Küste. Der arme Luccheſe verrichtet hier die geringe Feldarbeit für den Corsen, der sich von den Bergen nicht herabwagt. Ich habe indeß von der bösartigen Luft nichts gelitten, aber zur Vorsicht folgte ich meinem Reisegefährten und schnupfte Kampfer, was ein gutes Präservativ sein soll.

Mit dürftigstem Reisevorrat versehn überfiel uns jählings der Hunger und verfolgte uns diesen und den halben folgenden Tag, denn nirgend trafen wir ein offnes Haus noch eine Wirtschaft. Der Fußwanderer müßte hier verschmachten, oder er würde gezwungen sein, sich in die Berge hinaufzuflüchten, und stundenlang umzuirren, bis ihn ein Pfad zu einer Hirtencapanne führt. Es ist eine Strada morta.

Wir fuhren über den Taravofluß. Von dort beginnt die Reihe von Teichen mit dem langen schmalen Stagno di Palo. Es folgen der Stagno di Graduggine, der Teich von Urbino, der Siglione, der Stagno del Sale und der schöne Teich der Diana, welcher seinen Namen noch von Römerzeiten her behalten hat. Nehrungen trennen diese fischwimmelnden Teiche vom Meer, doch haben die meisten eine Einmündung. Ihre Fische sind berühmt. Es sind große fette Aale und mächtige Ragnole. Die Fischer fangen sie in Binsenreusen.

Vom Taravo an erstreckt sich weit nach Norden die herrlichste Ebene, das Fiumorbo oder der Canton Prunelli. Von Flüssen durchlaufen, von Teichen und vom Meere begrenzt, gleicht sie aus der Ferne gesehn einem endlosen, üppigen Garten am Seestrande. Aber kaum ist ein Ackerland zu entdecken, das Farrenkraut bedeckt unabsehbare Flächen. Es ist unerklärlich, daß die französische Regierung diese Gegenden nicht colonisirt. Hier würden Colonien sicherer gedeihen als in dem Menschen und Geld verschlingenden Sande Africa's. Hier ist Raum für zwei volkreiche Städte von mindestens 50000 Einwohnern. Colonien von fleißigen Ackerbauern und Handwerkern würden die ganze Ebne in einen Garten verwandeln. Canäle würden die Sümpfe tilgen und die Luft gesund machen. Es gibt keinen herrlicheren Strich Landes in Corsica und keinen der ergiebigeren Boden hätte. Das Clima ist sonniger als das des südlichen Toscana, es würde auch das Zuckerrohr pflegen, und das Getreide müßte hundertfältig tragen. Nur durch das Mittel der Colonisation und Industrie, welche den Wetteifer in der Production mit den Bedürfnissen steigern, würde man auch jene Bergcorsen zwingen, aus ihren schwarzen Dörfern in die Ebne herabzukommen und den Acker zu bebauen. Die Natur bietet hier alles in reichster Fülle, was ein großes Industrieleben erzeugen kann; die Berge sind Schatzkammern von edlem Gestein, die Wälder geben Pinien, Lärchenbäume, Eichen; es fehlt selbst nicht an verschickbaren Heilquellen; die Ebne gibt Feldfrucht und Nahrung für den reichsten Viehstand, und die unmittelbare Verbindung von Gebirg, Niederung und dem fischreichsten Meer läßt nichts zu wünschen übrig.

Wie die Küste nun heute ist, paßt auf sie schlagend das Bild, welches Homer von dem Strande der Cyklopeninsel entwirft, welcher uncultivirt und doch des Anbaues im höchsten Grade fähig sei.

Drin ja strecken sich Auen am Strand des graulichen Meeres,
Saftreich, schwellend von Gras, wo der fröhlichste Wein sich erhübe.
Drin ist lockerer Grund, wo wuchernde Saaten beständig
Reisten zur Erndte; denn fett ist unten das Erdreich.
Drin auch die sicherste Bucht, wo nie man brauchet der Fessel.

Als ich diese schöne Ebne sah mußte ich den richtigen Blick der alten Römer preisen, welche ihre einzigen Colonien in Corsica gerade hier anlegten.

Zweites Kapitel.

Aleria, die Colonie Sulla's.

Wenn man sich dem Fiumorbofluß nähert, so sieht man einzelne palastähnliche Häuser; einige davon sind Ansiedlungen französischer Capitalisten, welche bankerott wurden, weil sie unverständig anfingen. Andere sind reiche Güter, wahre Grafschaften an Areal, wie Migliacciaro im Canton Prunelli, welches einer französischen Companie gehört und vormals eine Revenue der Familie Fiesco von Genua war.

Der Fiumorbo, der vom höchsten Gebirgsstocke Corsica's entspringt, mündet oberhalb des Stagno di Graduggine. Seinen Namen „blinder Fluß" hat er von seinem Lauf, denn einem Blinden gleich schwankt er lange in der Ebne umher, bis er sich zum Meere den Weg herausgefühlt hat. Das Land zwischen ihm und dem Tavignano soll das fruchtbarste Corsica's sein.

Als es Abend wurde wechselte die Temperatur auffallend schnell von der trockensten Hitze zu nebelfeuchter Kälte. An manchen Stellen war die Luft von Fäulniß durchzogen. Ein Grabmal am Wege fiel mir auf. In dieser Einsamkeit schien

es eine bemerkenswerte Stelle zu verkünden. Es war das Denkmal eines Wegeunternehmers, welchen ein Paesane erschoß, weil er eine Liebschaft mit einem Mädchen hatte, um das sich jener bewarb. Es zieht doch den Menschen nichts so sehr an als die Geschichte des Herzens. Eine einfache Liebestragödie übt dieselbe Macht auf die Phantasie der Menge aus, wie eine heroische That, und sie erhält sich oft Jahrhunderte lang im Gedächtniß. So hat auch das Herz seine Chronik. Die Corsen sind Teufel der Eifersucht, sie rächen die Liebe wie das Blut. Mein Begleiter erzählte mir folgenden Fall. Ein junger Mensch hatte sein Mädchen verlassen und sich einem andern zugewandt. Eines Tages sitzt er in seinem Dorf auf offnem Platz beim Dambrettspiel. Da kommt seine verstoßne Geliebte, überschüttet ihn mit einer Flut von Flüchen, zieht ein Pistol aus dem Busen und schmettert ihm die Kugel an den Kopf. — Ein anderes verstoßnes Mädchen hatte einst zu ihrem Geliebten gesagt: „Wenn du eine andere nimmst, sollst du dich ihrer nicht erfreuen.“ Zwei Jahre vergingen. Der Jüngling führt ein Mädchen zum Altar. Wie er mit ihr aus der Kirchenthüre tritt, streckt ihn die Verlassene mit einem Schuß zu Boden; das Volk aber schreit: „Es lebe dein Gesicht!“ Die Justiz verurteilte das Mädchen zu drei Monaten Gefängnißstrafe. Jünglinge bewarben sich um ihre Hand, aber die junge Wittwe des Erschoßnen begehrte nicht Einer.

Die corsischen Weiber, welche so blutrote Rachelieder singen, sind auch im Stande, Pistole und Fucile zu tragen und zu kämpfen. Wie oft kämpften sie nicht in den Schlachten trotz der Männer! Man sagt, daß der Sieg der Corsen über die Franzosen bei Borgo mindestens zur Hälfte der Heldentapferkeit der Weiber zu verdanken war. Sie kämpften auch mit in der Schlacht bei Ponte nuovo, und in aller Munde lebt noch das kühne Weib des Giulio Francesco di Pastoreccia, welche immer an der Seite ihres Mannes in jener Schlacht

stritt. Sie ward mit einem französischen Officier handgemein, überwand ihn und nahm ihn gefangen; als sie sah, daß die Corsen sich in Flucht auflösten, gab sie ihm die Freiheit, indem sie zu ihm sagte: „Erinnere dich, daß ein corsisches Weib dich überwand und dir den Degen und die Freiheit zurückgab."

Hinter dem Fiumorbo beginnt das Flußgebiet des Tavignano, welcher bei Aleria unter dem Teich der Diana ins Meer fließt. Ich wollte dort die Vettura verlassen, weil ich von einem Bürger Sartene's einen Gastbrief für Casa janda hatte, eine reiche Besitzung bei Aleria, welche der Capitän Franceschetti, der Sohn des aus Murats letzten Tagen bekannten Generals besitzt. Leider war er auf dem Festlande und ich kam um das Vergnügen, diesen thätigen Mann kennen zu lernen und mich von ihm über Manches belehren zu lassen. Mittlerweile war es dunkel geworden, und wir waren Aleria, der Colonie Sulla's, nahe gekommen. Wir erkannten die Häuserreihe und das Fort auf dem Hügel am Wege, und in der Hoffnung eine Locanda in dem Städtchen zu finden, aber dessen nicht ganz sicher, ließen wir den Wagen halten und gingen nach dem Ort.

Die Scenerie rings umher dünkte mir wahrhaft sullanisch zu sein; eine grabesstille Nacht, eine von Fieberluft erfüllte öde Flur zu unsern Füßen, schwarznächtige Berge hinter dem Fort, und der Horizont gerötet wie vom Glutschein brennender Städte, denn rings standen die Buschwälder in Flammen; der Ort todt und ohne Licht. Endlich schlug ein Hund an, und bald kam die ganze Bevölkerung uns entgegen, zwei Doganieri nämlich, welche die einzigen Bewohner Aleria's waren. Das Volk war aus Furcht vor der Malaria in die Berge gezogen, jede Thüre geschlossen, außer der einen des Forts, in dem die Strandsoldaten lagen. Wir baten sie um Gastfreundschaft für diese Nacht, weil die Pferde den Dienst versagten und nirgend ein Ort in der Nähe lag, der uns aufnehmen konnte. Aber diese wackern Cornelier Sulla's schlugen uns unsre Bitte

ab, weil sie den Doganencapitän fürchteten, und überdies in einer Stunde auf die Wache mußten. Wir beschworen sie nun bei der himmlischen Jungfrau uns nicht in die Fieberluft auszustoßen, sondern ein Obdach im Fort zu geben. Sie blieben bei ihrer Weigerung, und so kehrten wir ratlos um, mein Begleiter ärgerlich und ich wenig erfreut, daß ich auf der ersten Römercolonie, die mein Fuß betrat, ausgewiesen wurde trotz zweier großer Cäsarn, welche meine speciellsten Freunde sind. Indeß begannen die Sullaner ein menschlich Rühren zu empfinden, sie kamen uns nachgelaufen und riefen: entrate pure! Froh traten wir in das kleine Fort, ein viereckes Gebäude ohne Schanzen oder Wall noch Graben, und tappten uns die steinernen Stufen in das Soldatenquartier hinauf.

Die armen Strandsoldaten hingen bald ihre Gewehre über und wanderten mit ihrem Hunde an den Teich der Diana, den Contrebandirern aufzulauern. Ihr Dienst ist gefährlich; sie wechseln alle 15 Tage, weil sie sonst dem Fieber erliegen würden. Ich legte mich auf den Boden des Zimmers und versuchte zu schlafen, aber die Schwüle war entsetzlich. Ich zog es vor, in den Wagen zurückzukehren und die böse Luft einzuatmen, welche wenigstens kühlte. Ich verbrachte eine wahrhaft sullanische Nacht in diesem Aleria, vor der Kirche, an welcher einst Peter Cyrnäus Diaconus gewesen war, und mit Betrachtungen über die Ursachen der Größe der Römer und ihres Verfalles und jene vortrefflichen sullanischen Luxusmäler, wo es Fischleberpasteten und Fontänen köstlicher Saucen gab. Mich hungerte gar sehr, da ich fast nichts zu essen bekommen hatte. Es war eine diabolische Nacht und mehr als einmal seufzte ich: Aleria, Aleria chi non ammazza vituperia, „Aleria, Aleria wer nicht mordet muß dich schmähn;“ denn dies ist der Schandvers, welchen die Corsen auf das Oertchen gemacht haben, und mir scheint, er paßt vortrefflich auf eine Colonie des Sulla.

Der Morgen brach an. Ich sprang aus dem Wagen und orientirte mich über die Lage Aleria's. Sie ist vortrefflich gewählt. Ein Hügel beherrscht die Ebne; von ihm hat man den herrlichsten Blick auf den Teich der Diana, den Teich del Sale, das Meer, die Inseln. Schöne Bergpyramiden schließen landwärts das Panorama. Der Morgen war köstlich, Luft und Licht in zartem Uebergangsschimmer, der Blick frei und umfassend, der Boden römisch und mehr noch alt phönizisch.

Das heutige Aleria besteht nur aus ein paar Häusern, welche sich an das genuesische Fort anlehnen. Das alte nahm mehrere Hügel ein und zog sich weit hinab zu beiden Seiten des Tavignano bis in die Ebne, wo am Teich der Diana noch Eisenringe verraten, daß hier der Hafen der Stadt lag. Ich wanderte zu den Ruinen welche nahe liegen. Rings sind die Hügel überstreut mit Steinen und Mauertrümmern, aber ich fand kein einziges Ornament, weder Kapitäler noch Friese, nichts als rohes, kurzes Material. Man sieht hie und da den Ueberrest von Gewölben, einige Stufen von einem Circus und eine Ruine, welche das Volk casa reale nennt und die man für das Prätorianerhaus ausgeben will. Doch weiß ich nicht aus welchem Grunde, denn die Reste lassen nichts mehr erkennen, nicht einmal die Epoche. Nach dem Umfange zu schließen war Aleria eine Stadt von etwa 20,000 Einwohnern. Man fand auf dem Felde Vasen und römische Münzen; Ziegenhirten sagten mir, daß vor drei Tagen Jemand eine goldne Münze gefunden habe. Ein rückkehrender Strandsoldat aber spannte meine Neugier aufs Höchste, da er mir sagte, daß er zwei Marmortafeln gefunden habe, welche eine Inschrift enthielten, die Niemand entziffern könne. Die Marmortafeln seien in einem Hause verschlossen, aber er habe eine Abschrift genommen. Er holte hierauf seine Brieftasche; es waren zwei lateinische Inschriften, welche dieser vortreffliche Altertumsforscher in einer wahrhaft phönizischen Weise copirt hatte, so

daß ich nur mit Mühe erkennen konnte, wie die eine eine Votivschrift aus der Zeit des Augustus, die andere eine Grabinschrift war.

Das war alles, was ich von dem alten Aleria fand.

Drittes Kapitel.

Theodor von Neuhoff.

Abenamar, Abenamar,
Moro de la Moreria,
El dia que tu naciste
Grandes señales avia.
Maurische Romanze.

In Aleria war es, wo am 12. März 1736 Theodor von Neuhoff landete, der in Corsica die Reihe der Emporkömmlinge eröffnen sollte, welche der neuesten Geschichte Europa's einen mittelalterlich romantischen Zug geben.

Ich sah also an jenem Morgen in Aleria das Bild dieses phantastischen Glücksritters, wie ich es abconterfeit gesehn in einem noch nicht herausgegebenen genuesischen Manuscript aus dem Jahre 1739: Accinelli, historisch-geografisch-politische Denkwürdigkeiten des Königreichs Corsica. Dieses Manuscript ist im Besitze des Herrn Santelli zu Bastia, welcher mir gerne Einsicht in dasselbe verstattete, mir aber nicht erlauben wollte, einige Originalbriefe daraus zu copiren, die ich indeß später doch aufgefunden habe. Mit welchem Sinn der Genuese seine Schrift verfaßt hat, sagt das Motto auf derselben, welches die Corsen so benennt: Generatio prava et exorbitans. Bestiae et universa pecora — schlechtes und freches Volk, Bestien und alles Viehzeug. Dieses Motto hat der Genuese aus der Bibel genommen. In seinem Manuscript hat er den Theodor in Wasserfarben nach dem Leben gemalt, in maurischer Kleidung, dazu Perrücke und kleines Hütchen, Schleppsäbel und

Rohrstock. Er steht gravitätisch am Meer, aus welchem man eine Insel herausragen sieht.

Man kann den Theodorus von Corsica auch schön abconterfeit finden in einem deutschen Büchlein vom Jahre 1736, welches in Frankfurt gedruckt worden ist unter dem Titel: „Nachricht von dem Leben und Thaten des Baron Theodor von Neuhofen, und der von ihm gekränckten Republic Genua, herausgegeben von Giovanni di S. Fiorenzo."

Die Vignette zeigt Theodor in spanischer Tracht. Im Hintergrunde sieht man eine ummauerte Stadt, wahrscheinlich Bastia, und vor derselben auf das Vergnüglichste dargestellt drei Menschen, von denen der eine am Galgen hängt, der andre gespießt ist und der dritte im Begriffe ist sich vierteilen zu lassen.

Das Erscheinen Theodors in Corsica und seine romanhafte Ernennung zum Könige der Corsen beschäftigte damals alle Welt. Dies geht schon aus jenem deutschen Büchlein hervor, welches noch in demselben Jahre 1736 erschien. Da es zugleich das einzige deutsche Buch ist, welches ich zu meinen Studien über die Corsen benutzt habe, so will ich Einiges daraus mitteilen.

Dies ist die Beschreibung der Insel Corsica aus jener Zeit:

„Es ist Corsica eine der größten Insuln des mittelländischen Meeres, über der Insul Sardinien gelegen. Sie ist etwa 25. teutsche Meilen lang und 12. breit. Der Lufft nach wird sie nicht eben allzugesund gehalten; doch ist das Land ziemlich fruchtbar, ob es gleich mit vielen Bergen und steinigten Gegenden untermischet ist. Die Einwohner haben den Ruhm, daß sie muthig und in Waffen hurtig sind; alleine man saget ihnen zugleich nach, daß sie sehr boshafft, rachgierig, grausam und räuberisch sind. — Nächst dem haben sie den Ruff, daß sie grobe Corsicaner genennet werden, welchen Charakter ich ihnen auch nicht streitig machen werde."

Die Nachricht von der Landung Theodors wurde nach dem

Büchlein durch Briefe von Bastia unter dem 5. April also mitgeteilt:

„In dem Hafen von Aleria ist jüngsthin ein Englisch Schiff, welches dem Consul selbiger Nation zu Tunis gehören soll, und mit demselben eine, dem Ansehen nach, sehr vornehme Person angelanget, die einige für einen Königlichen Printzen, andere für einen Englischen Lord, und noch andere für den Printzen Ragotzy ausgeben. So viel hat man Nachricht, daß er sich zur Römischen Religion bekennet, und den Namen Theodor führet. Seine Kleidung ist nach Art der Christen, die in die Türkey reisen, und bestehet in einem langen Scharlachnen gefütterten Rocke, Peruqve und Huth, nebst Stock und Degen. Er hat ein Gefolge von 2 Officieren, einem Secretario, einen Prediger, einen Ober-Hof-Meister, einen Hof-Meister, einen Küchen-Meister, 3 Sclaven und 4 Laqvayen bey sich, auch hiernächst 10 Canonen, über 7000 Flinten, 2000 paar Schuhe, und eine große Menge von allerhand Vorrath, darunter 7000 Säcke Mehl, ingleichen verschiedene Kisten mit Gold- und Silber-Species, darunter eine starcke mit Blech beschlagen mit silbernen Handhaben, voller gantzen und halben Zechinen, aus der Barbarey ans Land bringen lassen, und wird der Schatz auf 2 Millionen Stuck von Achten gerechnet. Die Anführer der Corsen haben denselben mit großen Ehren-Bezeugungen empfangen, und ihm den Titel Ihro Excellentz und eines Vice-Königs beygeleget; wie er dann bereits 4 von den Corsen zu Obersten ernennet, und iedem Monatlich 100 Stück von Achten bestimmet, hiernächst 20. Compagnien errichtet, iedem Gemeinen ein Feuer-Rohr, ein paar Schuhe und eine Zechine reichen lassen, ein Capitain aber bekommt voriezo monatl. 11 Stück von Achten, und wenn die Compagnien in völligem Stand seyn werden, 25. Seine Residentz hat er zu Campo Loro in dem Bischöfflichen Pallast genommen, vor welchem 400 Mann mit 2 Canonen Wache halten. Es verlautet hiernächst, daß

er sich nach Casincha, ohnweit St. Pelegrino begeben würde, und erwarte er nur noch einige große Kriegs-Schiffe, welche gegen den 15. dieses ankommen sollen, um die Genuesen mit aller Macht zu Lande und zur See anzugreiffen; zu welchem Ende er noch viele Compagnien errichten wird. Man versichert, daß er von einigen Catholischen Potentaten in Europa abgeschicket worden, die sein Unternehmen auf alle Weise unterstützen wollen; daher man zu Genua in die äusserste Furcht gesetzet ist, und die Sache der Genueser auf dieser Insul so gut als für verlohren ansiehet. Einige neuern Nachrichten fügen hinzu, daß vorermeldeter Fremder seinen Hof-Staat immer mehr auf das prächtigste einrichte und jedesmal von einer Garde in die Kirche begleitet werde, auch einen, Namens Hyacinth Paoli, zu seinem Schatz-Meister, und einen der Vornehmsten zu Aleria zum Ritter ernennet habe."

Nun war man eifrig bemüht, den Lebensumständen und der Genealogie Theodors nachzuforschen. Nach dem romantischen Spanien und nach Paris wiesen hauptsächlich seine Abenteuer und seine Verbindungen. Doch hier ist ja ein Brief aus unsrem Büchlein, welchen ein westphälischer Edelmann an seinen Freund in Holland den Baron Theodor betreffend schreibt.

* * *

Jugendroman aus dem Leben Theodors von Corsica,

dargestellt in einem Briefe.

„Mein Herr!

Ich mache mir ein allzu grosses Vergnügen Euch in allem, so von mir abhanget, ein Genügen zu leisten, als daß ich Euch dasjenige, so mir von dem Leben eines Menschen, der beginnet in der Welt ein Aufsehen zu machen, bewust ist, nicht sollte zu wissen thun.

Ihr habet, mein Herr, in den Zeitungen gelesen, daß

Theodor von Neuhoff, dem die Corsen die Krone angetragen, in Westphalen in einem dem König in Preußen zugehörigen District geboren. Dieses ist wahr, und ich kann solches um so viel leichter mit bezeugen, weil er und ich mit einander studirt, und einige Jahre in einer vertrauten Freundschaft gelebet haben. Wir haben fast diejenigen Exempel vergessen, so uns das Alterthum von Personen mittelmäßigen Standes, die den Thron bestiegen, angegeben; allein Kuli Cham in Persien, und Neuhoff in Corsica erneuern selbige wieder bey uns. Dieser letztere ist zu Altena, einem klein Städtchen im Westphälischen, geboren, wohin sich seine Mutter bei einem Edelmann aus ihrer Freundschaft begeben, nachdem sie ihren Mann zu frühzeitig verloren, welcher sie im Wittwenstand und Schwangerschaft mit dem Theodor hinterlassen.

Sein Vater war Hauptmann unter der Leib-Garde des Bischoffs von Münster, und sein Groß-Vater, welcher unter den Waffen grau geworden, hatte ein Regiment unter dem grossen Bernhard von Galen commandiret. Bey dem Tode seines Vaters waren seine häuslichen Geschäffte sehr verworren, und ohne seinen gutthätigen Vater, welcher sie aufgenommen, würden sie in einem betrübten Zustande gewesen seyn. Als er zehen Jahr alt war, brachte man ihn in das Jesuiter Collegium zu Münster, dem Studiren obzuliegen, wo er in kurzer Zeit gute Progressen machte. Ich kam ein Jahr darnach in dasselbige Collegium, und wie die Güter seines Vaters an die meinigen gräntzeten, so hatten wir schon in der ersten Kindheit eine Freundschafft unter uns errichtet, welche sich in der Folge aufs genaueste befestigte. Er war von einer Leibes-Gestalt, die sein Alter überstiege, und seine lebhaffte und feurige Augen zeugten schon von seinem Muth und Herzhafftigkeit. Er war sehr fleißig und unsere Lehrer stelleten ihn uns beständig zum Exempel vor. Das was bey andern Schülern Mißgunst erregte, machte mir ein Vergnügen, und erweckte in

mir das Verlangen, ihm in seinem Fleiß nachzufolgen. Wir blieben sechs Jahr beysammen zu Münster, und da mein Vater unsere genaue Vereinigung erfahren, nahm er sich vor, um mich nicht von ihm zu trennen, ihn zu meinem Reise-Gesellen zu machen, und ihm die Mittel, dabey ehrlich auszukommen, zu geben.

Man schickte uns nach Cöln, um daselbst unser Studiren und Exercitien fortzusetzen. Es däuchte uns unter einem neuen Clima zu seyn, da wir von dem eingeschrenckten Wesen der Schul-Tyranney befreyet waren und anfingen die süsse Freyheit zu schmecken. Vielleicht hätte ich selbige gemißbrauchet, wenn mein kluger Gefährte mich nicht von allen Arten eines liederlichen Lebens klüglich abgehalten hätte. Wir waren bey einem Professor in der Kost, dessen Frau, obschon etwas bey Jahren, war von einem aufgeweckten Gemüth, und ihre zwey Töchter eben so aufgeweckt als schöne, verknüpfften diese beyden Eigenschafften mit einer sehr klugen Aufführung. Nach dem Abendessen belustigten wir uns ordentlich einige Stunden mit Spielen, oder wir giengen in einen Garten, den sie am Thore der Stadt hatten, spatzieren.

Diese anmuthige Gesellschafft dauerte bey nahe zwey Jahre, als sie durch die Ankunfft des jungen Grafen von M***, den sein Vater in dasselbe Haus, da wir logirten, that, gestöret wurde. Er hatte einen Hofmeister, der ein Cölner von Geburt war, und da er seit langen Jahren daselbst seine heimliche Gänge hatte, so verließ er zum öfftern seinen Untergebenen, selbigen nachzuhangen. Als wir sahen, daß ihm zuweilen die Zeit lang wurde, waren wir zum Unglück die ersten, die dem jungen Grafen den Vorschlag thaten, in unsere Gesellschafft mit einzutreten, welchen er mit Vergnügen annahm.

Theodor hatte allezeit seinen Platz zwischen denen zweyen Schwestern gehabt, und ich den Meinigen zwischen der jüngsten und ihrer Mutter. Man ward genöthiget eine andere

Einrichtung zu machen, und aus Hochachtung für der Würde des Grafen, ihm die Stelle einzuräumen, welche der Baron von Neuhoff bis dahin inne gehabt. Ich wurde offt gewahr, daß mein Camerad gegen die älteste Schwester verliebte Augen machte, und daß, wenn sich ihre Augen einander traffen, die Schöne aus Sittsamkeit sich entferbte. Sie war eine artige Brunette, ihre Augen waren schwartz, und ihre Farbe von einer ungemeinen Weisse. Der Graf blieb nicht lang ohne äusserst verliebt in sie zu werden, und wie die Augen eines Verliebten viel besser als anderer sehen, so wurde Theodor bald gewahr, daß er der Mariana (so hieß dieses angenehme Mädgen) zu gefallen suchte, und geriethe darüber in ein tiefes Nachsinnen.

Was fehlet euch, werthester Freund? fragte ich ihn an einem Abend beym Schlaffengehen, ich finde, euch seit einigen Tagen gantz in euren Gedancken vertieffet, ihr habet das aufgeweckte Wesen nicht mehr, welches eure Unterredung so angenehm machte, ihr müsset nothwendig von einem innerlichen Verdruß angegriffen seyn. Ach! mein liebster Freund, antwortete er mir, ich bin unter einem unglücklichen Stern geboren, ich habe niemals meinen Vater gekannt, es ist niemand als ihr, der die Zufälle meines Lebens erleichtert, welches ohne euch noch unglücklicher seyn würde.

Aber warum machet ihr anietzo, versetzte ich, diese traurige Betrachtungen? mein Vater wird für euer Glück sorgen, und ihr selbst seyd vermögend dasjenige zu ersetzen, was euch das Glück entzogen. Bekennet es, Theodor, es ist gantz was anders, so euch beunruhiget, und wo ich mich nicht irre, haben die schöne Augen der Mariana schon allzuviel in eurem Hertzen gewirket.

Ich kann es nicht läugnen, war seine Antwort, und ich bin wohl gesonnen, euch alle meine Schwachheit zu bekennen. Ihr wisset, mit wie viel Vergnügen wir diese zwey Jahre

mit diesen liebenswürdigen Mädgens zugebracht haben. Mein Hertz lenckte sich gleich nach der Mariana, und indem ich meynte weiter nichts als eine zärtliche Hochachtung gegen sie zu haben, werde ich itzt gewahr, daß sie mir die allerheftigste Liebe eingegeben. Die Ankunfft des jungen Grafens giebet mir solche zu erkennen, ich nehme mehr als zu viel wahr, die Aufwartung so er ihr machet, und das Vorrecht seiner Geburt, für der meinigen, lässet mich fürchten, daß er dieselben Vorzüge auch in der Zuneigung der schönen Mariana finden möge. An der Eifersucht so ich empfinde, erkenne ich wie hefftig ich sie liebe, ich vergesse darüber Essen und Trinken, ich bringe die Nacht ohne Schlaff zu, und dieses zusamt dem Liebes-Feuer, so mich verzehret, muß mich gantz und gar über den Hauffen schmeissen.

Aber, mein lieber Theodor, sagte ich ihm, wie könnet ihr euch, da ihr sonsten so klug seyd, von einer Leidenschafft einnehmen lassen, welche keine andere als gantz betrübte Folgerungen vor euch haben kann. Mariana ist nicht von einem Stande, daß ihr sie heyrathen könnet, und sie hat zu viel Tugend, sich euch auf eine andere Art zu überlassen. Lasset uns unsere Wohnung verändern, bey Entfernung des Gegenstandes, so euch entzündet, werdet ihr nach und nach dessen Andencken verlieren. Alles was ihr saget, hat guten Grund, versetzte mir Theodor, aber seit wann habt ihr gehöret, daß die Liebe raisoniret, und wisset ihr nicht, daß in diesem Fall, wie in denen, so die Ehre betreffen, man niemand als sein Hertz zu rathe ziehet. Ich kann mich nicht von der Mariana abziehen, ohne meiner selbst zu vergessen, die Wunde ist schon so tief, daß sie nicht mehr kann geheilet werden. Allein was werden eure Freunde sagen, fuhr ich fort, wenn ihr euch mit ihr in so starcke Verbindungen einlasset, daß man keine Mittel mehr haben wird, selbige zu hintertreiben. Euer Glücke beruhet auf ihnen, sie werden nicht unterlassen, ihre gutthätige

Hände von euch abzuziehen, und euch derjenigen Erbschafft berauben, die ihr einsmals von ihnen zu gewarten habet.

Sie können thun, sagte er mir, alles was sie wollen, vor mich, ich werde niemals aufhören, die anbetenswürdige Mariana zu lieben.

Wir wünschten uns hierauf eine gute Nacht, ich schlief ein, allein Theodor brachte die Nacht nicht so geruhig zu. Ich fande ihn den Morgen so verändert und so abgemattet, daß ich unser den Abend gehabtes Gespräche nicht wieder anfangen mochte. Wir kehrten zu unsern studiren und Exercitien, und fanden uns Abends nach Gewohnheit bey unsrer kleinen Versammlung ein. Man zog ihn, wegen seiner verwirrten Gedancken, ein wenig auf, er schützte Kopf-Wehtage vor, und bath, man möchte ihn mit Spielen verschonen. Er bemerckte während dem Spiel die Augen der Mariana und des Grafen, er glaubte darinnen ein gewisses Liebesverständniß zu entdecken, welches ihn vollends zur Verzweiflung brachte. Wir begaben uns hinweg, und beym Eintritt in unser Zimmer sagte er, wohlan, zweifelt ihr noch an der Liebe, so Mariana und der Graf gegen einander hegen? Sie haben sich hundert verliebte Augen zugeworffen, er hat ihr beim Hinweggehen etwas ins Ohr gesaget, mein Unglück ist allzugewiß. Ich habe nicht alles dieses bemercket, versetzte ich ihm, die Eifersucht hat euch vielleicht die Sache in einer gantz andern Gestalt gezeiget als mir.

Zwei oder drei Tage verstrichen unter dergleichen Reden. Unser Professor gab uns und anderen Personen, bey Gelegenheit der Mariana Namens-Tag, ein Gastmahl in seinem Garten. Der Graf hievon berichtet, hatte ihr des Morgens ein Bouquet nebst einer kostbaren Diamanten-Rose verehrt. Es brauchte nichts mehr, den Theodor außer sich selbst zu bringen, er verfiel in ein schwermüthiges Stillschweigen, er aß fast nichts während der gantzen Mahlzeit; das Kopf-Weh mußte ihm wieder zu Hülffe kommen, man stund von der Tafel auf,

und nach einigen Spatzier=Gängen fieng man den Ball an. Der Graf eröffnete selben mit der Mariana, welche wie es nothwendig seyn mußte, Ball=Königin war. Theodor wollte nicht tantzen, sondern spatzierte die gantze Nacht im Garten herum. Der Ball währte bis an den Morgen, da wir nach Haus zurück kehrten.

Ich gieng in mein Zimmer, mein Camerad war unten im Hof zurück geblieben, und da er den Grafen daselbst fand, nöthigte er ihn den Degen zu ziehen. Ich hörte das Klingeln der Degen, lief aufs geschwindeste herunter, allein ich kam zu spät, er hatte dem Grafen schon den tödtlichen Stich beygebracht, und sich durch die Hinter=Thür mit der Flucht gerettet. Ihr könnet urtheilen von dem Schmertzen und dem Bestürtzen, so diese That in dem ganzen Hause verursachet. Man brachte den armen Grafen auf sein Bette, wo er zwey Stunden hernach verschied. Weder ich noch seine Freunde konnten erfahren, wo er hingekommen, und wir hätten es auch niemals erfahren, ohne die Briefe die er uns vor einigen Monaten aus der Insul Corsica schrieb."

* * *

Was von dem Leben Theodors, ehe er nach Corsica kam, verlautete, und das ist natürlich bei der Natur dieses Mannes unsicher und widersprechend, zeigt ihn uns als einen der hervorragendsten und glücklichsten aus der Reihe der Abenteurer des achtzehnten Jahrhunderts. Die Erscheinung solcher Menschen, wie Cagliostro, Saint Germain, Law, Theodor, Casanova, Königsmark ist ein höchst charakteristischer Widerspruch zu ihren großen Zeitgenossen Washington, Franklin, Paoli, Pitt, Friedrich dem Großen. Indem diese die Grundlagen einer neuen Staaten= und Gesellschaftsordnung legen, kündigen jene wie flatternde Sturmvögel die elementarische Bewegung der Geister an.

Man erzählt, daß Theodor Page bei der berühmten Herzogin

von Orleans wurde und zum vollendeten Hofmanne sich ausbildete. Seine Proteus-Natur trieb ihn in die verschiedensten Bahnen. In Paris verschaffte ihm der Marquis von Courcillon eine Officierstelle. Er wurde ein leidenschaftlicher Spieler; dann entfloh er, um sich vor seinen Gläubigern zu retten, zu dem Baron von Görtz nach Schweden, und nach der Reihe tritt er in Verbindung mit den ränkevollen und genialen Ministern jener Zeit, mit Ripperda, Alberoni, endlich mit Law, welche mehr oder minder denselben Charakter der Glücksritter auch auf die Politik übertrugen. Theodor wurde der Vertraute Alberoni's und gewann so großen Einfluß in Spanien, daß er sich ein beträchtliches Vermögen zusammenraffte, bis Alberoni stürzte und er wieder auf den Sand geriet. Er klammerte sich nun an Ripperda, und heiratete ein Hoffräulein der Königin von Spanien. Elisabeth Farnese, Meisterin aller Ränke, hatte ein hohes Spiel gespielt, um ihrem Sohne Don Carlos ein Königreich in Italien zu verschaffen; all' dies geschah in abenteuerlicher Weise. Die Welt war damals voll von Emporkömmlingen, Prätendenten, Phantasten und Glücksjägern. Man kann ihrer eine ganze Reihe zusammenstellen und dies auf politischem Boden: Don Carlos, Carl Stuart, Rakotzy, Stanislaus Leszcinski, die Creatur des großen Abenteurers Carl von Schweden, außer den schon genannten Staatsmännern die Emporkömmlinge Rußlands, Menczikof, Münnich, Biron; Mazeppa und Patkul gehören auch noch in den Anfang der großen Reihe. Zugleich war es die Zeit des entschiedenen Weiberregiments in Europa. Wir sehn also, auf welchem Boden unser Theodor stand.

Sein Weib war eine Spanierin, doch wie es scheint aus irländischem oder englischem Geschlecht, eine Verwandte des Herzogs von Ormond. Sie scheint nicht gerade ein Ausbund von Schönheit gewesen zu sein. Theodor verließ sie, und man will wissen, nicht ohne ihre Juwelen mitgenommen zu haben.

Er ging nach Paris, wo er sich bei Law einzuschmeicheln wußte und mit Hülfe der Missisippi-Actien sich eine Menge Geld erschwindelte. Eine „Lettre de Cachet“ half ihm wieder auf die Wanderschaft, und so trieb er sich in allen Ländern der Welt alles versuchend umher, in England, namentlich in Holland, wo er Speculationen anzettelte, spielte, Schulden machte. Wie er nach Genua kam habe ich in der Geschichte der Corsen erzählt; vielleicht machte ihm seine Schuldenlast eine Krone sehr wünschenswert. Und so haben wir das ergötzliche Schauspiel, einen Mann plötzlich als gekrönten Herrscher dastehn zu sehn, welcher vor kurzem vielleicht auch seinen Schneider unter seinen Gläubigern zählte. Solche Dinge sind in Zeiten möglich, in denen die Grundlagen der staatlichen Ordnung bis ins Tiefste erschüttert sind; dann spürt man sofort romantische Lüfte in der Welt wehen, und das Unmöglichste darf wirklich werden.

Wir wissen, daß Theodor nach Genua kam, mit den exilirten Corsen dort und in Livorno Verbindungen anknüpfte, den Gedanken faßte König der Corsen zu werden und nach Tunis ging. In der Berberei wurde er gefangen, deshalb nahm er später eine Kette in sein königliches Wappen auf. Sein Genie befreite ihn nicht allein aus der Gefangenschaft, sondern verhalf ihm auch zu den Mitteln, mit denen ausgerüstet er plötzlich in Corsica landete. Kaum dem Gefängniß entronnen, wurde er König.

Aus Corsica schrieb er den folgenden Brief an seinen westphälischen Vetter den Herrn von Drost; diesen Brief sowol als alle andern Documente, die ich mitteile, las ich im Manuscript des Genuesen Accinelli und fand ich abgedruckt als authentische Aktenstücke in dem dritten Bande Cambiaggi's; auch das kleine deutsche Buch gibt sie, und so will ich das Schreiben nach seinem Text und nicht nach einer Uebersetzung aus dem Italienischen wiedergeben, weil er möglicherweise die deutsche Abfassung des Theodor sein kann.

„Mein Herr, und Hochgeehrtester Herr Vetter.

Die Hochachtung und Gütigkeit, welche Ew. Excellenz von der zartesten Jugend an vor mich getragen, machen mir die Hoffnung, daß Sie noch beständig mich mit einem Antheil ihres Andenckens und Wohlwollens beehren. Obwohl ich wegen der Unordnung und Derangements, die von einigen Mißgünstigen verursachet worden, und vielleicht auch wegen meiner natürlichen Begierde und Neigung, unbekannter Weise zu dem Ende Reisen zu thun, damit ich nehmlich dereinst nach meiner Absicht dem Nächsten nützlich seyn möchte, so viele Jahre unterlassen, Ihnen von meinem Zustande Meldung zu thun; so bitte ich doch zu glauben, daß Sie jederzeit in meinem Gedächtniß gegenwärtig gewesen, und ich keine andere Ambition gehabt, als in dem erwünschten Stand in mein Vaterland zurück zu kehren, da ich vermögend wäre, gegen meine Wohlthäter und Freunde danckbar zu seyn, und die wider mich ausgebreitete ungerechte Calumnien zu zernichten. Endlich aber kan ich als ein aufrichtiger Freund und guter Anverwandter nicht ermangeln, Ihnen zu eröffnen, daß es mir nach vielen Verfolgungen und Widerwärtigkeiten gelungen, persönlich in dieses Königreich Corsica zu kommen, und das Anerbieten der hiesigen getreuen Einwohner, da sie mich zu ihrem Oberhaupt und König erkläret und aufgenommen, zu acceptiren: so daß, weil ich nach vielen seit zweyen Jahren ihrentwegen gethanen grossen Aufwand, erlittener Gefangenschaft und Verfolgung, nicht mehr im Stande gewesen, mehrere Reisen zu thun, um sie einmahl von der tyrannischen Beherrschung der Genueser zu befreyen; Ich mich endlich nach ihren Verlangen in dieses Land begeben, und als König erkannt und proclamiret worden; Und ich hoffe unter Göttlichem Beystand mich dabey zu erhalten. Ich würde mich glücklich schätzen, mein werther Vetter, wenn Sie mich durch Uebersendung einiger aus meiner Freundschaft erfreuen, und trösten wolten, damit ich sie nach

Zufriedenheit employiren, und Ihnen an meinem Glück Theil geben möchte: Welches Glück ich durch die auf meinen Reisen erlangte Vortheile, durch göttliche Hülffe, zur Ehre Gottes, und zum grossen Nutzen meines Nächsten noch herrlicher zu machen hoffe. Es wird Ihnen wohl nicht bekannt seyn, daß ich das Unglück gehabt, voriges Jahr auf dem Meer gefangen und als ein Sclave nach Algier geführet zu werden: Daraus ich mich aber dennoch zu retten gewußt, gleichwohl dabey einen grossen Verlust erlitten ꝛc. Ich muß indessen auf eine andere Zeit verschieben, Ihnen zu melden, was ich durch die Gnade Gottes erworben; Und voriętzo nur bitten, daß Sie auf mich so viel Rechnung als auf sich selbst machen, und versichert seyn können, daß ich die aufrichtigen Kennzeichen der von Jugend an mir in größtem Maaß erwiesenen Freundschaft in mein Hertze eingezeichnet, und ich mich auf Alle Weise bemühen will, Ihnen würckliche Merkmahle meiner aufrichtigen Ergebenheit, womit ich Ihnen allstets zugethan seyn werde, zu geben; indem ich von gantzem Herzen der Ihrige und ein treuer Freund und Vetter bin.

Den 18. Mart. 1736.

Der Baron von Neuhoff.

erwehlter König in Corsica, unter dem Namen Theodor der Erste.

P. S. Ich bitte, Sie wollen mir Bericht von Ihrem Zustand geben, und von meinetwegen alle die werthe Familie und Freunde grüssen; Und gleichwie meine Erhebung ihnen zur Ehre gereichet; So hoffe ich, sie werden insgesamt zu meinem Besten beytragen helffen, und zu mir kommen, um mir mit Rath und That beyzustehen. Weil auch in vielen Jahren keine Briefe von meinen Freunden aus dem Brandenburgischen empfangen, so erlauben Sie, daß ich Ihnen beyliegenden Brief mit dem Ersuchen übersende, um selbigen nach Bungelschild zu befördern, und mir Nachricht zu ertheilen, ob mein Oheim noch am Leben ist und was meine Vettern zu Rauschenberg Gutes machen.

Viertes Kapitel.

Theodorus der Erste von Gottes Gnaden und durch die heilige Trinität erwählter König auf Corsica.

Kaum war Theodor in Corsica angelangt und in der Welt ruchtbar geworden, als die von ihm „gekränkte“ Republik Genua ein Manifest erließ, worin sie sich über seine Person vernehmen ließ, und die Genueser, sagt das deutsche Büchlein, beschrieben in einem Edict den Theodor sehr häßlich.

Sie beschrieben ihn freilich sehr häßlich, wie man hier sehen wird:

Wir Doge, Governatoren und Procuratoren
der Republik Genua.

Auf die uns zugekommne Nachricht, daß in unsrem Königreiche Corsica in dem Hafen Aleria das kleine Kauffahrteischiff des englischen Capitäns Dick Kriegsvorräte und eine gewisse berüchtigte, orientalisch gekleidete Person ans Land gesetzt hat, welcher es unbegreiflicher Weise gelungen, bei den Häuptern und beim Volke sich beliebt zu machen; da dieser Fremde denselben Waffen, Pulver und einige Geldmünzen wie andre Dinge ausgeteilt hat, ferner mit dem Versprechen auf eine mehr als hinreichende Hülfe ihnen verschiedene Ratschläge gibt, welche die Ruhe stören, die zum Wol der Untertanen unsres besagten Reiches wiederherzustellen wir uns angelegen sein lassen, so sind wir mittelst glaubwürdiger Zeugnisse von der wirklichen Eigenschaft und dem Leben dieses Menschen unterrichtet. Es ist uns demnach bekannt, daß er aus der westphälischen Mark zu Hause sei, daß er sich für den Baron von Neuhof ausgibt, daß er sich berühmt der Alchimie, der Cabbala und der Astrologie, mit deren Hülfe er viele wichtige Geheimnisse entdeckt habe, daß er sich ferner als eine irrende

und vagabondirende Person von wenig Glück bemerklich gemacht hat.

In Corsica wird er Theodor genannt. Im Jahre 1729 kam er mit diesem Namen nach Paris, wo er sein aus Irland gebürtiges und in Spanien genommenes Weib mit einem Kinde verlassen hat.

Während er die Welt durchreiste hat er seinen Zunamen und seinen Geburtsort verleugnet. In London hat er sich für einen Deutschen, in Livorno für einen Engländer, in Genua für einen Schweden ausgegeben, und sich bald Baron von Naraer, bald von Smihmer, bald von Nissen, bald von Smitberg genannt, wie das aus seinen Pässen und andern bewährten Schriftstücken, aus verschiedenen Städten datirt und aufbewahrt, unter vielem zu ersehn ist.

Indem er so den Namen und seine Heimat gewechselt hat, gelang es ihm durch seine Betrügereien auf Kosten anderer zu leben, und es ist bekannt, daß er in Spanien um das Jahr 1727 die ihm zur Werbung eines deutschen Regiments vorgeschossenen Gelder verschwendet und sich dann aus dem Staube gemacht hat, daß er auch sonst an vielen Orten Engländer, Franzosen, Deutsche und andere von andern Nationen betrogen hat.

Wo er solche Betrügereien verübt hat, hat er sich bemüht verborgen zu bleiben. Als er aber weggewesen, ist er durch die von ihm verübten Gaunereien sehr ruchtbar geworden, wie das zumal der von einem deutschen Cavalier unter dem 20. Februar dieses Jahres 1736 geschriebne Brief ausweist.

Daß er aber solchergestalt zu leben gewohnt gewesen ist, lehrt, daß er vor einigen Jahren von dem Bankier Jaback in Livorno 515 Stücke geliehen hat mit dem Versprechen, sie sollten ihm in Cöln erstattet werden. Nachdem dieser sich betrogen sah, ließ er ihn festnehmen. Um wieder auf freien Fuß zu gelangen, bediente er sich eines Schiffspatrons, den

er verleitete für ihn zu bürgen, und nachdem seine Loslassung durch das von dem Notar Gumano in Livorno unter dem 6. September 1735 aufgenommne Instrument bekannt geworden war und er sich auch die Zeit seines Arrestes über krank befand, wurde er in das Badspital erwähnter Stadt aufgenommen, um als ein Bedürftiger curirt zu werden.

Vor ungefähr drei Monaten begab er sich mit Empfehlungsbriefen von Livorno nach Tunis, wo er den Medicus machte, und mit den Häuptern des dasigen ungläubigen Landes mehre geheime Conferenzen hielt. Daselbst hat er hernach Waffen und Kriegsvorrat bekommen, womit er sich in Gesellschaft des Christophorus, Bruders des Boungiorno Arztes in Tunis, dreier Türken, worunter sich ein gewisser Mohamet befindet, der auf den toscanischen Galeeren Sclave gewesen, zweier ihrem väterlichen Hause entlaufner Livornefer, Namens Johann Attimann und Giovanni Bondelli, und eines Geistlichen von Portugal, der sich auf Veranlassung der Missionsväter von Tunis und mit Grund von dort hatte entfernen müssen, nach Corsica begeben hat.

Unter so bewandten Umständen und solchen unbezweifelten Zeugnissen, und da dieser Mensch sich in die Lage gesetzt hat, Corsica zu beherrschen, mithin unsere Untertanen von dem ihrem natürlichen Fürsten schuldigen Gehorsam böswillig abzuwenden, und da auch zu befürchten steht, daß eine Person von so schändlichen Absichten im Stande sei noch mehr Verwirrungen und Unruhen unter unserem Volke anzuzetteln: so haben wir beschlossen, alles kund und offenbar zu machen, und zu erklären, wie wir es mit gegenwärtigem Edict also thun, daß dieser so genannte Baron Theodor von Neuhoff als ein wirklicher Urheber neuer Empörungen, Verführer des Volks, Störer der allgemeinen Ruhe, des Hochverrats und des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig sei, demnach alle durch unsere Gesetze bestimmten Strafen verwirkt habe.

Wir verbieten demnach allen mit gedachter Person Umgang oder Verkehr zu pflegen, und wir erklären alle diejenigen, so ihm Hülfe und Beistand leisten oder so sonst um unser Volk noch mehr zu verwirren und zum Aufruhr zu reizen, die Partei dieses Menschen halten werden, als schuldig der beleidigten Majestät und als Störer der öffentlichen Ruhe und als in eben dieselbe Strafe verfallen.

Gegeben in Unserem Königlichen Palaste, am 9. Mai 1736.

Gezeichnet: Joseph Maria.

Die gekränkte Republik Genua hatte mit diesem Manifest keinen Erfolg. Selbst in ihrer eignen Stadt Bastia schrieb das Volk unter dasselbe Evviva Teodoro I. Re di Corsica, und Theodor weitgefehlt, daß er sich seiner Emporkömmlingsschaft schämte, sagte mit männlichem Humor: weil mich die Genuesen für einen Abenteurer und Charlatan ausschreien, so will ich mein Theater ehestens in Bastia aufschlagen.

Er erließ indessen ein Manifest als Antwort auf das genuesische, und dies ist sehr ergötzlich.

Theodorus, König auf Corsica. Dem Dogen und Senat zu Genua seinen Gruß und viel Geduld.

Es ist mir noch nicht eingefallen, wie ich wol eine Unterlassungssünde begangen habe, daß ich meinen Entschluß nach Corsica zu gehn, Hochdenenselben nicht zu wissen that; um die Wahrheit zu sagen, hielt ich solche Förmlichkeit für unnötig, weil ich dachte, das Gerücht würde Sie ohnehin schon davon benachrichtigt haben. Deshalb hielt ich es für überflüssig, Ihnen dasjenige selber kund zu thun, was dero corsische Minister Ihnen schon vorher mit pomphaften Erzählungen kund gegeben.

Weil es mir aber dennoch scheint, daß Sie sich darüber beklagten, daß ich Ihnen mein Vorhaben verschwiegen habe,

finde ich mich gemüßigt Ihnen aus Bürgerpflicht, wie jeder welcher verzieht seinen Nachbarn es anzeigt, anzuzeigen, daß ich meine Wohnung verändert habe. Ich muß deshalb bemerken, daß ich aus Ueberdruß über mein langes und vieles Herumreisen, welches ich wie Sie wissen gethan habe, endlich zu dem Schluß gekommen bin, mir ein Plätzchen in Corsica zu erwählen; da dies nun in Ihrer Nachbarschaft liegt, nehme ich mir die Freiheit Ihnen durch dieses Schreiben meine Visite abzustatten. Ihr Commissarius zu Bastia wird, wenn er Sie nicht wie seine Vorgänger betrügt, Sie von meiner besondern Bemühung, eine hinreichende Truppenzahl nach besagter Stadt zu schicken, um ihr diese unsre neue Nachbarschaft vollkommen zu erkennen zu geben, versichern können.

Weil aber das Wegziehn zwischen Nachbarn oft wegen Gränzscheidung, Durchzug oder sonst Streit erregt, so will ich deshalb weiterer Complimente mich enthalten, sondern mit Ihnen gleich von unsern Angelegenheiten reden, um so mehr als man mich von verschiednen Orten her versichert, daß Ihnen unsre neue Nachbarschaft sehr lästig sei, daß Sie dieselbe bitter schmähen und sie aller Pflicht zuwider sogar gänzlich ablehnen. Die von Ihnen gegebne Erklärung, daß Ihr Nachbar ein Störer der allgemeinen Ruhe und des Friedens und ein Volksverführer sei, ist die sonnenklarste Lüge, welche man nicht nur hie und da sondern vor der ganzen Welt als Wahrheit ausgibt, obwol Jedermann weiß, daß der Friede und die Ruhe schon vor sieben Jahren aus Corsica verbannt gewesen sind, und daß Sie erst durch Ihre Regierung dieselbe gestört und dann durch Grausamkeit verbannt haben. Diese Staatsmaximen haben unter dem Scheine den Frieden zu befördern die armen Corsen in ein Blutbad gestürzt.

Dies war Ihr Verhalten und so haben Sie aus Corsica den Frieden und die Ruhe verjagt, nachdem sie durch den Kaiser mit so großer Mühe war wieder hergestellt worden.

Ihr frevelvoller und hartnäckiger Pinelli verleitete das Volk, und in solchem Zustande habe ich es gefunden, nachdem ich nur wenige Tage hier zu wohnen gekommen bin. Warum aber wird die Schuld von dem, was Sie selbst verbrochen haben, auf mich gewälzt? In welchem Gesetze hat man gelesen, daß ein so einfältiger Nachbar als ich bin, des Hochverrats schuldig sein könne? Verräterei setzt eine durch gröblichsten Frevel gebrochne Freundschaft voraus, welcher unter dem Scheine von Freundschaft begangen wird. Gesetzt nun, Sie wären von mir gröblichst beleidigt, was für eine Freundschaft hat wol unter uns beiden bestanden? und wann bin ich Ihr Freund gewesen? der Himmel verhüte es, daß ich mir je einfallen ließe einer Nation Freund zu sein, die so wenig Freunde hat!

Aber man will mit aller Gewalt beweisen, daß ich das Verbrechen der beleidigten Majestät begangen habe. Schon der Gedanke an eine so gräßliche Beschuldigung erschreckt mich. Allein nachdem ich ernstlich nachgeforscht habe, wo dero Majestät sich herschreibe, so habe ich mich dadurch wieder beruhigt, daß ich trotz meines ernstlichen Nachforschens, sie nirgends angetroffen habe. Sagen Sie mir doch, haben Sie solche Majestät von Ihrem Dogen überkommen, oder auf dem Meere erbeutet, da Sie Ihre Stadt den Mahomedanern zu einem Schutzorte überlassen und aus Gewinnsucht so viel Türken herbeigezogen haben, daß sie völlig zugereicht hätten, die ganze Christenheit zu überwältigen? Vielleicht haben Sie diese Majestät auf Ihren Schultern aus Spanien gebracht, oder sie muß irgendwie in Ihr Land aus England zu Schiff angekommen sein, welches durch einen englischen Kaufmann an einen Ihrer Landsleute, der gerade zum Dogen erwählt war, abgesandt worden war und einen Brief mitgebracht hatte, dessen Adresse also lautete: An den Herrn, Herrn N. N. Dogen von Genua und Kaufmann von allerhand Waaren.

Sagen Sie mir doch im Namen Gottes, woher Sie die Würde einer Monarchie und den Fürstentitel gewonnen haben, da Ihre Republik vordem nichts anderes gewesen ist als eine Zunft gewinnsüchtiger Piraten! Haben denn seit vielen hundert Jahren andere Personen in ihren Ratsversammlungen gesessen, als solche, die bürgerliche Aemter verwalten? und sind es diese, von denen Sie Ihre Majestät erhalten haben? Ist nicht der Name eines Herzogs, den Sie Ihrem Dogen geben, ein ungebührlicher Titel? Ich bin versichert, daß die Gesetze und Grundartikel Ihrer Republik so eingerichtet sind, daß Niemand ein Fürst sein kann, als das Gesetz selbst, und daß Sie als die Handhaber und Administratoren desselben sich den Namen eines Souveräns ungebührlich zulegen und das Volk mit eben so wenig Grund Untertanen heißen, da es ja mit Ihnen regieren muß, wie es auch in der That der Fall ist. Ob Sie nun gleich in Ihrem Lande, worauf Sie kein Recht haben, für jetzt noch in friedlichem Besitze bleiben, so kann ich doch nicht einsehn, daß es Ihnen mit Corsica eben so wol gehen müsse, wo das Volk, weil es offne Augen hat, auf seinen gerechten Forderungen besteht und gezwungen ist sich das Joch vom Halse zu schaffen. Ich für mein Teil bin fest entschlossen, mich zu einer Partei zu halten wie mir es die Vernunft und die Liebe zur Gerechtigkeit eingeben werden. Und weil Sie mich durch die ganze Welt als einen Betrüger aller und jeder Nationen ausgeschrieen haben, so habe ich mir jetzt vorgenommen einer Nation und das ist den unterdrückten Corsen durch die That das Gegenteil zu beweisen. So oft ich nun, indem ich Ihnen aus dieser Lüge heraushelfe, Sie betrügen kann, so werde ich es mehr als gerne thun und werde es Ihnen überlassen, wo Sie können ein Gleiches an mir zu thun.

Indessen glauben Sie sicher, daß meine Gläubiger das Ihrige wol erhalten werden, weil Ihre Habseligkeiten, welche mir die Corsen auf rechtmäßige Weise zum Präsent gemacht

haben, zur Bezahlung meiner Schulden mehr als hinreichen. Doch sollte es mir Leid sein, wenn ich Ihrer Republik die Härte, die sie in diesem Königreich verübt hat, nicht genugsam sollte vergelten können, weil alle Bezahlung dagegen nicht groß genug zu sein scheint.

Ich will nicht vergessen, Ihnen hiermit auch zu vermelden, daß die Meinigen glückliche Fortschritte machen, alldieweil sie wol werden gehört haben, daß ich so viel Truppen im Solde habe als zu zeigen nötig ist, ich sei nicht nur fähig aus dem Beutel anderer zu leben sondern auch geschickt genug, 10,000 Mann auf meine eignen Kosten zu unterhalten. Ob diese ihren vollständigen Sold und Proviant erhalten, mögen jene heldenmütigen Soldaten bezeugen, welche sich in den Mauern von Bastia eingeschlossen halten, weil sie nicht die Courage haben, im offnen Felde sich zu stellen, damit man sie in der Nähe beschauen könne.

Ich versichere übrigens, daß so sehr Sie auch meinen guten Ruf vor der Welt zu verunglimpfen sich Mühe geben, ich nicht fürchte, es möchte dies bei diesen Menschen den von ihnen eingebildeten Eindruck machen, und die Ducaten, welche sie erhalten, möchten nicht von größerer Wirkung sein, als alle Lästerungen, die Sie gegen meine Person fort und fort erfinden. Noch muß ich Sie um eine Gefälligkeit ersuchen, nämlich wenigstens dafür zu sorgen, daß sich in den zwischen meinen und Ihren Truppen etwa vorfallenden Gefechten doch Jemand von Ihren Landsleuten möge blicken lassen, welcher das Commando über sie führe, weil der wahre Heldenmut, den rechtschaffene Männer für ihr Vaterland hegen müssen, bei dergleichen Männern unstreitig anzutreffen ist. Aber ich glaube wol, daß ich die Erfüllung meiner Bitte nicht erreichen werde, weil Sie sämmtlich mit Ihren Wechselbriefen, Wucher- und Handelsgeschäften so viel zu schaffen haben, so daß der Geist der Tapferkeit bei Ihnen keinen Platz finden kann. Des-

halb vermeine ich auch ganz und gar nicht, daß Sie mit Ihren Truppen jemals Ehre einlegen werden, weil diejenigen welche sie anführen sollten, weder Zeit noch Tapferkeit genug besitzen, sie nach dem Beispiel anderer großmütiger Nationen ins Feld zu führen.

Gegeben im Lager vor Bastia, am 10. Juli 1736.

Theodorus. Sebastiano Costa, Staatssecretär und Großkanzler des Königreichs.

Dieses höhnende Schreiben mußte die Republik Genua allerdings auf das Tiefste kränken. Aber so ist der Lauf der Dinge, die stolze Beherrscherin der Meere war gesunken, ein kleines Volk vor ihren Toren schreckte sie mit Waffengewalt, ein fremder Glücksritter ließ straflos seinen Spott an ihr aus.

Die Wahlcapitulation war am 15. April 1736 in Alesani vollzogen und Theodor auf Lebenszeit zum Könige erwählt worden; nach ihm sollten die Krone seine männlichen Descendenten, nach dem Rechte der Geburt und des Alters erben, in Ermanglung männlicher Nachkommen auch die Töchter erbfähig sein. Hatte er selbst keine Leibeserben, so sollten seine Anverwandte auf den Tron gelangen. Aber die Corsen gaben ihrem Könige nur den Titel, sie bewahrten ihre Constitution.

Ich habe nicht gehört, daß der neue Herrscher daran dachte, dem Lande eine Königin zu geben, die Zeit eilte vielleicht zu sehr. Er richtete sich in dem bischöflichen Hause zu Cervione nach den Umständen ein, umgab sich mit Wachen und mit fürstlichem Ceremoniel, und spielte so gut den König, als ob er im Purpur wäre geboren worden. Wir wissen schon, daß er einen prächtig klingenden Hofstaat einführte und Grafen, Marchesi und Barone schuf. Die Menschen und ihre Leidenschaften sind sich überall gleich. Man kann sich als König empfinden in den düstern Stuben eines Dorfs, wie in den Prunksälen des Louvre, und ein Herzog von Chokolade oder

Marmelade am Hofe eines schwarzen Königs wird seinen Titel mit kaum minderem Stolze tragen, als ein Herzog von Alba. Man sah in Cervione auch Menschen sich herzudrängen, welche an den Stralen der neuen Sonne sich erwärmen wollten und Titel und Gunst begehrten; in dem schmutzigen Bergdorf, in einem verwitterten Hause, welches ein königlicher Palast war, weil es nun so hieß, spielten Ehrgeiz und Intrigue so gut ihre Rolle, wie an jedem andern Hofe der Welt.

Einer der Akte königlicher Machtvollkommenheit Theodors war auch die Stiftung eines Ordens, denn ein König muß Orden verteilen. Wie ich schon erzählt habe, hieß der Orden „von der Befreiung." Die Ritter sahen sehr schön aus. Sie trugen ein azurblaues Kleid und ein Kreuz; mitten in diesem stand ein Stern, darin die Figur der Gerechtigkeit eine Waage in der Hand. Unter der Waage sah man einen Triangel, in dessen Mitte ein T.; in der andern Hand hielt die Gerechtigkeit ein Schwert, unter welchem man eine Kugel mit darauf befindlichem Kreuze sah. In den Ecken des Ordenszeichens waren noch die Wappen der königlichen Familie angebracht. Jeder Ritter mußte dem Könige Gehorsam zu Wasser und zu Lande schwören; täglich zwei Psalmen singen, den vierzigsten: Herr unsre Zuflucht, und den siebzigsten: auf dich, o Herr, hab' ich gehofft.

Die sehr selten gewordnen Münzen Theodors in Gold, Silber und Kupfer zeigen auf der einen Seite sein Brustbild mit der Umschrift: Theodorus D. G. unanimi consensu electus Rex et Princeps regni Corsici; auf der andern: Prudentia et industria vincitur Tyrannis. Auf einigen Münzen sieht man eine von drei Palmen getragne Krone mit den Buchstaben T. R., auf der Rückseite die Worte pro bono publico Corso.

Auch dem Scharfrichter gab Theodor die nötige Hofcharge und manchen Mann ließ er hinrichten, weil er ihm gefährlich

schien. Besonders verdarb er es mit seinen Untertanen, nachdem er einen angesehenen Corsen Luccioni de Casacciolo hatte hinrichten lassen, und auch sonst warf man ihm vor, daß er auf die Tugend der corsischen Mädchen einige Versuche gemacht habe, deren Berechtigung nicht in der Wahlcapitulation stand. Aber ein paar Jahre hindurch hingen ihm die Corsen mit großer Treue an. Dieses arme Volk hatte in seiner Verzweiflung nach einem Könige verlangt wie einst die Juden einen König begehrt hatten, daß er sie von den Philistern erlöse. Als er zum ersten Mal hinweggegangen war, erließen sie dieses Manifest:

Wir
Don Louis Marchese Giafferi und
Don Giacinto Marchese Paoli,

erste Minister und Generale Seiner Majestät des Königs Theodor unseres Souveräns.

Kaum haben wir die Briefe des Königs Theodor I., unsres Herrn, erhalten, so haben wir um seinen Befehlen zu gehorsamen alle Völker der Provinzen, Städte, Flecken und Castelle des Königreichs in die Stadt zu Corte berufen, um eine Generalversammlung abzuhalten betreffs der Anordnungen und Befehle unseres vorgenannten Souveräns. Die Versammlung war allgemein wie von dem einen Teil der Berge so von dem andern. Alle haben mit Befriedigung und Unterwürfigkeit die Befehle Seiner Majestät aufgenommen, gegen welche sie einmütig den Eid der Treue und des Gehorsams als gegen ihren legitimen und obersten Herrn erneuert haben. Sie haben gleicher Weise desselben Erwählung zum Könige von Corsica für ihn und seine Descendenten bestätigt, wie das schon in der Convention von Alesano unverbrüchlich ist stipulirt worden.

Zu dem Ende thun wir kund allen denen so es angeht

und endlich der ganzen Welt, daß wir beständig eine unverletzliche Treue gegen die königliche Person Theodors des Ersten bewahren werden, und daß wir entschlossen sind als seine Untertanen für ihn zu leben und zu sterben, und niemals einen andern Herrn denn ihn und seine legitimen Descendenten zu erkennen. Aufs neu schwören wir aufs heilige Evangelium, in allen Stücken den Eid der Treue zu halten, im Namen des hier versammelten Volkes.

Und auf daß gegenwärtiger Act alle Kraft und erforderliche Autenticität habe, haben wir ihn in die Kanzelei des Königreichs registriren lassen und haben ihn unterzeichnet mit unserer eignen Hand und bekräftigt mit dem Insiegel des Königreichs.

Gegeben in Corte, am 27. December 1737.

Aehnliche Erklärungen wurden auch im Jahre 1739 wiederholt, als Theodor unter großem Jubel des Volkes wiederum in Corsica landete. Bei dieser zweiten Landung wäre er bald lebendig verbrannt worden. Ein deutscher Capitän Wigmanshausen, welcher sein Schiff befehligte, war von den Genuesen bestochen worden, dasselbe in die Luft zu sprengen. In der Nacht wachte Theodor mehremale auf, es war ihm als würde er lebendig verbrannt. Da fiel es ihm ein mit seinen Dienern in die Cajüte des Capitäns zu gehen, welchen er gerade beschäftigt fand, Zurüstungen zu treffen, um das Pulvermagazin des Schiffs anzuzünden. Theodor verurteilte ihn auf der Stelle zum Feuertode, dann verwandelte er das Urteil in die Strafe, daß der Capitän am Mast seines Schiffes gehängt werden solle, und augenblicks wurde die Sentenz vollzogen. Es hatte also Theodor in seiner kurzen Herrscherlaufbahn auch ein Attentat erfahren müssen.

Seine weiteren Schicksale in Corsica kennen wir schon. Nachdem er vergebens seine Inselkrone wieder zu gewinnen gesucht hatte, ging er nach England zurück. Einen wunderbaren Lebens-

traum ließ er hinter sich, in welchem er sich einst auf einem wilden Eiland eine Krone auf dem Haupt, und ein Scepter in der Hand gesehn hatte, Marquis, Grafen, Barone, Cavaliere, Kanzler und Großsiegelbewahrer um ihn her. Nun saß er trauervoll und ein Bettler im Londner Schuldturm, wohin ihn seine Gläubiger geworfen hatten, und gedachte an den Königsroman seines wechselvollen Wanderlebens und klagte mit nicht weniger Gefühl und Pein, daß er nun als Märtirer in der Gefangenschaft englischer Kaufleute schmachten müsse, als Napoleon später im englischen Kerker zu St. Helena bitterlich klagte. Auch Theodor war eine gefallne Größe und eine tragische Person. Der Minister Walpole eröffnete eine Subscription zu Gunsten des armen Corsenkönigs und befreite ihn aus seinem Kerker. Zum Dank schenkte ihm Theodor das Großsiegel seines Reichs. Auch er starb wie Paoli und wie Napoleon auf dem Boden Englands, im Jahre 1756. Auf dem Kirchhof von Westminster liegt er begraben. Er war ein Mann wunderlich verwegen, phantastisch genial, unerschöpflich in Plänen, ausdauernder als sein seltnes Glück, und von allen tapfern Abenteurern der preiswürdigste, weil er für die Freiheit eines kühnen Volks männlich Kopf und Arm verwandte. Die grellsten Gegensätze des Lebens, die Königsherrschaft und den Schuldturm, in welchem ihm das Brod fehlte, hatte er an sich erfahren. Wir Deutsche wollen ihm einen Platz unter den Braven unsres Volks gern bewahren, und dieses kleine Erinnerungsmal setzte ich meinem tapfern Landsmann, sein Andenken wieder zu erneuern.

Fünftes Kapitel.

Mariana und Rückkehr nach Bastia.

Era già l'ora che volge il disio
Ai naviganti e intenerisce 'l cuore,
Lo dì ch' han detto a' dolci amici addio.
Dante.

Der Ort Cervione liegt nördlich von Aleria auf dem Hange der Berge; und hier straft mich der Wunsch, auch dort gewesen zu sein; denn enthält jenes Castell gleich nichts Sehenswürdiges, so war es doch die Residenz Theodors. Es überfällt den Wanderer wol bisweilen die Wandermüde, daß er schlafenden Augs an manchem Gegenstande der Betrachtung vorübergeht. Ich sah Cervione auf der Höhe, und gab den Ort auf um der Trümmer von Mariana willen.

Weiter nördlich von Cervione mündet der Golofluß, die größeste Wasserader der Insel, welche so viele Täler tränkt. Die Sommerglut hatte ihn fast trocken gelegt. Rings umher hat der Strom die weite Ebne von Mariana angeschwemmt, oder von Marana wie die Corsen jetzt sagen. Und hier stand auf dem linken Ufer des Flusses die zweite Römercolonie. Marius hatte sie gegründet. Es ist immer merkwürdig, daß in dieses blutige Land der Corsen gerade die beiden Bluträcher und Todfeinde Sulla und Marius Colonieen ausführen mußten. Ihre Namen, welche die schrecklichsten Gräuel des Bürgerkrieges und der Revolutionen aussprechen, mehren die Schwüle corsischer Atmosphäre.

Ich suchte die Trümmer von Mariana auf. Sie liegen eine Stunde weit von der Straße ab nach dem Meeresstrande zu. Wie bei Aleria fand ich auch hier weite Flächen mit Mauersteinen bedeckt, welche den Boden ganz bedecken. Es wandert sich trostlos auf solchem Felde, gedenkt man, daß diese Steine einst eine Volksstadt waren und daß in ihnen das Leben von Jahrhunderten wohnte. Man möchte Amphions

Citer nehmen, die Trümmer noch einmal zusammenharmoniren und einen Blick in Volk und Stadt hineinthun. Denn welcher Art waren sie? und welcher Epoche gehörten sie an? Die Trümmer Mariana's sind noch unbedeutender als die von Aleria. Sie lassen die Zeit gar nicht mehr erkennen. Der Corse hat es gern, wenn man in jenen Steinen die Reste römischer Bauten finden will, und sich selbst betrügend mag der Wandrer sich auf einem jener Trümmerhaufen niederlassen und an jenen Marius denken, wie er auf den Ruinen Carthago's saß und den Fall der großen Stadt beklagte.

Zwei zerstörte Kirchen ziehen allein die Betrachtung an. Es sind die hervorragendsten Ruinen Corsica's aus dem Mittelalter. Die eine war eine schöne Capelle, deren längliches Schiff sich wol erhalten hat. Sie hat eine Tribüne, welche von außen sechs halbrunde Säulen korinthischer Ordnung zieren. Sculpturen von sehr einfacher Arbeit sind über dem Gesimse des Seiteneingangs angebracht. Eine Millie weiter liegen die Reste einer größeren Kirche, von welcher ebenfalls das Schiff aufrecht stehen blieb. Sie heißt die Canonica. Der Bau ist eine Basilika von drei Schiffen mit Pilasterreihen dorischer Ordnung und einer Tribüne mit gothischer Capellenstructur zu beiden Seiten. Nach außen hat die Nische ebenfalls Pfeilerausschmückungen dorischer Ordnung. Die Länge des Schiffes beträgt 110 Fuß, seine Breite fünfzig. Die Façade ist halb zerstört und zeigt den pisanischen Stil. Am Portalbogen sieht man Sculpturen, Greife, Hunde die einen Hirsch jagen, ein Lamm von so roher Arbeit, daß sie dem achten Jahrhundert angehören könnte. Man hat diese Canonica für einen römischen Tempel ausgegeben, den die Saracenen zu einer Moschee, die Christen wieder zu einer Kirche umgewandelt, nachdem Hugo Colonna Mariana den Mauren abgewonnen hatte. Man erkennt wol, daß der Bau einmal bereits restaurirt wurde, aber nichts spricht dafür, daß er römisch gewesen sei. Im Gegenteil

erscheint er durchaus als eine Basilika der Pisaner. Ihre Formen sind edel und einfach, von der besten Symmetrie, und dies wie die Gediegenheit des corsischen Marmors, mit welcher die Kirche bekleidet ist, gibt ihr allerdings das Ansehn einer antiken Architectur.

Als ich in das Innere trat, überraschte mich die andächtige Gemeinde, welche darin auf den Knieen lag. Es waren hochaufgeschossene Wildlinge, welche dort quer durch die Schiffe in Reihen hinter einander grünten. Ein bärtiger Ziegenbock stand gerade vor der Tribüne und schien eher moralische als gefräßige Gedanken zu hegen. Die Hirten weideten ihre Ziegenheerde neben der Canonica. Ich fragte sie vergebens nach Münzen, doch hat man hier wie an andern Orten Corsica's eine große Zahl von Kaisermünzen gefunden, mit denen die halbe Welt gesegnet ist. Von dieser ehemaligen Colonie des Marius, welche vor Aleria ausgeführt wurde und nicht wie die des Sulla eine Soldatencolonie, sondern eine Bürgercolonie gewesen sein muß, führte die einzige Römerstraße in Corsica über Aleria nach Präsidium, nach Portus Favoni und nach Palae an die Meerenge des heutigen Bonifazio. Es war also die Insel in jenen Zeiten noch unwegsamer als sie gegenwärtig ist, und in das bergige Innere drangen die Römer nimmer ein.

Hier zeigt sich nun Bastia wieder in der Ferne und der Ring der Wanderung will sich schließen. Zur Linken erheben sich die blutgetränkten Höhen von Borgo, wo manche Schlacht geschlagen wurde, und wo die Corsen ihren französischen Unterdrückern den letzten Sieg abgewannen. Weiter hin schimmert der stille Teich von Biguglia und oberhalb steht Biguglia selbst, einst die Residenz der genuesischen Governatoren. Das alte Schloß liegt am Boden.

Der letzte Ort vor Bastia ist Furiani. Sein graues Schloß steht in Ruinen und das schwarze Gemäuer bedeckt mit dem üppigsten Grün die Epheuranke und die weiße Waldrebe. Noch

einmal schweift das Auge von hier in die liebliche Goloebne hinab, in die duftig blauen Berge hinein, welche aus dem Innern der Insel zum Abschiede mit ihren Wolkenschleiern winken.

Eine schöne Wanderreise ist nun vollbracht. Und hier steht der Wandrer im freudigen Besinnen still und dankt den guten Mächten, die ihn schirmend geleiteten. Doch wird es dem Gemüte schwer, von dem wunderbaren Eilande zu scheiden. Wie ein Freund ist es mir geworden. Die stillen Täler mit ihren Olivenhainen, die zauberischen Golfe, die äterfrischen Berge mit ihren Quellen und Pinienkronen, Städte und Dörfer und ihre gastlichen Menschen, vieles haben sie dem Verstande wie dem Herzen zum dauernden Gastgeschenke gegeben.

Noch einmal das Bild eines Corsen, der hier unter dem alten Oelbaum gelagert mir Land und Volk noch darstellen will.

Abschied von Corsica.

Der Fremdling.

Du wilder Cors' vom Berg, was träumest du
Am alten Oelbaum hier in dumpfer Ruh,
Und streckst dich hin den Doppellauf im Arme
Und starrst so in die Luft, die flimmerwarme?
Im grauen Turme weint dein hungrig Kind,
Es singt Lament dein Weib und spinnt und spinnt,
Und klagt, daß ohne Ende die Beschwerde,
Die Kammer leer, das Feuer todt im Herde.
Doch du, dem Falken gleich, hockst auf dem Stein,
Verschmähst im Tal das goldne Korn zu streun,
Und auszusä'n den grünen Pflanzensegen
Und Rebenwuchs, ein wohnlich Haus zu pflegen.
Schau' hier hinab, wie sich die Ebne dehnt
An blauen Bergen sonnig hingelehnt,

Und sich zum Meere lachend niedersenket,
Ein Paradies von Bächen überränket.
Doch wuchert drauf nur strupp'ger Albatro,
Der Mirtenstrauch der weiten Herrschaft froh,
Das Farrenkraut und Cytisus und Haide,
Schwarzhaar'ger Ziegen sommerliche Waide.
Träg schleicht der Golofluß hinab zum Sumpf
Dem schilfbewachs'nen, der die Luft macht stumpf
Und fieberfeucht und langsam zehrt am Leben
Des Fischers, dem er seinen Fisch gegeben.
Und wenn der Wandersmann das Feld durchirrt,
Wird er vom Haidevogel nur umschwirrt,
Und stößt auf Trümmer nur und Mauerhallen
Von Römerstädten, die zu Staub zerfallen.
Auf denn, du Cors', aus deiner trägen Rast,
Und steig' herab, und flink die Axt gefaßt,
Den Spaten und den Karst, und bau' die Erde,
Daß sie ein fruchtbedeckter Garten werde.

Der Corse.

Du Fremdling, dessen Väter einst ich traf,
Bei Calenzana senkt' in ew'gen Schlaf,
Was störst du meine Ruh? — Zweitausend Jahre
Schon kämpft' ich, schlachtenvolle, freudenbare,
Und hielt zweitausend Jahre ringend Stand
Dem Feind', der überzog mein Inselland.
Am Col di Tenda hab' ich sie geschlagen
Die Römer deren Spur die Felder tragen;
Carthago's Hasdrubal traf ich am Meer,
Zerstreut' wie Samen das Etruskerheer.
Der Maure drang in meinen Golf nach Beute,
Er schleppte Weib und Kind mir in die Weite,
Und warf ins Haus den roten Feuerbrand;

Doch faßt' ich ihn und rang und überwand.
Und wieder hört' das Muschelhorn ich schallen,
Wenn neu der Feind mir in das Land gefallen,
Lombard' und Türke und der Aragon.
Und floß mein Blut in hellen Bächen schon,
Und sah in Asche ich mein Dach zerstieben,
Ich weinte nicht — mir war die Freiheit blieben.
Da kam der Genues' — o schwerer Fluch!
Italia ihr Kind in Ketten schlug.
Schaust du mein Land und klagst, daß es so wüste,
Die Fluren öd' und leer die Hafenküste,
Das Dorf von Epheu grün und halbzerstört,
So wiß, der Genuese hat's verheert.
Hörst du am Golf die Mandoline schlagen,
Des Vôcero gedehnte Laute klagen,
Und wunderst dich, daß trüb' stets der Gesang,
So wiß, der Genues' ihn so erzwang.
Hörst du den Flintenschuß im Berge hallen,
Siehst du ins dunkle Blut das Opfer fallen,
Und schauderst ob der Rachlust unerhört,
So wiß', der Genues' hat sie gelehrt.
Und wisse nun, was wir gelitten haben.
Doch hab' ich Genua sein Grab gegraben,
Und siehst du sie dereinst so sag': Ich sah
Das Corseneiland, Grab von Genua.
Wild war der Kampf und grausig sonder Ende,
Der Kaufmann gab mein Land in Frankreichs Hände,
Als wie ein Gut, das man ersteht um Geld,
Und ruhig sah es an die feige Welt.
Du Fremdling hör', an Pontenuovo's Bergen
Erlag ich wund den fränk'schen Freiheitsschergen,
Und weint', und schleppt' mich wie ein blutend Wild
Die Felsen aufwärts von dem Schlachtgefild.

Nun bin ich müd' — solch' Kämpfen macht ermüden,
Drum gönn' die Rast mir in des Oelbaums Frieden.

Der Fremdling.

Nicht wollt' mein Mund ein bitter Wort dir sagen,
Mitfühlend nur dein Fluchgeschick beklagen,
Du Vorkampf-Streiter, blutig, schlachtenmüde,
O Sohn des Todes und der Eumenide!
Nun ruh'! weil du Europa's lange Nacht
Allein auf deinem Felsen hast durchwacht,
Und hast allein um Mannes Gut gerungen,
Als in der Welt sein Name war verklungen.
Hab' einen Ruf gehört von deinen Ahnen,
Von Pasqual Paoli ein ernstes Mahnen,
Als ob dem rost'gen Heldenangedenken
Mein lebend Wort sollt' neues Leben schenken.
Und war es oft ein blutig dunkles Schauern,
Und war es oft ein tiefes Seelentrauern,
Das hier mein heimatloses Herz gerührt,
Hats doch vom Heldengeist den Hauch gespürt;
Hats doch von deinen liederreichen Klagen
Den hellsten Glockenklang hinweggetragen.
Und wie ich saß dem Riesenfels zu Füßen,
Und sah den Wildbach frei durch Wolken schießen,
Thät mir aufs Haupt die Aeterschale gießen
Natur und neu den Sinn zum Licht erschließen.
Im Land des Todes war ich nun zu Gast,
Und kehre heim mit dem Olivenast;
Froh schwingt der Pilgrim das geliebte Zeichen,
Weils gute Geister ihm gewährend reichen.

Du Cors' leb wol! dieweil auf regen Wellen
Von meinem Wanderschiff die Segel schwellen.

Hab' Gottes Lohn für deiner Früchte Gabe,
Für gastlich Obdach und des Weines Labe.
Mag Jahr um Jahr dein fetter Oelbaum tragen,
Dein Garten nie die Lese dir versagen.
Auf goldner Aue reif' dir Mais genug;
Aufzehr' die Sonne deiner Rache Fluch,
Daß einst vor ihrem Antlitz trocken werde
Dein Heldenblut auf deiner Heldenerde.
Hoch wachs' dein Sohn den starken Ahnen nach,
Die Tochter keusch wie deines Berges Bach;
Halt' zwischen sie und feile Frankensitten
Granitner Felsen Schanze stets inmitten.
Leb, Eiland, wol! mag nie dein Ruhm verschwinden,
Der Väter Tugend laß in Enkeln finden;
Daß nicht ein Gast auf deinen Bergen klage:
„Sampiero's Heldensinn, du wardst zur Sage!"

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Note.

Ich gebe am Schlusse meines Buchs eine literarische Note über solche wesentliche Schriften, die mir dabei gedient haben. Es gilt auch hier die Erfahrung, daß jedes Ding, mag es noch so sehr insularisch sein, schon einen Continent von Literatur nach sich zieht. Die historischen Werke der Corsen habe ich bereits genannt, Filippini, Peter von Corsica, Cambiaggi, Jacobi, Limperani, Renucci, Gregorj Friess. Ihnen will ich anschließen: Robiquet recherches historiques et statistiques sur la Corse. Paris 1835, ein Buch, welches stofflich reich ist, und dem ich schätzenswerthe Notizen verdanke.

Von Niccolo Tommaseo standen mir zu Gebote seine Lettere di Pasquale de Paoli, Firenze 1846, und seine Canti Popolari Corsi in der Sammlung corsischer, toscanischer und griechischer Volkslieder.

Die von mir mitgeteilten corsischen Todtenklagen entnahm ich dem Saggio di Versi Italiani e di Canti Popolari Corsi. Bastia 1843. Der greise Dichter Salvator Viale hatte die Güte, mir bei seinem letzten Besuche in Rom eine handschriftliche Sammlung corsischer Volkslieder zurückzulassen, welche ich noch, in Zeiten der Muße, herauszugeben gedenke. Der würdige Mann ist nun todt. Tommaseo widmete ihm und seinen Verdiensten einen schönen Nachruf im Archivio Storico. Ich habe Viale's Novelle: „Das Gelübde des Petrus Cyrnäus" in mein Buch aufgenommen; sie fehlt in dessen erster Ausgabe. Den Stoff zu den andern corsischen Novellen, welche alle wirkliche Begebenheiten erzählen, verdanke ich einer Sammlung solcher kleinen Geschichten von Renucci, Bastia 1838. Die Behandlung ist mein eigen.

Boswells, eines Engländers Buch: „Zustand Corsica's nach einem Reisejournal und nach Denkwürdigkeiten des Pasquale Paoli, aus dem Jahre 1769, in London", ist lesenswert, weil der Verfasser den großen Corsen persönlich kannte, und was er aus seinem Munde hörte niederschrieb. — Endlich verdanke ich auch Valery's: Voyages en Corse, à l'île d'Elbe et en Sardaigne; Bruxelles 1838, manche Notiz.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Wasserpf

3,5

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gregorovius, Ferdinand,

Corsica

Bd.: 2

Stuttgart u.a. 1869
Ital. 199 rd-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11008525-7